It. sing.
504 o / 13

N 88

E, A

O. 42
C.

<36636755640017

<36636755640017

Bayer. Staatsbibliothek

1. [illegible] Wanderbild. „durch Südungarn“.

Hundert Tage

auf

Reiſen

in den

öſterreichiſchen Staaten,

von

J. G. Kohl.

Privatdozent [illegible] Streck,
Berlin 10/I. 1902.

„Geſegnet werde, wer da lobt,
„Geſegnet werde, wer da ziſcht.“

Dritter Theil.

Reiſe in Ungarn.

Erſte Abtheilung.

VOLKS-BIBLIOTHEK DER STADT BERLIN. №4.

Mit einem Titelkupfer und einer Karte von Ungarn.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1842.

Reiſe in Ungarn,

von

J. G. Kohl.

Bibliothek der Stadt Berlin. № 4

Bayerische Staatsbibliothek München

„Bereitet mir, was euer Haus vermag!“

Erſte Abtheilung.

Peſth und die mittlere Donau.

Mit einem Titelkupfer und einer Karte von Ungarn.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1842.

Wbld 59/48

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

F. W. Kohl del. G. Zumpe sc.

VOLKS-BIBLIOTHEK DER STADT BERLIN.
No 4

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Oedenburg, Zinkendorf, Eſterhaz und der Neuſiedler See 1

„Ich ſollte eigentlich nie frühſtücken.“ — Italien, Ungarn. — Auswanderer nach Ungarn. — Wallfahrer nach Mariazell. — Heilige Quelle. — Kroatiſcher Kirchhof. — „Vendez fogado.“ — Hübſche Einſiedelei. — Entſtehung, Ab- und Zunahme des Neuſiedler Sees. — Ruſter Weine. — Fahrt auf dem See. — Vollblutpferde. — Racing calender. — Magyariſche Dörfer. — Eine Bagatelle. — „Caragoli's.“ — Hunde, Pferde und Runkelrübenzucker. — Eſterhazy'ſche Beſitzungen. — Eſterhazy'ſche Beamten. — Eiſenſtadt. — Haiden.

Der Sumpf Hanſag und die Gulyas . . 34

Der „Waſen.“ — Veränderungen im Sumpfe. — Austrocknung. — „Kabige Luft.“ — Die Gölſen und Minkerln. — Die Hirten und Heerden. — Wildes Vieh. — Gulyáshus. — Sumpfgetränke. — Der Moraſt-Stephan. — Ungariſche Cretins. — „ein prächtiger Kerl.“ — Die „Daken.“ — Das „Zick.“ — „Es fallt mir im Traum nit ein.“

Seite

Die Raabau und Raab 58

Die weſtliche Ebene Ungarns. — Mittagshitze und Schatten. — Heerden. — Büffel im Sumpfe. — Luftſpiegelungen. — Kroatiſcher und magyariſcher Sonntagsſchmuck. — Politik der Schweinehirten. — Adelige Bauern. — Gewitter. — Magyariſcher Volksball. — „Magyar! Magyar!“ — Ungariſcher Morpheus. — Ein Comitatshaus. — Verſchiedene Sprachen in den Acten. — „Curia nobilitaris.“ — „Hirlap! Hirlap!“ — Revenueen der ungariſchen Geiſtlichen. — Lutheriſche Kirche.

Das Erzſtift Martinsberg und die Gonaſſen 82

Die Schlacht bei Raab. — Die Faßbinder des Kloſters. — Stephan's I. Stuhl. — Locus credibilis. — Münzen von Attila. — Ausſicht auf 14 Comitate. — Die Benedictiner Herren. — Des Bakony Eingeweide. — Die Räubereien der Gonaſſen. — Ihre Erziehung. — Das Hackerl. — Die Gevattersleute im Bakonyer Walde. — Sobri. — Gyulaſi's Heimkehr.

Donaufahrt von Raab nach Peſth 112

Die kleine Donau. — Raab's Schifffahrt. — Getreidehandel, Viehhandel. — Freiheit! Geſetz! — Neue Worte. — Gott mit uns! — Zwieſelſtrick. — Die Bakonyer Schweine. — Der ſerbiſche Viehhändler. — Goldwäſchereien. — Legio Prima adjutrix. — Komorn. — Der gerechte Bettelknabe. — Donauebenen und Donaugebirge. — Gran. — Mathias Corvinus und die Bleicherin. — Die Graubündener Zuckerbäcker.

Buda=Peſth 158

Neues Emporkommen dieſer Stadt. — Vergleich mit Prag. — Das Metropolengebiet Ungarns.

Seite

Die Peſther Meſſe 169

Die Telyfohajo's. — Harte und weiche Schiffe. — Topfmarkt. — Die Tſchuttora's. — Der Tſchömör. — Deutſche Coloniſten. — Debretziner Seife. — Die Melonenmeſſe. — Die Gehöfte im Judenviertel. — Der Bettfedernmarkt. — Paprikahändler. — Leinwand verkaufende Tſchikoſen. — Zigeunermuſik. — „Nun ſpielt 'mal ein Ungariſches auf!" — Der „Rakotzi." — Das Lied vom Rakoſch. — Nachtſcenen an der Donau.

Eine Adelscongregation in Peſth 212

Comitate. — Comitatsbeamten. — Reſtaurationen. — „Eljen! Eljen!" — „Hajunk!" — Ungariſche Adelsdiplome. — Tägliches Fleiſch. — Koſſut. — Die Action.

Der Peſther Brückenbau 233

Donaubrücken. — Bedeutſamkeit der Peſther Brücke. — Adelsprivilegien. — Brückenwächter. — Engliſche, italieniſche, deutſche und ungariſche Arbeiter. — Auszahlung des Soldes.

Die Raizenſtadt, die türkiſchen Bäder und die orientaliſchen Pilger 252

„Mein lieber Ding." — „Sondern." — Verbreitung der Serbier in Ungarn. — Die Gräßlerin. — Das Brückbad. — Die Weiber im Bade. — Das Kaiſerbad. — Das Grab des türkiſchen Paſcha. — Die Müllerin und der Derwiſch.

Die Wirthshäuſer und das Caſino von Peſth 279

Nationalfarben. — Ungariſcher Speiſezettel. — Der „architektoniſche Bauſtyl" von Peſth. — Schöne Häuſer. — Redoutenſäle. — Caſinolectüre. — Die Decrete der ungariſchen Könige. — Joſeph II. — Sacra corona cum clenodiis suis. — Die Schriften des Grafen Szechenyi.

Seite

Die gelehrte Geſellſchaft und die ungariſche Sprache 306

Anforderungen der Magyaren. — Miſchung des Ungariſchen und Deutſchen. — Die deutſche Sprache in der öſterreichiſchen Armee. — Die Bildſamkeit der ungariſchen Sprache. — Poſtpoſitionen, Suffixen. — Ungariſche Mißtöne. — Benennungen der Verwandtſchaftsgrade. — Titulaturen. — Vornamen. — Familiennamen.

Ofen 343

Verbreitung der kalten Bäder in Oeſterreich. — Das Austauſchen der Kinder. — Verſchiedenheit zwiſchen Ofen und Peſth. — Alt-Ofen. — Werfte der Dampfſchiffe. — Eiſernes Schiff. — Margaretheninſel. — Gemüſegärten. — Kapuſta. — Der Schloßberg. — Salpeter. — Das Schloß des Palatins. — Das Zimmer der ungariſchen Krone.

Oeffentliche Sammlungen 370

Bau des neuen Muſeums. — Brauneiſenſtein-Bildungen. — Ferrificate. — Ungariſche Fiſche. — Univerſitätsbibliothek. — Mathias Corvinus und Joſeph II. — Hereticus Lutheranorum ministellus. — Gemälde in Peſth.

Beſuch bei den Peſther Iſraeliten 381

Anzahl der Juden in Ungarn. — Judenſchulen. — Rabbiner.

Das Hospital St. Rochus 388

Mangel an Hospitälern in Ungarn. — Geſundheitszuſtand. — Die große Waſſerfluth in Peſth.

Die Donau in den Centralebenen Ungarns 401

Rückblick auf Buda-Peſth. — Die Schwalben an dem Donauufer. — Bevölkerung der ungariſchen Donauſtädte und des Dampfſchiffs. — Die Serbierin. — Spaniſche

Seite

Juden. — Franziskaner aus Bosnien. — Walachiſche Bojaren. — Verbreitung des Deutſchen durch Dampfſchifffahrten. — Baja, Thereſiopol, Fünfkirchen. — Der Soldat in der Wolfsnoth. — Die Kanonen in Mohacs. — Hiſtoriſche Ereigniſſe auf der Donau. — Menſchliche Phyſiognomieen.

Die Batſchka und ihre deutſchen Coloniſten 439

Der jüngſte Tag. — Reichthum der deutſchen Bauern. — Ungariſche Archive.

Das Land Syrmien, Peterwardein und die Tſchaikiſten 447

Die vier Meſopotamien. — Das Provinciale und das Militare. — Parallelismus der Drau und Sau. — Die Fruſchka-Gora. — Die griechiſchen Klöſter in der Fruſchka-Gora. — Schweinehandel. — Illyrien. — Die Eichen. — Die ſerbiſchen Helden. — Neuſatz. — Das ungariſche Petersburg. — Die Weine von Karlowitz. — Stellung des Oberhauptes der griechiſchen Kirche in Oeſterreich. — Die Mündung der Theiß. — Die Kanonierboote und Patrouillenſchiffe der Tſchaikiſten.

Die Mündung der Sau 475

Die geographiſche Geſtaltung Ungarns. — Die Völkerpäſſe dieſes Landes. — Das rutheniſche, ſerbiſche und deutſche Völkerthor. — Situation von Belgrad. — Prinz Eugenius der edle Ritter. — Herczog Oedön. — Anſicht von Belgrad. — Poſten in der Militärgränze.

Dampfſchiff-Leben 489

Semendria. — Drenkowa. — Das Kanoniren der Donaudampfſchiffe. — Der Bettler aus Konſtantinopel.

Die erſten Donau-Katarakten 499

Anfang und Ende der Cliſſura. — Das Taubenſchloß. Das böſe Weib. — Unſer Tündér. — Der Islaz. —

Seite

Die Wirbel. — Die Bulbuku's. — Aeſthetiſche Analyſe der Donaugewäſſer. — Verunglückte Dampfſchiffpaſſagiere. — Die Skella's. — Die Granitſchari. — Die ſerbiſchen Nachtfeuer. — Thee=Soiree auf der Donau.

Nachtlager in der Militärgränze 519
Corporals=Poſten. — Plawiſchewitza. — Walachiſche Prieſter. — Mamaliga und Mamai, o du ſchöne Walachei! — Gränzſoldaten. — „Räubertrieb." — „Extinse fuoco."

Betrachtungen über die politiſche Bedeutung der Militärgränze 535
Die Militärgränze iſt 1) ein deutſches Inſtitut, 2) eine Bildungsſchule der innerhalb ihrer Gränzen wohnenden Völker und 3) eine Schutzmauer der europäiſchen Cultur gegen die türkiſche Barbarei. — Die römiſchen, deutſchen, polniſchen und chineſiſchen Militärgränzen.

Die untere Cliſſura 556
Der Kaſan. — Die neue Chauſſee. — Römiſche Treppelwege. — Trajan's Tafel. — Italieniſche und walachiſche Ausſprache.

Erklärung des Titelkupfers 566

Bayerische Staatsbibliothek München
BIBLIOTHEK DER STADT BERLIN. VOLKS-
№4

Oedenburg, Zinkendorf, Eſterhaz und der Neuſiedler See.

„Ich ſollte eigentlich gar nicht frühſtücken, es bekommt mir nie,“ ſagte der Herr P., — der mit mir einen Fiacker genommen hatte, um zum Wien-Raaber Bahnhof zu fahren —, indem er ziemlich eifrig den Kaiſerbirnen, Kaiſertrauben, aus Kaiſermehl verfertigten Kaiſerſchmarren und dem Kaiſerbier, was Alles der Kellner vor ihm ſervirt hatte, zuſprach.

Ich hinderte ihn nicht daran, denn ich bemerkte, daß er bei dem Grundſatze, nicht frühſtücken zu wollen, aber doch zu frühſtücken, ziemlich alt geworden und auch recht geſund geblieben war, und wir kamen recht munter und reiſeluſtig in dem beſagten Bahnhofe an; er, um dann von Neuſtadt aus in das ſchöne Italien genußluſtig zu pilgern, ich, um auf den Gefilden Ungarns mich umzuſchauen und zu ſehen, welcherlei Menſchen dort wohnten, welches Geſchlechts und welcher Geſinnung.

Sein Plan war, über Trieſt nach Venezia, über Florenz nach Roma, über Neapel nach Palermo und

über Marſeille dann nach Paris und Deutſchland zu- rück zu reiſen und dort keine Landſchaft ungenoſſen, kei- nen Palaſt unbetreten, keine Ruine unbeſichtigt zu laſ- ſen. „Iſt der Plan nicht ſchön?", ſagte er. „Reiſen Sie mit mir! Was wollen Sie dort nach Oſten ſich ſchleppen über Pamhagen nach Papa und von Badkeret nach Mellykat, von den Kroaten zu den Kumanen, und von den Jazygen zu den Wallachanen, um Vieh- triften zu beſchauen und Steppen zu durchirren!" Ich ſagte ihm, daß ich auch auf dieſem Pfade Menſchen zu finden hoffe, und daß ich gern auf noch weniger be- und ausgetretenen Wegen wandle, — und als uns mit 200 anderen Perſonen die Waggons bei Neuſtadt ausſpieen, miethete er ſich einen Kutſcher für den Süden, ich mir einen für den Oſten.

Ich hatte mir bereits in Wien das Wort „Jo- napot" gemerkt und wußte nun den Ungarn an der Gränze in ihrer Sprache einen guten Tag zu wünſchen. Es war mir dieſes Wort von unſchätzba- rem Werthe, und ich konnte mir vielleicht damit allein manches Herz erſchließen. Für einen Reiſenden iſt je- des einzelne Wort, das er von der Sprache des frem- den Landes weiß, ein köſtliches kleines Inſtrument, von dem er, wenn er klug iſt, vielfach guten Gebrauch machen kann. Hundert Worte und Redensarten ſind ihm ſchon ein unſchätzbarer Schatz. Es kann der Fall eintreten, dachte ich, daß das Wort Jónapot mir beſ- ſere Dienſte thut als eine Piſtole. Z. B. es begegnet mir Einer, der mich als einen Fremdling ausrauben

will. Ich rufe ihm auf gut Ungariſch „Jonapot!“ guten Tag, mein Kind!“ zu, er denkt, ich ſei ein Landsmann, oder fühlt ſich geſchmeichelt, oder kommt ſonſt dadurch auf andere Gedanken und läßt das Ausrauben bleiben.

In Oeſterreich darf man überall rauchen, ſelbſt in Wien, aber man hat da keinen rauchbaren Taback, — in Ungarn hat man vortrefflichen Taback, aber man darf hier nicht rauchen, ſelbſt in den kleinſten Orten nicht, d. h. natürlich auf der Straße. Es wird ſehr ſtreng darauf gehalten, denn die Ortſchaften ſind holzreich und leicht gebaut, ſo daß ſie ſtets in Gefahr ſchweben, in Rauch aufzugehen.

In Pötſching, wo wir anhielten, hatten alle Häuſer vor den Fenſtern aus eiſernem Bleche geſchmiedete Läden. Auch dieß, ſagte man mir, ſei der vielen Feuersbrünſte wegen. Ich konnte mich nicht darüber zufrieden geben, wie ganz total anders auch dieſer Ort ſchon ausſah, als die öſterreichiſchen Dörfer, obgleich er nur ein Stündchen von der öſterreichiſchen Gränze liegt und obgleich hier die Grundbevölkerung noch überall deutſch iſt. Der Stallknecht in Pötſching trug die Kleidung und Inſtrumente eines Schlächters. Hier herum ſind alle Stallknechte zugleich auch Schlächter von Profeſſion, wegen der großen Viehheerden, die durchkommen, und deren Marodeurs ſie ſofort abzuſchlachten verſtehen müſſen. Dieſer war ein öſterreichiſcher Deſerteur, der der Recrutirung entlaufen. Ich fragte ihn, ob er ſich hier ſo nahe bei Wien nicht fürchte, entdeckt und arretirt zu werden. „Ha,“ ſagte er, „hier in Ungarn kriegen

ſie mich nit. Sie wiſſen recht gut, wo ich bin; aber ſie wagen's nit, mich anzupacken. Denn ich rufe ſogleich alle Bauernburſche des Orts herbei und ſchreie: Hau'ʼs z'ſammen. Es giebt hier herum hundert ſolche, die keine Aufweiſung haben, und kein Menſch fragt darnach." — Vier Meilen hinter Wien hat die öſterreichiſche Polizei und ebenſo auch die damit verbundene geſellige Ordnung alle Macht verloren. — „Dieſe Leute fliehen nach Ungarn," ſagte mein Kutſcher, „weil ſie der Recrutirung entgehen. Aber ſonſt gehen wir Oeſterreicher nicht gern nach Ungarn, denn der gemeine Mann muß hier gar zu viel einſtecken. Und jene, wenn ihre Zeit um iſt, und wenn ſie können, gehen ſie dann doch auch noch wieder aufi."

Es begegneten uns viele mit dicken Blumenſträußen geſchmückte Zeiſelwagen, die bis an den Rand voll waren mit Wallfahrern für Maria-Zell. Der Fuhrmann ſaß vorn im Wagen, trieb mit der einen Hand die Pferde an und hielt mit der anderen ein Gebetbuch, aus dem er vorbetete, was alle die Fahrenden im Chore nachſangen. Zuweilen kamen auch ganze Trupps zu Fuße, die den Weg, ſo breit er war, bedeckten, 40 — 60 auf einmal, Männer, Weiber, Mädchen, die meiſten mit großen Regenſchirmen gegen die Sonne geſchützt, alle ſingend und betend, zuweilen unter Anführung eines vorgetragenen Kirchenbanners. So pilgernd und betend ziehen ſie auf die heiligen Berge bei Maria-Zell. Es waren faſt lauter Deutſche, denn die Grundbevölkerung iſt hier überall bis einige Stunden hinter Oedenburg deutſch.

Magyaren, ſagte man mir, miſchten ſich nicht ein zu dieſen Maria-Zeller Wallfahrten.

Die Magyaren hatten heut einen anderen großen Nationalfeſttag. Es war der 20. Auguſt, der Stephanstag, an welchem in Ofen die Hände und, ich glaube, ein Theil des Hirnſchädels dieſes Heiligen und Königs in Proceſſion herumgetragen werden. In allen Dörfern, denn auch die Ungariſch-Deutſchen nehmen mehr oder weniger an dieſem Feſttage Theil, fanden wir feſtlich gekleidete und mit Feiern beſchäftigte Leute.

Bei Draßburg, einem Dorfe, das den Palffys gehört und zum Theil von Kroaten bewohnt iſt, fand ich viele kroatiſche Mädchen um eine heilige Quelle verſammelt. Ein Ecce homo in ſteinernem Kaſten ſtand über dieſer Quelle ganz in Staub und Spinneweben eingeſponnen. Das Waſſer kam unter dem Bilde hervor. Die Mädchen waren unermüdlich im Waſſerſchöpfen und trugen es in irdenen Krügen von dannen. „Warum drängt Ihr Euch denn ſo? iſt denn das Waſſer ſo gut?“ fragte ich ſie. „Wohl, wohl iſt's gut“, antworteten ſie, „es fließt ja vom Herr Gott abe!“ — Alle dieſe Kroatinnen, die feſtlich geſchmückt waren, verſtanden auch deutſch. Es waren wohl 30 — 40 Menſchen verſammelt, die das Waſſer ſchöpften und tranken. Ein hübſches kroatiſches Mädchen reichte mir ihren Krug zum Trinken. Mir ging aber dabei zum allgemeinen Amuſement ein Waſſerſtrahl in den Buſen, denn ich kannte die Einrichtung der ungariſchen Krüge noch nicht, bei denen allen ſich in der

Nähe des Henkels ein kleines verrätheriſches Luftloch befindet, das man bei'm Trinken zuhalten muß, wenn man nicht innen und außen zugleich naß werden will, wie ich es wurde. „Willſt Du denn nicht auch trinken?“ fragte ich meinen Kutſcher Andres. „Kiß die Hand!“ ſagte er, „trink lieber a Wein!“

Es finden ſich durchweg auf der weſtlichen Seite des Neuſiedler Sees ſolche kroatiſche Dörfer mit den deutſchen vermiſcht, wie auch im ſüdlichen Eiſenburger und im Szalader Comitate überall an der ſteiriſch-öſterreichiſchen Gränze hin bis an die Drau, wo dann die ausſchließlich von Kroaten bevölkerten Gebiete anfangen. Im Oedenburger Comitate ſind 30 Ortſchaften von Kroaten bewohnt, im Wieſelburger 11, im Eiſenburger 64, in einigen anderen Comitaten weniger; die Kroaten am Neuſiedler See nennt man Waſſerkroaten. Vielleicht ſind dieſe zwiſchen den Deutſchen zerſtreuten Kroaten die Trümmer der alten Urbevölkerung des Landes. Von Norden her aus Mähren ziehen ſich ähnliche ſlaviſche Trümmer der Urbevölkerung bis in die Nähe der Donau hinab. An der Donau ſelbſt aber finden ſie ſich nicht mehr, die ſtärkeren Völkerſtrömungen ſchwemmten hier die letzten Spuren von ihnen weg.

Die Sprache, die ſie unter ſich reden, gleicht ganz dem eigentlichen Kroatiſch bei Warasdin und Agram. Uebrigens haben ſie auch faſt Alle Deutſch gelernt, Ungariſch in der Regel nicht. Dieſe Kroaten ſind meiſtens die Fuhrleute dieſer Gegenden, und als ſolche machen ſie ebenſo große Reiſen, wie manche andere ihrer

ſlaviſchen Brüder. „Zu Acker- und Gartenbau“, ſagten mir die Deutſchen, „iſt der Kroate zu bequem; daher verläßt er ſich, wenn er nur kann, auf das Fuhrwerk.“ Viele von ihnen ſind auch ſchon in Kleidung und Sitten etwas deutſch geworden. Aber im Ganzen erhielt ſich das ſlaviſche Weſen wunderbar unverändert unter ihnen.

Die kroatiſchen Weiber kleiden ſich in ſchöne Farben; die Mädchen haben mit Goldſtickereien bedeckte Mieder, die ihnen wie Panzer anſtehen, und tragen, wie ja ſo ziemlich alle Mädchen der Welt, ihre Haare in langen Flechten hinten herabhängend, in welche lange bunte Bänder eingeflochten werden. Die Frauen haben große Hauben, an denen hinten lange Gewebe mit außerordentlich reichen Stickereien und Spitzenbeſatz herabhängen. Aufgeſchürzt und mit bloßen Füßen kommen ſie zu den Kirchen und Ortſchaften gelaufen, ihre Tſchismen (Schuhe) in der Hand. In einiger Entfernung aber ſetzen ſie ſich hin, ziehen Strümpfe und Schuhe an, machen ihre Toilette und ſtolziren dann prunkend zum Kirchdorfe hinein.

Weit auffallender noch als die Weiber ſind die kroatiſchen Männer gekleidet. Sie tragen alle einen Bruſtlatz wie die Frauen, der ebenſo reichfarbig geblümt und geſtickt iſt, und darüber einen Spenzer. Ihr mächtiger breitkrämpiger Hut gleicht einem Blumengarten, denn es ſchwanken darauf hin und her gewaltig große Büſche von Blumen und Straußfedern, in deren Menge und Schönheit ſie ihren Stolz ſetzen. Es ſind große Lieb-

haber des Raufens unter ihnen, und auf den Markt-plätzen nach der Kirche ſtecken dieſe Kampfluſtigen wohl auch eine hohe lange goldig ſchimmernde Pfauen-feder auf ihren Hut. Die Feder nennen ſie die „Trotz-feder“, und wer ſie aufſteckt, der muß ſeiner Kraft und Gewandtheit ſchon ſicher ſein. Denn er ſetzt ſich den Bemerkungen und Angriffen der Anderen, die ſich an ihm reiben, aus. Sie liefern ſich unter einander oft förmliche Schlachten in einem ganz großartigen Style, und wenn ſie in dem Orte ſelbſt von der Polizei dar-an gehindert werden, ſo gehen ſie hinaus auf's freie Feld, dort den Kampf fortzuſetzen.

Die Scenen, welche ich in den kroatiſchen Dörfern ſah, waren indeß etwas friedlicherer Natur. Auf ei-nem einſamen Kirchhofe, welcher in der Nähe einer ein-zeln ſtehenden Kirche lag, fand ich einen trauernden al-ten Kroaten. Er lag betend auf einem Grabhügel, auf dem ein rohes ſteinernes Kreuz ſtand mit einem darin ausgemeißelten kleinen Chriſtusbilde. Die Inſchrift auf dem Kreuze lautete: „Ude leshi Agatschin Kaje. Prü-menula va Ledi 1839.“ (Hier liegt Agatſchin Kaje, im Jahre 1839 geſtorben.) Der Alte erzählte uns, es ſei ſeine Frau geweſen, ſie und die beiden Kin-der, die er mit ihr gehabt, ſeien nun alle todt, und er ſei jetzt ganz allein, ſetzte er weinend hinzu. „Ja sam! ja sam!“ („ganz einſam!“) wiederholte er mehre Male höchſt betrübt. Er führte uns dann zu einer Höhle auf dem Kirchhofe, die ganz mit Menſchenknochen angefüllt war, welche noch aus der Türkenzeit herrührten. Die Kno-

chen waren zu einem großen Haufen regelmäßig auf= geſchichtet; an einigen Schädeln hingen noch die Haare. Zwiſchendurch waren von frommen Kroatinnen bunte Bänder und Blumen in die Knochenwand eingeſteckt.

Es iſt charakteriſtiſch für die beiden ſo nahe ne= ben einander wohnenden Völker, die Magyaren und die Kroaten, daß von dieſen immer viele auf Arbeit in die benachbarten öſterreichiſchen Fabriken in Neunkirchen, bei Neuſtadt u. ſ. w. gehen, während man eigentliche Magyaren dort nie findet. Es begegneten uns viele Wagen, die mit Hadern und Lumpen beladen waren. „Die gehen nach Oeſterreich", ſagte mir Andres, der wie alle Oeſter= reicher ein großer Anti=Ungar war, „die Ungarn ſchicken alle ihre Lumpen zu uns, damit wir ihnen etwas G'ſcheutes draus machen."

Oedenburg hat bekanntlich den größten Viehmarkt in Ungarn, und das meiſte Vieh geht von dort auf der Straße, welche wir fuhren, nach Wien. Ueberall am Wege ſahen wir die Spuren davon, z. B. hier und da kleine ſumpfige Stellen, die zerwühlt und aufgeriſſen waren. „Do laſſen's die Schwein a Weil drein lie= gen, und die wühlen's dann ſo um!" bemerkte Andres, der mich auf Alles aufmerkſam machte, was in Ungarn anders wäre als in Oeſterreich.

Endlich entdeckten wir in der Ferne die Stadt Oe= denburg. Sie liegt an einem völlig ebenen Flecke und iſt weit und breit von großen Kohlgärten umgeben. Die Stadt iſt ſo alt wie Wien, denn ſie wurde ſchon von Römern bewohnt, und ihr jetziger ungariſcher Name

„Sopronia" ſoll nur eine Corrumpirung des römiſchen „Scarabantia“ ſein. Die Deutſchen haben ſie Oedenburg genannt, wie Einige meinen, der öden Ebenen wegen, die in der Stadt liegen. Allerdings iſt man, wenn man von Oeſterreich kommt, geneigt, dieſe Deutung treffend zu finden. Nahe bei der Stadt ſcheint überall mehr Oede als Anbau zu ſein, aber nicht weit davon zur Rechten und Linken erheben ſich kleine Weingebirge. Die wichtigſten ſind dem Neuſiedler See zugekehrt, wo die Luft immer milder iſt als bei Oedenburg ſelbſt. Hier haben alle Einwohner der Stadt ihre Hauptbeſitzungen, ihre Weingärten, aus denen ſie den Durſt der Schleſier und Mähren löſchen, denn die beßten ihrer Weine führen ſie zu dieſen aus.

Obgleich die Stadt ganz von Deutſchen bewohnt iſt, ſo erblickt man doch jetzt überall auch ungariſche Benennungen und Aufſchriften, beſonders an den Wirthshäuſern. So trat ich hier nicht in einem „Wirthshauſe", ſondern in einem „Vendez fogado“ ab. Es hieß „a Magyar kiralyhoz“ „zum Könige von Ungarn", und ich trank meinen Kaffee nicht in einem Kaffeehauſe, ſondern in einem „Kavéhaz“, auf deſſen Schilde eine national ungariſch gekleidete Perſon Eis und Kaffee darbot. Die Geſellſchaft bei Tiſche war ſo bunt und lebhaft wie nur möglich, — einige polniſche Uhlanenoffiziere, die mit ihrer Compagnie hier durchmarſchirten, — ein paar Engländer, die zwanzig ſchöne engliſche Vollblutpferde, ich weiß nicht, zu welchem ungariſchen Magnaten, nach Agram führten, — einige Edel-

leute, — einige Bürger von Oedenburg und endlich ein Wiener Kaufmann, ein Mann von Geſchmack — er ſprach wenigſtens ſo viel von Geſchmackloſigkeit, daß er ſich ſelber wenigſtens gewiß für geſchmackvoll hielt.

Hinter Oedenburg kam ich noch einmal durch ein kroatiſches Dorf, deſſen Kirche voll war von lauter reinlichen, hübſch weiß gekleideten Frauen und Mädchen, die zum heiligen Stephan und zur „Blashennoi Dewitschi Marie“ (der gebenedeieten Jungfrau Maria) beteten; dann fuhr ich noch durch ein deutſches Dorf, und endlich hörte dieſe kroatiſch-deutſche Miſchung auf, und ich betrat den erſten magyariſchen Ort, welcher Zenk oder Zinkendorf iſt.

Dieſer Ort gehörte dem berühmten Grafen S., deſſen Beſitzungen ſich hier am ſüdlichen Ufer des Sees hin erſtrecken und mit den Eſterhazy'ſchen Gütern zuſammenſtoßen. Das Schloß dieſes edlen Herrn liegt neben dem Orte in einem hübſchen, an großen alten Bäumen reichen Parke. Es iſt in einem höchſt anmuthigen ländlichen Style gebaut und im Inneren nach engliſcher Weiſe eingerichtet, äußerſt geſchmackvoll, comfortabel und elegant.

Das Schloß war nur von Beamten und Dienern bewohnt, denn der Graf ſelbſt war noch in Wien, hatte aber die Güte gehabt, denjenigen Reiſenden, der am beſagten Stephanstage in meinem Wagen, in welchem außer mir weiter Niemand ſaß, vorfuhr, ſo gütig zu empfehlen, daß derſelbe ſich während zweier Tage dort ſo vorkam, als wäre er ſelbſt ein Schloßbeſitzer.

Man eröffnete mir einige Zimmer im unteren Stocke, welche, ſo zu ſagen, mitten im Garten lagen; denn man trat daraus durch eine Gartenthür gleich mitten unter die Blumenbeete. Ich fand ein Schlafzimmer, in welchem ich eine Bettſtelle entdeckte, die nach italieniſchem Maßſtabe gebaut war, einen Divan von orientaliſcher Gemächlich-keit und einige Schaukel- und Lehnſtühle, für einen Urgroßvater noch bequem genug. Nebenan war ein Rauch-, Wohn- und Speiſezimmer, durch welches ich einmal in die Länge und einmal in die Quere ſpazierte, und das ich es von vortrefflichen Dimenſionen fand. Alles war in der ſchönſten Ordnung, die Meublirung bis auf den letzten Nagel vollſtändig, die Pfeifen ſtanden geſtopft, und es ſchien, als habe man nur auf einen ſolchen Gaſt, wie ich es war, gewartet.

Ich probirte die Klinke der nächſten Stubenthür, fand ſie nicht verſchloſſen und machte einen Periplus durch alle die hübſchen Zimmer, die nicht ſehr ängſtlich verriegelt und bewacht zu ſein ſchienen. Es waren Gaſtzimmer, Billardzimmer, Converſationszimmer u. ſ. w. Mehre Diener waren immer hinter mir und erkundigten ſich nach meinen Wünſchen und Befehlen. Auch ließ ſich der Koch darüber unterrichten, was ich zu Abend ſpeiſen werde und welche Weine ich zu trinken gewohnt ſei. Ich ließ ihm antworten, mir genüge Weniges, etwas Reh- oder Hirſchbraten, Faſanen wären gar nicht einmal nöthig, einiges Compot, etwas gekochtes Obſt, um Ananas, die ich ſehr gern äße, möchte man ſich aber nicht bemühen, wenn ſie nicht gerade zur Hand

wären, ein einfaches Vorgericht, ohne viele Entremets und mit dem gewöhnlichen Deſert reichten hin. Was die Weine beträfe, ſo wäre ich ſchon mit denen des Landes zufrieden, und man brauche ſie nicht von weiter her zu ſuchen als von Tokai.

Es giebt viele Leute, die für Einſamkeit und Einſiedeleien ſchwärmen. Ich glaube, dieſe Einſiedelei, in deren Beſitz ich gerathen war, würde ſo ungefähr ihren Idealen von Eremitagen entſprechen, beſonders was die oberen Gemächer betrifft, denn dieſe waren in der That mit einem Geſchmack und einer Eleganz eingerichtet, wie man ſo etwas in Europa gewöhnlich mehr in Paris oder London als am Neuſiedler See zu finden erwartet. Das Bibliothekzimmer bot viele franzöſiſche und engliſche Prachtwerke und außerdem eine Fülle von anderen nützlichen, ſchönen und intereſſanten Schriften dar, von denen ich mir für den Abend und Morgen einige in meine Zelle ſchaffen ließ. Der Glanz und die bezaubernden Formen des Silbergeſchirrs, das im Speiſeſaale auf zwei langen Wandtafeln aufgeſtellt war, verwirrte meine Augen, wie die des armen Hadſchi Baba, als man ihm weis machte, er wäre der Sultan. In einem der Säle waren die Portraits mehrer Vorfahren des Hauſes aufgehangen und unter anderen das eines Erzbiſchofs von Gran, der für das Vaterland, für Brücken, Feſtungen, öffentliche Inſtitute u. ſ. w. nicht weniger als „vigesies et sexies centena triginta millia trecenti Floreni“ aufgewandt hatte. Es hat in Ungarn zu allen Zeiten ſolche uneigennützige Patrioten gegeben, die auf dem Altare des Vaterlandes große Geſchenke nie-

verlegten, und namentlich in derjenigen Familie, unter deren gaſtlichem Dache ich damals weilte. Der jetzige Beſitzer, der Vater des jetzigen, der Großvater, ſie haben alle ihre Namen durch irgend eine großartige Stiftung unvergeßlich gemacht, durch die Gründung des ungariſchen Muſeums, der gelehrten ungariſchen Geſellſchaft ꝛc.

Meine beſagte Eremitage lag nicht weit vom Neuſiedler See. Es führt dahin eine lange ſchöne Allee von großen alten Lindenbäumen. Ich beſchloß, dem See einen Beſuch zu machen. Da man mich fragte, ob ich dahin fahren oder reiten wollte, ſo wählte ich das Reiten. Ein Engländer, der gefällige Mr. John, begleitete mich und machte mich unterwegs mit einem anderen Engländer, Mr. Robinson, bekannt. Jener hatte die Aufſicht über den See, dieſer über das Geſtüt, das zu meiner Einſiedelei gehörte. Man findet jetzt häufig ſolche Engländer im Dienſte der ungariſchen Großen, die eine Vorliebe für jene Nation gewonnen haben. Ich begreife nichts mehr als dieſe Vorliebe für ein ſo bewunderungswürdiges und achtungswerthes Volk, wie es die Engländer ſind. Bei dem Brückenbau in Peſth, bei den ſchwierigen Wegearbeiten an der unteren Donau, bei den Felsſprengungen in der Nähe des eiſernen Thores, überall ſind Engländer angeſtellt, und es iſt ſehr zu vermuthen, daß die Arbeit dadurch nicht ſchlechter wird.

Mr. John erzählte mir unterwegs ſeine Schickſale. Er hatte früher auf der engliſchen Marine gedient, war in China und Oſtindien geweſen, hatte aber das Unglück gehabt, auf der Nordſee zu ſcheitern. Hier hatten

ihn und ſeine Kameraden Dänen aufgenommen, von denen er nach London gebracht worden war, wo er als Arbeiteraufſeher für den Peſther Brückenbau engagirt wurde. Hier war er ſtark verletzt worden und hatte dann ſein jetziges Aſyl gefunden. Er beſchäftigte ſich nun damit, einen kleinen Hafen am Neuſiedler See anzulegen für die kleinen Jachten und Böte, welche ſein jetziger Herr und Gebieter dort hat bauen laſſen.

Das Ufer des Sees iſt hier einige hundert Fuß hoch, doch geht es von dieſer ſehr abgerundeten Höhe ganz allmälig zu dem niedrigen Geſtade hinab. Die Allee führt bis auf die Anhöhe, von der ſich eine Ausſicht auf den See darbietet. Es liegt am Ende der Allee in einem Wäldchen eine kleine Capelle und ein Monument für einen Herrn, der hier auf der Jagd ſtürzte und um's Leben kam.

Wir fuhren mit einigen ungariſchen Schiffern ein Stückchen in den See hinaus. Das Gewäſſer war äußerſt ruhig. Eine etwas düſtere und nebelige Atmoſphäre lag über dem ganzen Waſſerſpiegel, auf dem außer unſerem gebrechlichen Nachen und außer einigen Schaaren wilder Enten ſich kein einziges ſchwimmendes Weſen zeigte. Mr. John erzählte mir, daß ſie zuweilen Spazierfahrten bis an's andere Ende des Sees machten; bald ſollte auch wieder eine neue Jacht vom Stapel gelaſſen werden, und dann würden ſie auch ihre eigene Flagge haben, die einzige Flagge, die auf dieſem See wehte. Mr. John war der oberſte Admiral der Flotten des „Fertö tava" (dieß iſt der ungariſche Name

für den Neuſiedler See), und wenn er früher als unbedeutender Subaltern unter vielen Tauſenden den Globus umſegelte und die Weltmeere durchkreuzte, ſo konnte er ſich nun wenigſtens mit Cäſar tröſten, der in einer kleinen Stadt Galliens lieber der Erſte als in Rom der Zweite ſein wollte.

Der Neuſiedler See hat unter allen den hundert Nuancen von Waſſerfarben, die es giebt, gerade und ganz und gar diejenige, welche der Donau eigen iſt, ſein Waſſer iſt milchig blaßgrün. Auch ſchien mir der grünliche Donauflußſand ganz derſelbe zu ſein, wie der Uferſand des Sees. Man hat bekanntlich gefabelt, daß der See mit der Donau durch den berühmten Strudel und durch einen von ihm ausgehenden unterterirdiſchen Kanal in Verbindung ſtehe. Dieß iſt ſo unwahrſcheinlich, daß es keiner Widerlegung verdient. Aber eine andere unterirdiſche Verbindung durch die großen Sümpfe und durch das lockere Erdreich, welches zwiſchen dem See und der Donau liegen, wäre doch wohl nicht unmöglich. — Merkwürdig war es, mir, daß einige Balken, die man für den beſagten Hafen eingerammt hatte, tief eingeſunken waren. Der Boden mußte alſo wohl ſehr locker ſein.

Auch über die Abnahme oder Zunahme des Seewaſſers und darüber, ob ſie periodiſch oder conſtant ſei, iſt man bekanntlich nicht einig. Die Leute am See ſagten mir, ſeit mehren Jahren nehme er beſtändig ab. An den tiefſten Stellen ſei er jetzt ſieben bis acht Fuß tief, gewöhnlich aber habe er durchweg nur drei,

vier bis fünf Fuß Tiefe. Vor zehn Jahren ſei er durchweg ſieben bis acht Fuß höher geweſen und habe an einigen Stellen 15 bis 16 Fuß Tiefe gehabt. Er ſei damals in beſtändigem Steigen begriffen geweſen und habe eine bedeutende Menge von Aeckern bereits verſchlungen, welche er mit unfruchtbarem Sande überſchüttet. Da der See nicht aufhören wollte zu ſteigen, ſo glaubten die Anwohner, er würde nun dieſe Höhe beibehalten und nicht mehr zu dem früheren Niveau hinabſinken. Mehre beſonders betheiligte Communen hatten daher ſchon beſchloſſen, ihre Dörfer zu verlegen und ihre Häuſer weiter hinauf auf höherem Ufer zu bauen. Plötzlich aber im Jahre 1832 fiel er wieder, und ſeitdem iſt er, einige von den Jahreszeiten bedingte Anſchwellungen abgerechnet, wieder immer tiefer geſunken. — Es wäre intereſſant zu erfahren, ob jenes Anſchwellen und Abnehmen des Sees ſich in beſtimmten, regelmäßigen Perioden wiederhole. Ich konnte dieß leider auf keine Weiſe conſtatiren.

Im Winter iſt der See mit ſpiegelklarem Eiſe bedeckt. Er friert ſelbſt in den gelindeſten Wintern zu, ſowie er im Sommer immer ein ſehr lauwarmes Waſſer hat, was ſich beides aus ſeiner außerordentlich geringen Tiefe erklärt.

Die einzige Stadt am See iſt Ruſt, die kleinſte unter allen ungariſchen Freiſtädten, aber eine der berühmteſten, wegen ihrer vortrefflichen Weine. Wir ſahen ihre mit „Zapfner,“ „Zierſtandler,“ „Reißler,“ „Laagler,“ „ſilberweißen Geißdutten“ und anderen Trau-

benſorten bewachſenen Weinberge nur durch das Perſpectiv. Ich begreife nicht, warum man den See nicht den Ruſter See nennt, denn Neuſiedel iſt ein nichtsbedeutender Marktflecken. Ebenſo ſind auch die anderen Seeorte bloße Marktflecken und Dörfer. Obgleich alle von Deutſchen bewohnt ſind, ſo haben ſie doch auch einen ungariſchen Namen, z. B.:

Hegykö = Heiligenſtein,
Nezider = Neuſiedel,
Szeleskut = Breitenbrunn.

Viele ungariſche Ortſchaften giebt es ſonſt, die blos einen deutſchen Namen haben und auch bei den Ungarn deutſch genannt werden, während es umgekehrt natürlich noch mehre giebt, die blos einen ungariſchen Namen haben und auch bei den Deutſchen ſo genannt werden. Entſchieden die meiſten ungariſchen Ortſchaften haben aber ſowohl einen deutſchen als einen ungariſchen, alsdann auch oft noch einen ſlaviſchen und gewöhnlich einen lateiniſchen Namen, welcher letztere in der Regel aus dem Ungariſchen entnommen iſt.

Bei'm Nachhauſereiten fand ich eine ungariſche, d. h. eine magyariſche Bauerfrau am Wege. Sie las laut und fromm in einem ungariſchen Gebetbuche. Daſſelbe hatte den Titel: „Menyorszagbo vezeto“ (d. h. „der Führer in's Himmelreich“). Sie ſprach kein Wort deutſch, aber ich unterhielt mich mit ihr durch meinen Engländer, der etwas Ungariſch gelernt hatte. Die einzelnen Capitel dieſes Buches waren überſchrieben: „Laitorja“ („die Liturgie“), „A Penitentzia“ („die

Buße"), „A szent Misse" („die heilige Meſſe") u. ſ. w. Es war ſehr ſchön eingebunden und, obgleich ſeine Eigenthümerin ſehr arm war, ſauber gehalten. Ich fragte ſie, ob man es ihr geſchenkt habe. Nein, ſagte ſie, ſie habe es ſich für 3 Gulden gekauft, welche ſie ſich zuſammengeſpart. Im Hauſe hätte ſie noch eins, der „Roſengarten" genannt, daraus ließe ſich noch ſchöner und leichter beten. Wie gern hätte ich dieſer guten Alten, die mir den Eindruck eines frommen, nach Gottes Troſte verlangenden Geſchöpfs zu machen ſchien, einen beſſeren Führer in's Himmelreich gegeben, als dieſes über die bezeichneten Gegenſtände handelnde Buch. Warum gab man ihr nicht die Speiſe, nach der ihr Herz verlangte? warum enthielt man ihr das Evangelium ſelber vor? — Die Alte hatte uns, obgleich ganz willig, doch mit einem ſehr ernſten Geſichte auf alle unſere Fragen Rede geſtanden. Sie war nicht ſchwatzhaft, nicht redſelig, nicht ſchmeichleriſch und freundlich zuvorkommend. Später erſt merkte ich, daß Schwatzhaftigkeit nie der Fehler der Ungarn iſt, und daß ein gewiſſer Ernſt und eine Würde, aus der dann ihre Beredtſamkeit eher in einen gewiſſen Pathos übergeht, ihnen eigen iſt.

„Und laßt den beßten Becher Weins in purem Gold mir reichen." Dieß ging mir ungefähr in Erfüllung, als ich am Abend nach Hauſe kam, wenigſtens in purem Silber. — Ich ſpeiſte nicht viel, aber deſto mehr erfreute ich mich der Art und Weiſe der Servirung. Ich würde überhaupt keineswegs in meiner Eremitage ſo viel

auf leckere Gerichte halten als auf die elegante und zierliche Art der Servirung. Es müßte Alles in ſchönen Muſcheln, oder auf ſilbernen Schalen und in goldenen Pokalen, oder in kryſtallenen Schüſſeln dargereicht werden. Die Speiſen müßten aber alle ſchöne Namen haben, wie z. B. „Goldfaſan,“ dabei ſchön ausſehen, wie z. B. Fruchtgelée, und beſonders einen herrlichen Geruch haben, wie z. B. Ananas oder wie die Braten, welche Homer beſchreibt; Kohl und Rüben, ſo gut ſie auch ſchmecken möchten, würde ich daher nie zulaſſen, ebenſo wenig Käſe, es ſei den Kräuterkäſe. — Als man mich fragte, ob ich am anderen Morgen Kaffee, Chocolate, Kakao oder Thee à l'Anglaise befehle, — bat ich mir das letzte aus, denn es giebt dabei allerlei kleine Geſchäfte, die einem müßigen Eremiten willkommen ſind, reinliche Hühnereier aufzuſchlagen und auszunaſchen, die geröſteten Brodſchnittchen mit Butter zu ſtreichen, zu beknuspern und die abbröckelnden Krümchen dann nachzuleſen u. ſ. w.

Nachdem ich dieß am anderen Morgen Alles beſorgt hatte, machte ich einen Spaziergang durch den zu meiner Eremitage gehörigen Marktflecken und dann zu den engliſchen Vollblutpferden, die unter der Leitung des Mr. Robertson ſtanden.

Die Häuſer der magyariſchen Bauern, welche ich hier, ſowie in den benachbarten Dörfern, zum erſten Male ſah, waren alle nach einem Schnitte gebaut und zwar nach folgendem: es waren kleine, ein Stock hohe, freundlich weiß angeſtrichene Häuſer, die mit der Haupt-

front nicht nach der Straße, ſondern in ihre Gehöfte hineinblickten. Nach der Straße hin ging bei allen nur ein kleines Fenſter hinaus. Auch zeigte ſich überall an dieſer Seite des Hauſes ein großer dicker Balken, der ſenkrecht in der Mitte der Wand aufgerichtet war und das Dach trug. Unten war dieſer Balken in einen großen außerordentlich dicken Eichenklotz eingelaſſen, der flach am Boden lag und ſo in die Mauer eingefügt war, daß er zugleich als Hausbank benutzt werden konnte. Ich beſuchte das Innere mehrer Häuſer, und es ſchien mir, als wenn die Leute gerade ſo viel hätten, als ſie bedürften. — Freilich ſind nicht alle ungariſchen Dörfer ſo gut gebaut wie Zinkendorf und mehre andere, vielmehr ſind vier Wände unter einem Stroh- oder Schilfdache, aus Lehmziegeln zuſammengemauert, von Ruthen durchflochten und durch zwei eben ſolche Querwände in Stube, Küche und Vorrathskammer getheilt, die von Alters her übliche Architektur der meiſten ungariſchen Bauernhütten. Allein in der Regel, glaube ich doch, wohnt und lebt der ungariſche Bauer unvergleichlich viel beſſer als z. B. der lithauiſche oder eſthländiſche. Denn nie ſah ich in Ungarn ſolche Dorfzuſtände, wie in jenen Gegenden. Und ebenſo gewiß iſt es, daß ein ungariſches Dorf über dem Dorf- und Hüttenchaos einer bulgariſchen und ſerbiſchen Anſiedelung wieder beinahe ſo erhaben iſt, wie ein öſterreichiſches über einem ungariſchen.

In den gräflichen Stallungen ſah ich lauter ſchöne engliſche Vollblutpferde; das berühmteſte von allen ſollte

die „Chriſtina“ ſein, überhaupt das beßte Vollblutpferd in Ungarn. Mr. Robinson zeigte mir die Genealogie dieſer Dame in ſeinem gedruckten engliſchen Stutbook, worin ſie als eins der Pferde von vorzüglichſtem Blute aufgeführt wird. Ich war daher ſehr begierig, dieſes Thier zu ſehen, und noch mehr erſtaunt, als ich es ſah. Denn es ging mir mit dieſer Chriſtine ebenſo wie mit den berühmten Herren. Sie ſchien mir ein Pferd von ganz gewöhnlicher Zeichnung zu ſein, und ich konnte keine Spur von allen den Seelenvortrefflichkeiten an ihr entdecken, die Mr. Robinson von ihr rühmte. Sie ſchien mir ſogar entſchieden häßlich zu ſein. „Ja, aber Sie müſſen ſie arbeiten ſehen!“ — Das iſt die Sache. Auch die berühmten Männer, die von Gott Begeiſterten, die Genies, die Helden muß man in ihrer Arbeit ſehen. Sie haben nur Momente, wo ſie dann gerade ſo und noch ſchöner ausſehen, wie die anderen Menſchen ſie ſich gedacht haben.

Die engliſche Liebhaberei für Pferdezucht und Wettrennen iſt in Ungarn in neuerer Zeit ebenſo in Gang gekommen, wie in einigen Theilen von Deutſchland. Aber ſie wird dort vielleicht noch großartiger betrieben. In Zinkendorf waren nicht weniger als zwei- und zwanzig ausgewählte Vollblutſtuten, von denen jede ihren eigenen Stall und ihren eigenen Groom hatte. Bei'm Striegeln machten dieſe Burſchen immer ein gewiſſes unnachahmliches Geräuſch und Geſchnalze mit dem Munde. Man ſagte mir, die Stuten ſeien in England an dieſe Art von Geräuſch gewöhnt und verlangten daſſelbe zum

Ruhigſtehen, weßhalb die ungariſchen Burſche es hätten lernen müſſen. Auf manchen ungariſchen Edelhöfen findet man Reitſchulen und eigene große Rennbahnen für die Pferde des Guts, und hier in Zinkendorf hatte Mr. Robinson ſich ſogar in ſeiner Sattel= und Geſchirr=kammer eine eigene kleine Bibliothek über Vollblut=pferde und Wettrennen angelegt. Sie beſtand aus ver=ſchiedenen engliſchen Büchern über dieſen Gegenſtand, insbeſondere aus allen den letzten Jahrgängen des Racing calender, der ſeit 1754 erſcheint. Von dieſem Racing calender kommt jetzt jede Woche ein Heft her=aus und dann noch alle Jahre ein Band, der ein Re=ſumé aller Wochenhefte giebt. Es wird darin jedes edle Vollblutfüllen, welches das Licht der Welt erblickt, verzeichnet, nebſt Angabe ſeiner Mutter und ſeines Va=ters. Auch in Ungarn kommt jetzt ſchon ein ſolcher Racing calender in ungariſcher Sprache heraus, der über die ungariſchen Pferdegeſchlechter und Wettrennen ähnliche Nachrichten enthält, wie der „Rennkalender", der in Berlin erſcheint.

Von Zinkendorf nach Eſterhaz, dem ehemaligen Hauptwohnſitze und großen Schloſſe der Fürſten Eſter=hazy, ſind zwei Meilen, und da mein Weg nach Raab mich nicht dahin führte, ſo machte ich von Zinkendorf einen eigenen Ausflug dahin zu Pferde. Ein Stall=burſche Mr. Robinson's begleitete mich. Bei dem dort=igen Präfecten fanden wir eine recht freundliche Auf=nahme und eine recht heitere Geſellſchaft. Es waren mehre Damen aus den benachbarten Provinzen, die ebenfalls

gekommen waren, das Schloß ſich anzuſehen, und unter dieſen beſonders eine, die, wie man in Oeſterreich zu ſagen pflegt, „ſehr an ſcharmantes und ſehr an diſchcurſives Frauenzimmer war.“ In ihrer angenehmen Geſellſchaft beſahen wir das merkwürdige Schloß.

Es iſt daſſelbe in dem Style des Schloſſes von Verſailles gebaut, die Zeit ſeiner Blüthe fällt in das vorige Jahrhundert, denn da verſchwendeten hier die reichen Fürſten Eſterhazy unermeßliche Schätze. Die Kaiſerin Maria Thereſia, welche ſie zu Zeiten beſuchte, gab nicht wenig Veranlaſſung dazu. Ihr zu Ehren wurde hier ein großer Saal erbaut, der auch zu beſonderen Feſten eingerichtet war, aber noch ehe die Kaiſerin kam, abbrannte. Ebenſo wurde ihr zu Ehren ein Luſtſchloß in dem Parke gebaut, in welchem der Fürſt für die Kaiſerin kleine Gartenfeſte veranſtaltete. Sie fragte ihn bei einem ſolchen Feſte, wieviel ihm dieß Schlößchen koſte. Der Fürſt erwiderte: „80,000 Gulden.“ „O das iſt für einen Fürſten Eſterhazy eine Bagatelle!“ ſagte die Kaiſerin. „Bagatelle,“ fand man bei'm Hinausgehen mit vergoldeten Buchſtaben vor der Thür des Schlößchens angeſchrieben, und es heißt ſeitdem „Schloß Bagatelle.“

Es findet ſich in dieſem Schloſſe ein Saal, der ſo künſtlich gebaut iſt, daß man die Muſik, die in einem unteren Zimmer ſpielt, ebenſo deutlich hört, als wenn ſie im Saale ſelbſt gegenwärtig wäre, ſo wie man auch wohl die Zimmer von unten mit erwärmter Luft ohne Oefen heizt. Es mochte die Kaiſerin allerdings überraſchen, plötzlich Muſik erklingen zu hören, ohne

ſie zu ſehen. Man könnte auch denken, daß es ein ſchönerer und reinerer muſikaliſcher Genuß ſein müßte, wenn man die Muſik blos hörte, ohne ſie zu ſehen. Allein ich möchte doch, zumal bei Tiſche, nicht den Anblick der Muſik entbehren, und ich glaube, daß ſelbſt hierbei das Auge dem Ohre hilft und die heiteren Eindrücke der Töne vermehrt. Das luſtige Streichen der Geigen, die kraftvollen Bewegungen auf dem Baſſe, die blitzenden metallenen Hörner, die aus- und einfahrenden Poſaunenſtöße, die auf den Flöten und Klarinetten auf- und niederkletternden Finger, dieß Alles iſt ſo charakteriſtiſch und ſo theatraliſch, daß es gewiſſermaßen mit zur Muſik gehört, wie die Mimik zur Declamation. Wäre die Mimik der Muſiker und ihrer Inſtrumente dem Effecte der Muſik ſchädlich, ſo müßte man in allen Concerten die Zuhörer mit dem Rücken gegen das Orcheſter ſetzen.

In dem großen Hauptſchloſſe, deſſen Baukoſten hoch in die Millionen gehen, findet man noch, obgleich ſeit mehren Jahren nicht nur Alles vernachläſſigt iſt, ſondern auch ſchon viele der koſtbarſten Sachen aus ihm entführt wurden, um andere, ſchöner gelegene Eſterhazy'ſche Schlöſſer damit zu zieren, viele höchſt intereſſante Kunſtgegenſtände.

Es iſt unmöglich, ſie alle zu nennen, denn es ſind hier und da ganze Zimmerreihen damit angefüllt. Nur begreift man gar nicht, wie alle dieſe Dinge an dieſen ſo wenig ſchönen, ſo durch faſt gar nichts ausgezeichneten Erdfleck kommen. Denn ohne Zweifel hatten

die Eſterhazys auf ihren weitläufigen Beſitzungen doch noch manchen Bauplatz, der ſich beſſer für ein Schloß eignete als dieſer Sandhügel am Rande eines Moraſtes. Die Feſte, welche hier zu Maria Thereſia's Zeiten gegeben wurden, mögen herrlich geweſen ſein, wenn man bedenkt, daß ein Haydn als Concertmeiſter der fürſtlichen Kapelle dabei zur Tafel aufſpielte. Die Kaiſerin hatte im Schloſſe ihren eigenen Schloßflügel, und nachher hatte Joſeph auch wieder ſein eigenes Quartier. Von Haydn giebt es hier noch mehre Andenken, z. B. eine Schildpattviolinе, vielleicht als Anſpielung auf die Schildkrötenſchale, welche der Gott Mercur mit Saiten überzog. Auch lebt hier noch eine uralte Frau, die ihn und ſeine Muſikanten bediente, wenn die Kapelle im Schloſſe anweſend war.

Unter den vielen, zum Theil ſonderbaren, zum Theil intereſſanten Kunſtwerken, die man hier ſieht, befinden ſich auch zwei ſehr merkwürdige kleine Figuren, die eines Mannes und die einer Frau, welche beide von einer Italienerin aus lauter venetianiſchen Seemuſcheln zuſammengeſetzt worden ſind. Dieſe Figuren ſind nicht ganz zwei Schuh hoch. Den Muſcheln hat man ihre natürliche Form und Farbe gelaſſen. Durch Aufwendung unendlich vieler Mühe hat man aber für die Lippen, für die Wangen, für die Augen, für die Finger, für die Kleider, Schnallen, Stiefeln und Knöpfe eine eigene paſſende Art von Muſcheln gefunden. Sogar die Haare, alle die einzelnen Bart- und Haupthaare ſind durch beſondere feine, länglich gewundene Muſcheln dargeſtellt. Das

Kunſtwerk an und für ſich iſt wenig ſchön. Aber es kann als der beßte Beweis für die Manchfaltigkeit der venetianiſchen Conchylien-Welt angeſehen werden. Es ſind zum Theil „Caragolis“, und der Herr von Pirch, der die hübſche Reiſe durch Ungarn unter dem Titel Caragoli ſchrieb, würde ſeine Freude daran gehabt haben, daß ſchon vor ihm Jemand die Idee hatte, etwas Aeſthetiſches aus dieſen zierlichen Kindern der Nereiden zuſammenzuſetzen. „Wie ſind ſie denn aus Italien hierher gekommen?“ fragte ich den alten Schloßaufſeher, der uns herumführte. „Ja,“ ſagte er, „die Reſel hat's holt g'ſchofft!“ „Wie ſo?“ „Schaun's, der alte Fürſt ſaß eines Tages in dieſem ſelben Sopha, in dem Sie jetzt ſitzen, da kam ein Italiener, der ihm dieſe Figuren für 12,000 Gulden anbot und zugleich dabei einen Empfehlungsbrief von der Kaiſerin zeigte. Der Fürſt hatte gar keine Luſt, dieſe Dinge zu kaufen, las den Brief und las ihn noch mal! Da machte er ihn zu und wurde mit dem Italiener handelseins! — Die Reſel hat's holt g'ſchofft.“

Auch hier in Eſterhaz waren viele engliſche Vollblutpferde und Engländer dabei zu ihrer Pflege. Ich ſah ihrer mehre, von denen die Engländer mir erzählten, daß deren Aeltern in England zu enormen Preiſen verkauft worden ſeien. Von einem ſei z. B. der Vater zu 3000 und die Mutter zu 4000 Pfund Sterling verkauft worden. Welche edle Kinder mußten dieß ſein! Ich wußte nichts an ihnen zu ſchätzen, und jedes ehrliche Arbeitspferd hatte in meinen Augen mehr Werth. Sie

behaupteten, mit den Füllen hier 70 — 80 reine Vollbluthiere zu beſitzen. Das größte Eſterhazy'ſche Geſtüt befindet ſich aber im Süden des Plattenſees im ſogenannten Oſeral-Diſtricte. Es ſoll ſich auf 800 veredelte Pferde belaufen.

Außer den Stallungen der Pferde beſahen wir auch noch die der Hunde, für die ein eigenes kleines Etabliſſement gegründet war, einen Hof zum Spazierenführen, mehre Ställe für die verſchiedenen Altersſtufen und eine eigene Küche für ihr Departement. Es waren nicht weniger als 92 engliſche Hunde, lauter ſchöne Figuren und lauter Jägerphyſiognomieen. Ich fühle aber für dieſe rudelweiſe gehaltenen Herrnjagdhunde nicht halb ſo viel Sympathie wie für einen einzigen treuen Haus- oder Schäferhund, und es rührte uns kaum, als einmal der Hetzmeiſter mit der großen Peitſche drein ſchlug, um ſie zur Ordnung zu bringen, während ein ſolcher Schlag auf einen guten, ehrlichen, alten Phylax ohne Zweifel uns ſehr leid gethan haben würde.

Seit vier Jahren beſteht nun auch eine Runkelrübenzuckerfabrik in Eſterhaz. Sie producirte im vergangenen Jahre 600 Centner Feinzucker, und dieß iſt ihr ungefähres durchſchnittliches Product. Aus einem Centner Rüben machen ſie 5 bis 5½ Pfund Zucker. Der ganze Induſtriezweig der Runkelrübenfabrication iſt neu in Ungarn, denn vor 12 Jahren wurde die erſte von der Familie Odescalchi errichtet, und jetzt beſitzt das Land 32 ſolcher Fabriken. Die größte gehört den Coburg-Coharys. Es giebt aber auch noch kleinere als

die Eſterhazy'ſche. Nähme man hiernach an, daß jede der 32 Fabriken im Durchſchnitte ebenſo viel fabricire wie die Eſterhazy'ſche, ſo würden ſie alle zuſammen jährlich circa 20,000 Centner Zucker aus Rüben hervorbringen. Gäbe man nun jedem Zucker eſſenden Menſchen die Woche ein Pfund, im Jahre alſo etwa einen halben Centner, ſo würde dadurch das Bedürfniß von etwa 40,000 befriedigt werden, was allerdings nicht ganz unbedeutend iſt, wenn man bedenkt, daß es in Ungarn auf je 1000 Zuckereſſende wohl 100,000 giebt, die keinen genießen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts gab es überhaupt nur zwei Zuckerraffinerieen in ganz Ungarn, eine in Oedenburg und eine in Fiume.

Es iſt indeß nicht Eſterhaz, ſondern Eiſenſtadt die eigentliche Haupt- und Reſidenzſtadt der Eſterhazy'ſchen Herrſchaftenmaſſe. Denn dort befindet ſich der Sitz der Central-Verwaltung aller ihrer Güter, die ſich von hier aus ſowohl nach Süden um den Neuſiedler See herum und dann bis jenſeits des Plattenſees hinziehen, als auch nach Norden in das Slowakenland hinein, hauptſächlich aber in dieſem weſtlichen Theile Ungarns liegen. Alle dieſe Eſterhazy'ſchen Herrſchaften verwaltet ein in Eiſenſtadt reſidirender Präſident, dem 4 Räthe zur Seite ſtehen. Die ganze Maſſe der Güter iſt in fünf große Diſtricte getheilt, deren jedem ein ſogenannter Präfect vorſteht. Dieſe Diſtricte haben ihre eigenen Namen, ſo z. B. heißt der im Süden des Plattenſees der Oſeral-Diſtrict. Mancher dieſer Präfecten hat oft 2 Tagereiſen zu machen, um von einem Ende ſeines Diſtrictes

zu einem am anderen Ende gelegenen Gute zu gelangen. Unter den „Präfecten" ſtehen wiederum die „Directoren" der einzelnen Herrſchaften mit ihren „Rentmeiſtern", „Oekonomen", „Schaffnern". Einige der Herrſchaften haben 20—30 Ortſchaften, Dörfer, Marktflecken, auch zuweilen eine Stadt. Im Durchſchnitte hat eine jede indeß nur 8 bis 10 Ortſchaften.

Das älteſte Schloß der Eſterhazys, ihr Stammſchloß Galantha, befindet ſich im Slowakenlande, doch haben ſie die meiſten, größten und neueſten hier am Neuſiedler See, Eſterhaz (das große Schloß), Eiſenſtadt (das Central-Reſidenzſchloß), Forchtenſtein (mit dem berühmten Schatze), noch ein anderes Schloß, das Lieblingsſchloß des jetzigen Fürſten.

Das Schloß von Eiſenſtadt, zu dem ich ſchon früher von Wien aus, wie die Oeſterreicher zu ſagen pflegen, einen kleinen „Rutſcher" gemacht hatte, iſt ausgezeichnet durch ſeinen Park und durch ſeine zahlreichen Kunſtſchätze. Von außen iſt es mit den Bruſtbildern Attila's und der erſten Heerführer der Magyaren, des Soltan, Verbultſch, Arpad ꝛc., geziert, eine Art von Verzierung, die ſich noch an mehren anderen Schlöſſern Ungarns wiederholt!

Unter den Sammlungen intereſſirte mich am meiſten die große Bibliothek trefflicher Kirchenmuſiker, welche ſich hier befindet. Es waren 2100 Compoſitionen verſchiedener Art, Meſſen, Litaneien, Antiphonen und außerdem noch 2000 Oratorien, unter ihnen auch mehre Manuſcripte von Haydn, der, im Gegenſatze der

kritzeligen Handſchrift Beethoven's, eine reine, zarte, feine Feder führte. Seine Noten ſehen aus, als wären ſie von Damenhand geſchrieben. Unter Haydn hatte wohl die Eſterhazy'ſche Kapelle ihre vornehmſte Blüthezeit, doch war ſie auch noch zu Anfange dieſes Jahrhunderts vortrefflich und iſt noch jetzt ausgezeichnet. Von 1806 — 1812 war Hummel hier Concertmeiſter, und von ihm ſtammt auch vorzüglich jene reiche und ſchön geordnete Sammlung von Kirchenmuſiken her. Vor ihm bekleidete Fuchs, ein Schüler Haydn's, dieſelbe Stelle, — mit ihm zugleich befand ſich der Tenoriſt Wild in den fürſtlichen Dienſten. Auch Luighi Tomaſini, der Sänger Schneider, Forti, der den Don Juan ſo trefflich in Wien gab, und noch mehre andere ausgezeichnete Muſiker verherrlichten die Eſterhazy'ſche Kapelle. Auf dieſem Schloſſe componirte auch Haydn ſeine Nelſon-Meſſe, als der berühmte engliſche Seeheld hier zum Beſuche bei'm Fürſten Nikolaus war. Ein anderer engliſcher Beſuch, der des Lord Grey, verſchaffte demſelben Componiſten ein Monument in der Kirche von Eiſenſtadt. Jener Lord erkundigte ſich nach dieſem Monumente, als es noch nicht exiſtirte. Man ſagte ihm, es ſei längſt die Abſicht geweſen, ein ſolches zu errichten, und nun errichtete man es auch.

Der Eiſenſtädter Park iſt der ſchönſte und größte, den es in Ungarn giebt. Das Schloß und die Stadt liegen am Fuße des Laitha-Gebirges, und der Park zieht ſich noch ein wenig auf einer Vorhöhe dieſes Gebirges hinauf. Es bietet ſich daher Gelegenheit zu den ſchön-

*) vgl. Schultes, Donaufahrten II, 476–80.

ſten Gruppirungen der Bäume und Blumen. Wie großartig die Anlage iſt, kann man daraus ſchließen, daß eine Dampfmaſchine blos deßwegen in dem Parke errichtet wurde, um das Waſſer eines niedrig gelegenen Teichs zu den Blumenbeeten und Gewächshäuſern zu treiben. Die Ausſichten aus den höher gelegenen Partieen des Gartens auf die Niederung nach dem Neuſiedler See und auf dieſen See ſelbſt iſt reizend. Hundert Arten von Camelien und Georginen werden von böhmiſchen Gärtnern hier gepflegt; denn „ich bin ein Behm“, war die Antwort, die ich von den meiſten erhielt, welche ich nach ihrer Nationalität befragte. In der Roſenallee, die den Berg hinaufführt, und in der Käſtenallee, die am Fuße ſich hinzieht, war Alles voll Spaziergänger, beſonders voll ſchöner Jüdinnen.

Mehr als ſie intereſſirte mich aber ein anderer Spaziergänger, der von einer kleinen Tagereiſe in's Gebirge zurückkehrte, ein Fanziskanermönch, der Pater Stanislaus Albach. Meine Begleiter waren voll des Lobes dieſes Mannes. Er ſei, ſagten ſie, Prediger in Peſth geweſen und habe dort ſeine Zuhörer durch ſeine Beredtſamkeit entzückt. Da er aber zu freiſinnig redete und von ſeinen Anſichten nicht ablaſſen wollte, ſo wurde er auf Befehl ſeines Ordensoberhauptes von Peſth entfernt und lebt nun zurückgezogen in Eiſenſtadt. Hier beſchäftigt er ſich faſt ausſchließlich mit den Pflanzen, den harmloſeſten Kindern der Natur, deren Freundſchaft am meiſten geeignet iſt, einem verwundeten Gemüthe Troſt zu bringen. Er ſtreift Tage lang im Laithage-

birge und in den ſumpfigen Umgebungen des Neuſiedler Sees umher und ſammelt Pflanzen; am anderen Tage ſchreibt er ſeine religiöſen Betrachtungen und Gebete nieder, von denen er auch ſchon einen Band herausgegeben hat. Leider lernte ich den frommen Mann nur durch dieſe ſeine Compoſitionen kennen, denn er ging mit ſeiner Pflanzenbeute ſo raſch an uns vorüber, daß uns keine Zeit blieb, ihn anzureden.

Wir aßen in Eſterhaz in ſehr angenehmer und unterhaltender Geſellſchaft zu Mittag, wo leider an unſerer Converſation die jüngſte und hübſcheſte unſerer Damen, die tief aus dem Inneren des Landes gekommen war, gar keinen Antheil nehmen konnte, weil ſie kein ſterbendes Wörtchen Deutſch verſtand. Nach Tiſche „knupperten" wir noch ein wenig an „Makosch Kolatzch" (Mohnkuchen, einem in allen ſlaviſchen Ländern verbreiteten Gebäcke) herum, „raunzten" („raunzen" heißt im Öſterreichiſchen klagen) ein wenig über die heiße Luft und „ſtampelten" dann hinaus, um eine kleine Excurſion in den großen Moraſt „Hanſag" zu machen, wobei die Damen uns aber nur in Gedanken begleiteten.

Der Sumpf Hanſag und die Gulyas.

Im Weſten wird der Neuſiedler See, wie geſagt, von den niedrigen Ruſter Weinbergen umſäumt. Auf dieſer Seite iſt er daher auch am tiefſten; denn ſein halbmondförmiges Becken ſteht etwas ſchief gegen jene Berge geneigt. Gegen Oſten wird er flacher, es treten Sandbänke oder Waſeninſeln aus dem Ufer hervor, und endlich verſchmelzen dieſe Bänke und Inſeln zu einander, der See hört auf, und ein flaches weites Sumpfland beginnt, das ſich bis in die Nähe der Donau hinzieht. An der Donau hin wird das Land wieder höher und feſter. Der Strom ſelber mag ſich dieſe feſteren Uferlande geſchaffen haben.

„Han" heißt im Ungariſchen „der Waſen" und „Hanſag" (ſprich Hanſchahg) eine waſige moraſtige Gegend. Das ganze ſumpfige Land zwiſchen dem die Inſel Schütt umfließenden Donauarme und dem Neuſiedler See wird von den Ungarn vorzugsweiſe Hanſag genannt und hat dieſen Namen auch als Nomen proprium in der Ge-

ographie behalten. Die Deutſchen der Umgegend haben dafür den Namen: „der Waſen" im Gebrauch. — Das ganze, nur als eine dürftige Weide benutzte Sumpfland mag ungefähr acht bis neun Quadratmeilen einnehmen und iſt alſo beinahe ſo groß wie der Neuſiedler See ſelbſt.

Der ganze Hanſag bildet eine ſumpfige feuchte Maſſe, die indeß doch hier und da mehr oder weniger feſt iſt. An unzähligen Stellen ſammelt ſich das Waſſer in kleinen Seen oder Tümpeln, die aber zum Theil zu Zeiten verſchwinden, und unter denen der bedeutendſte der Königsſee iſt. Man findet in der Regel angegeben, der ganze Hanſag ſei ein ſchwimmender Waſen. Dieß iſt er aber nicht durchweg. Hier und da findet ſich Wald, und mitten im Sumpfe liegt ein großer Erlenwald, der nicht ſchwimmt.

Auch da, wo der Waſen wirklich ſchwimmend iſt, bleibt er es doch nicht immer. Die Sache verhält ſich ſo: Ueberall findet man zunächſt auf der Oberfläche des Hanſag einen dicken Moosfilz, der gewöhnlich 4 bis 6, zuweilen 9 bis 12 und noch mehr Fuß tief iſt. Unter dieſer Moosdecke liegt dann in der Regel eine Schicht Torferde, und dieſe ruht auf einem feſten Lehmgrunde, der ebenſo wie der Boden des Neuſiedler Sees mit Gries und Steinen bedeckt iſt. Im Frühlinge nun, wo der ganze Hanſag überſchwemmt wird und mit dem Fertö nur ein Waſſer bildet, wird dieſe Moosdecke und zuweilen auch die Torfſchicht von dem unteren Boden abgehoben und ſchwimmt auf dem Waſſer. — Wenn aber das Wachsthum in der Moosdecke — wahrſcheinlich

in Folge günſtiger atmoſphäriſcher Einflüſſe — beſonders energiſch war, ſo wächſt ſie auch wohl an dem unteren Boden feſt, hebt ſich dann ſtellenweiſe nicht und wird vom Frühlingswaſſer überſchwemmt. Von unterirdiſch ſtrömendem Waſſer werden aber ſolche angewachſene Moosdecken oft wieder losgeriſſen und an die Oberfläche hervorgehoben. Man ſieht dann oft an einem Tage ganze Strecken offenen Waſſers vor ſich und erblickt, wenn man am anderen Tage wiederkommt, plötzlich an derſelben Stelle ſcheinbar Alles in feſtes Land verwandelt, indem über Nacht die Moosdecke emportauchte.

Hat die Angabe über den feſten, mit Steinen und Gries bedeckten Unterboden des Sumpfes durchweg ihre Richtigkeit, wie ich nicht zweifle, ſo könnte der ganze Hanſag ebenſo gut, wie jetzt noch der Fertö, ehemals ein offenes Waſſer geweſen ſein, und allmählig erſt hätten dann die wuchernden Mooſe dieſen Theil des Sees überwachſen. Es wäre ſehr intereſſant, jenen Steingries des Hanſag mit dem der Donau zu vergleichen. Höchſt wahrſcheinlich würde aus einem ſolchen Vergleiche hervorgehen, daß ſie eine und dieſelbe Maſſe ſeien, und dadurch conſtatirt werden, daß dieſe ganze Gegend früher einen großen See gebildet habe, den vielleicht die Donau durchſchritt, und der erſt im Laufe der Jahrhunderte, nachdem die Donau ſich ihren Flußboden erhöht und feſte, hohe Uferlande geſchaffen, durch das Wachsthum von Moospflanzen auf ſeine jetzige Größe, die er noch im Fertö hat, reducirt wurde.

Auch würden dieſer Hypotheſe nicht die in Eſter-haz und in Oedenburg aufbewahrten Urkunden widerſprechen, nach denen hier früher mehre Dörfer geſtanden haben ſollen, die der See verſchlang, und denen zufolge man behaupten wollte, die Entſtehung des ganzen Sees ſei ein ſehr neuen Zeiten angehöriges Phänomen. Jene Dörfer mögen immerhin bei einer großen Ueberſchwemmung vom See verſchlungen worden ſein. Der Steingries, dieſe alte, weit unter dem Hanſag verbreitete Urkunde, beweiſt mehr als jenes nur auf wenige Dörfer ſich beziehende Papier.

Die größten Beſitzer im Hanſag ſind der Erzherzog Carl zu Altenburg und der Fürſt Eſterhazy. Letzterer nennt allein drei Quadratmeilen dieſes Sumpfes ſein eigen. Ich füge die Specificirung des Eſterhazy'ſchen Beſitzes bei, weil daraus ein ungefähres Reſultat für die ökonomiſche Statiſtik des Ganzen hervorgehen mag. Unter 45,000 Joch Hanſagoberfläche befinden ſich:

verwachſene Wieſen und Waſſerſtände	19,360	Joch,
reine Wieſe	11,700	„
Erlenwald	8,190	„
nutzbare Rohrſtrecken	5,700	„
Aecker und Neuriſſe	269	„

Darnach wäre ungefähr $\frac{3}{4}$ des Hanſags ſumpfige Wieſe (auch die Rohrſtrecken rechne ich dann dazu), nicht ganz $\frac{1}{5}$ Wald und $\frac{1}{160}$ Ackerland.

So war es wenigſtens vor 15 Jahren, und im Ganzen wird es auch jetzt noch ſo ſein. Nur mögen allerdings doch die Aecker und die gereinigten Wieſen um

ein Weniges zugenommen haben. Denn theils werden ſchon durch die bloße Beweidung die Wieſen etwas beſſer (das Vieh läßt den Dünger auf ihnen und arbeitet, indem es immer tief in den lockeren Boden hineintritt, die Moosdecke beſtändig durch und bringt beſſeres Erdreich nach oben), theils aber thun auch die Beſitzer immer etwas, um die Wildniß zu beſeitigen. Das Meiſte muß dabei von der Altenburg'ſchen und Eſterhazy'ſchen Herrſchaft erwartet werden. Aber die Sumpfmaſſe iſt zu groß, als daß die Kräfte zweier Herrſchaften hier viel ausrichten könnten. Ja könnte man das Ganze an viele kleine Beſitzer vertheilen, ſo würde es vielleicht raſcher gehen. Am wenigſten thut die ſchon ſeit Kaiſer Joſeph's Zeiten für dieſen Zweck errichtete Regierungscommiſſion. Sie ſitzt und arbeitet ſchon ſeit 50 Jahren, wie man ſagt, und vergeblich erkundigt man ſich nach ihren Erfolgen.

Das Meiſte, was man aus dem Sumpfe holt, kann man nur im Winter herausſchaffen. Und nur in ſehr trockenen Sommern iſt es möglich, Arbeiten zu ſeiner Austrocknung vorzunehmen, Dämme aufzuwerfen, Kanäle zu graben, Wege zu bahnen u. ſ. w. Die Fürſten Eſterhazy haben für ſolche Arbeiten ſchon manche hunderttauſend Gulden ausgegeben. Aber wenn ſie auch ihre ganzen ungeheueren Revenueen jährlich in dieſen Sumpf ſtecken wollten, ſo würde doch wahrſcheinlich noch nicht viel damit ausgerichtet werden. — Eins ihrer koſtſpieligſten Werke iſt ein großer Damm, den ſie auf ihre Koſten mitten durch den Hanſag er=

richten ließen, um die nördlich von ihm gelegenen Gegenden mit den ſüdlichen durch eine gute Verkehrsbahn zu verbinden. Dieſer Damm hat nicht weniger als 23 Brücken, unter denen im Frühlinge das Waſſer aus dem Sumpfe zum See hinausſtrömt. Zuweilen ereignet es ſich aber auch, daß die Strömung in umgekehrter Richtung geht.

Vom Schloſſe Eſterhaz aus überblickt man einen großen Theil dieſer Wildniß, in der man von Weitem keine Spur menſchlicher Anſiedelung entdeckt. Ich war, wie geſagt, begierig, mir die Sache ſelbſt etwas näher anzuſehen, und rollte bald in der lehrreichen Begleitung des Eſterhazy'ſchen Präfecten und eines Unterbeamten auf dem Rücken jenes Dammes in den Sumpf hinein. Es war der laufende Sommer ein ſo trockener, wie man ihn ſeit 10 Jahren nicht gehabt hatte, und es wurden daher mehre neue Arbeiten betrieben, die wir beſichtigten, indem wir den Damm verließen und über einen auf- und niederſchwankenden Weg mitten in den Sumpf hineinfuhren. Es wurden mehre wilde Gebüſche gelichtet und ein neuer Weg gegraben. Zu einigen Heu- und Schilfplätzen im Hanſag, wo ſich ein etwas feſterer Grund oder doch eine dickere Moosdecke darbietet, iſt es möglich mit Wagen zu fahren. Die leichten Fuhrwerke und die gewandten Pferde der ungariſchen Bauern fördern ſich hier durch. Wir verfolgten einen ſolchen Weg. Es dauerte aber nicht lange, ſo fiel eins unſerer ſchweren Pferde durch die Moosdecke durch und ſteckte mit allen vier Füßen im

Sumpfe wie angenagelt. Wir waren nicht im Stande, das Pferd wieder herauszubringen, und indem wir unſerem Kutſcher den Auftrag gaben, ſich einige Hirten aus der Nachbarſchaft zuſammenzurufen, ſetzten wir unſeren Weg zu Fuße fort.

Wir kamen bald in Gegenden, wo der Boden beſtändig unter unſeren Füßen ſchwankte, und obgleich durchaus keine Gefahr dabei iſt, ſo war es doch ein eigenes Gefühl, nirgends auch nur einen ſicheren Schritt machen oder ein feſtes, wankelloſes Fleckchen gewinnen zu können. — Hier und da fanden wir Arbeiter, Schilfſchneider, Grasmäher, die eigenthümlich ausſtaffirt waren. Sie hatten kleine Breter unter die Füße gebunden, um ſicherer auftreten zu können, und um das Haupt und Geſicht ſchlotterten ihnen Grasperrücken, die ſie vor den Stichen der kleinen Sumpfmücken ſchützen ſollten. Auch dient ihnen das Gras, von dem ſich hier jeder etwas in den Hut ſtopft, zum Kühlen des Kopfes in der großen Sonnenhitze.

Das Innere des Hanſag lag nun in ſeiner ganzen Wildheit vor uns. Eine unabſehbare ebene Wüſtenei, Schilfwälder an Schilfwälder gränzend, zwiſchen ihnen ſumpfige Wieſen ſich hinziehend, in der Entfernung am äußerſten Horizonte der große Erlenwald in der Mitte des Sumpfes ſichtbar. Ueber dem Ganzen lag eine dicke, ſchwüle Atmoſphäre, ſo eine „kabige“ Luft, wie die Leute hier ſagen. „Im Sommer iſt's faſt immer „trüblet“ im Hanſchag,“ bemerkte mir mein Begleiter. — Zahlloſe Schaaren von Gölſen trugen dazu bei,

die Ausſicht noch mehr zu trüben. Ueber jedem „Kup“ oder „Kupoz“ (ſo heißen die kleinen Heuhaufen), wie über jeder „Boglya“ (ſo heißen die großen Schober, zu denen das Heu aufgehäuft wird, um darin bis zum Winter liegen zu bleiben) ſtand eine lange Säule von tanzenden Gölſen. Ich möchte wiſſen, warum dieſe Thierchen immer einen ſolchen Anhaltspunct ſuchen. — Zwiſchen Hunderten von ſolchen Kupoz und Boglyas, mit denen der ganze Hanſag gefüllt iſt, und zwiſchen Hunderten von ſolchen Gölſenſäulen wanderten wir hindurch.

Außer den Gölſen giebt es noch eine andere Art von Mücken im Hanſag, welche die deutſchen Leute „Minkerln“ nennen. Dieſe Thierchen ſind für die Menſchen, wie für das Vieh dieſer Gegend eine wahre Plage, zu gleicher Zeit aber ſind ſie auch ſehr heilſame Aderlaſſer. Mein Begleiter ſagte mir darüber, im Frühling ſei das Vieh des Hanſag beſonders vielen Krankheiten ausgeſetzt; weil es im Winter gewöhnlich kümmerlich gelebt habe, im Frühling dagegen plötzlich in den üppig aufſprießenden Sumpfkräutern ſchwelge, ſo werde es ſehr vollſaftig und bekomme ein „üppiges Blut.“ Es ſtürben dann viele Thiere weg, im Juni aber kämen die Inſecten und ließen ihm zur Ader, darnach befände ſich Alles beſſer, und die plötzlichen Sterbefälle hörten auf.

Das Gras, welches man nicht abmähen kann, läßt man vom Vieh abweiden. Es leben Jahr aus, Jahr ein ſehr große Heerden von Hornvieh im Hanſag. Dieß

Vieh iſt alles wild, das heißt, es hat noch keinen Strick um die Hörner gehabt und nie Stallluft geathmet. Im Winter ziehen ſich die Hirten mit ihren Heerden mehr an den Rand des Sumpfes in die Nähe der Dörfer und Wälder, und ſie überwintern dann in einem dachloſen umzäunten Raume. Auch kälbern die Kühe im Februar im Freien ab, und die jungen Thierchen ſpringen ganz friſch und lebensfroh, oft bei dem größten Froſte, aus der Wärme des Mutterleibes in den kalten Schnee. Sie werden im Winter nur dürftig genährt. Um aber alle Entbehrungen, die das Leben im Hanſag auflegt, zu ertragen, müſſen es ſchon geborene Hanſagkühe ſein. Anderes Vieh kann dieß nicht mitmachen.

Die Ungarn nennen eine ſolche das ganze Jahr unter freiem Himmel lebende Hornviehheerde „Gulya" (ſprich „Gulja"). Für eine zahme Heerde haben ſie einen anderen Namen. Der Ochſenhirt heißt „Guljás (ſprich „Guljaaſch"). Für Schweinehirten, Schafhirten, Pferdehirten u. ſ. w. giebt es, wie in jedem ächten Hirtenlande, wieder andere beſondere Namen. — Bei allen ſüdöſtlichen europäiſchen Völkern findet man eine ſolche weitläufige Hirtenterminologie, nämlich bei den Magyaren, bei den Wallachen, bei den Tataren u. ſ. w. Soviel mir bekannt iſt, findet man aber dieſen Reichthum nomadiſcher Ausdrücke bei keinem einzigen ſlaviſchen Volke, was denn ein ſehr ſchlagender Beweis dafür wäre, daß den Slaven keine ſo ausgemachte nomadiſche Natur inwohnt, wie einige unſerer mit den Slaven weniger bekannten Schriftſteller in der Regel annehmen. Während

in Ungarn die auf den Ackerbau Bezug habenden allgemein angenommenen Ausdrücke zum Theil ſlaviſch, zum Theil deutſch, zum Theil auch magyariſch ſind, ſind faſt alle auf das Hirtenleben ſich beziehenden Ausdrücke magyariſch, und dieſelben auch von den dortigen Deutſchen und Slaven in ihren Sprachen angenommen.

Bei'm weiteren Vordringen trafen wir auf eine Heerde von 400 Stück Hornvieh, jungen Ochſen und wilden Kühen. So wie wir uns näherten, ſtutzten ſie alle von Weitem, hörten auf zu freſſen und drängten ſich ſcheu zuſammen. — Ein paar große weiße, zottige Hunde von ausgezeichneter Race ſtürzten auf uns zu. Wir wehrten ſie ab und gingen noch näher hinzu. Da nahm die ganze Heerde in wildem Getümmel Reißaus, und die Hirten brachten ſie nur mit Mühe in einiger Entfernung zum Stehen. — Als wir mit den Hirten, von denen uns einige auf dem ſchaukelnden Raſen entgegenſprangen, zu reden anfingen, konnten wir uns mit ihnen dreiſt unter das Vieh miſchen, das nun ruhig fortweidete, und ich wunderte mich über den Inſtinct dieſer Thiere, die alleſammt ohne eine einzige Ausnahme uns ſofort als Fremde erkannt hatten und uns nun dagegen als Bekannte ihrer Hüter wie gute Freunde anſahen.

Die Hirten waren ächte Magyaren in weiten Gatjehoſen, kurzen Jacken und breitkrämpigen Hüten, mit ſchwarzem langen Haar, markirten, ſcharfgeſchnittenen Geſichtszügen und feurigen Augen. Die Magyaren ſind ſo in das Hirtenhandwerk verliebt und eingeübt, daß

ſie es oft auch im Dienſte der Deutſchen betreiben. Die meiſten deutſchen Dörfer am Neuſiedler See haben zum Hirten einen Magyaren.

Wir begleiteten die Leute zu ihrer Wohnung, welche nicht fern war. Sumpfige, ſchwankende Fußſtege führten dahin. Die Gulyás im Hanſag bekommen das ganze Jahr hindurch, außer im Winter, wo es friert, keinen feſten Grund und Boden unter die Füße. Es war eine koniſch gebaute Schilfhütte, deren Inneres ebenfalls mit Schilf und Stroh belegt war. In der Mitte waren vier Breter zuſammengenagelt und mit Lehm ausgeſchlagen, was den Ofen und Heerd darſtellte. Zu den Seiten waren drei Strohlager angebracht. Das Kopfkiſſen war ein mit Schaffellen belegter Holzblock. Wenn die Leute ſich des Nachts in dieſem Bette umdrehen, ſo ſchwankt der Boden, und es zittert das Ganze. Auch im Winter wohnen die Gulyás in ſolchen Behauſungen. Sie ſehen dabei aber kerngeſund aus (wenigſtens die, welche ich ſah). Ihre hauptſächlichſte Nahrung iſt das in ganz Ungarn berühmte „Gulyáshús" (ſprich: „Guljaaſchhuſch"), kleine Stücke von Ochſenfleiſch, die mit Zwiebeln und Paprika (ungariſchem Pfeffer) eingerieben und gebraten werden. Die Hauptſache iſt dabei der Paprika. Es muß ſo gepfeffert ſein, daß es Einem im Munde brennt. Ich aß einmal in Ungarn ein Stück Gulyashus, das mir ein Hirt reichte, und glaubte noch lange nachher, ich hätte eine glühende Kohle im Magen liegen. Dazu trinken ſie ihr trübes, laues Sumpfwaſſer, denn klare Quellen giebt es im

Hanſag natürlich keine. Wenn ſie trinken wollen, ſo legen ſie ſich auf den Bauch oder kauern nieder und ziehen mittels eines Schilfrohrs das Waſſer aus der Tiefe. Ein Gulyas zeigte mir genau, wie ſie es machen. Er ſchnitt ein Schilfrohr ab, ſtutzte es zurecht und ſteckte es etwa eine Elle tief in den Moraſt. Dann zog er das Waſſer mit dem Munde in die Höhe und ſpie es aus. Es war lauter ſchmuzige braune Jauche. Je mehr er aber ſog, deſto reiner wurde das nachfolgende Waſſer. Endlich fand er es trinkbar, nun zog er das Schilf wieder hervor und umwickelte das untere Ende mit einem Flicken Leinwand, der zum Filtriren dienen ſollte. Dann prakticirte er das Rohr mit dieſem Flicken wieder in das Loch hinein und forderte mich auf zu trinken, mit der Bemerkung, das Waſſer wäre nun köſtlich. Ich bückte mich, trank aus dem ellenlangen Rohre das lauwarme Waſſer und dachte dabei an die oft ebenfalls ellenlangen Champagnergläſer, aus denen man in Wien den ſprudelnden Rebenſaft trinkt. Welche Contraſte in geringer Entfernung! Ich fand vor jedem Bette ein ſolches Schilfrohr im Boden ſtecken. Es war auf jedem ein zierlicher kleiner Stöpſel. Des Morgens, wenn ſie aufſtänden, ſagten die Leute, ſei es das Erſte, daß ſie ſich auf die Erde legten und aus den Röhren ſögen. Dieß ſei ihr Morgentrank. Das ſchmecke ſehr gut. Als ich das Rohr etwas unvorſichtig anfaßte, baten ſie mich, behutſam damit umzugehen, weil ich das Waſſer unten leicht trübe machen könnte.

Bibliotheken haben ſie nicht, die Gulyas, und auf

den ganzen 9 Quadratmeilen des Hanſag ſind nur wenige Leute, die leſen können, außer dem, was in den Phyſiognomieen ihrer beſtändigen Lebensgefährten, der Ochſen, oder am Himmel über das Wetter geſchrieben ſteht. Es iſt nicht möglich, daß ihre Vorfahren, die Nomaden in Aſien, roher und einfacher gelebt haben als ſie, und ich möchte wohl behaupten, daß es in ganz Europa keinen ſtärkeren und zugleich näheren Gegenſatz giebt, als das nomadiſche Treiben in dieſer Landſchaft und das luxuriöſe Leben in der nahen Reſidenzſtadt Wien, die man, wenn eine Eiſenbahn dahin führte, in zwei Stunden erreichen könnte. Ich glaube nicht, daß irgendwo aſiatiſche und europäiſche Lebensweiſe und Lebensanſichten ſich näher und in ſtärkerem Contraſte einander gegenüberſtehen. — Und doch iſt ſchon mancher Wiener Kavalier hier im Hanſag auf der Jagd geweſen, ohne etwas Beſonderes dabei zu denken. Brächte aber ein geſchickter Theater-Decorateur einmal eine Naturanſicht aus dem Hanſag auf die Bühne, ich glaube, Jeder würde darauf ſchwören, dieſe Scene müßte aus einem fremden Lande ſein, etwa aus den Djungeln des Ganges-Deltas.

Wie barbariſch dieſe Gegend noch ſei, leuchtet genugſam aus der Geſchichte des berühmten wilden Knaben ein, der im Hanſag gefangen wurde und in der ganzen Umgegend unter dem Namen „Han Istok" (d. h. Moraſt-Stephan) noch jetzt bekannt iſt. Was ich über dieſen Han Istok in dieſer Gegend erfuhr, lautet wieder etwas anders als

das, was Andere darüber berichteten. Die Leute erzählten uns, dieſer Knabe ſei als ein völlig thieriſches, im Waſſer lebendes Weſen in dem größten See des Hanſag, eben jenem Königsſee, von den Fiſchern im Jahre 1749 im Netze gefangen worden. Nach ſeinem Portrait zu ſchließen, welches ich im Schloſſe Eſterház ſah, hatte er einen kahlen Kopf, nur am Hinterhaupte einige wenige Locken, blöde, breite, thieriſche Geſichtszüge, einen dicken Unterleib mit großem Heumagen und kurzen Beinen und Armen, die er wie ein Froſch zuſammenzog, dabei aber doppelt lange Finger und Zähne. Wenn gleich vielleicht in den genannten Stücken, ſo iſt indeß doch ſchwerlich in allen Punkten jenes Bildniß getreu; ſo z. B. hat er darin einen Bart, und ſeine Finger und Zehen ſind mit einer Schwimmhaut verbunden. Sein ganzer Körper war mit einer ſchuppenartigen, knochigen Haut bedeckt. Er ſpeiſte, ſagten die Leute, Anfangs nichts als Gras, Heu, Fröſche und rohe Fiſche, denen er das Blut ausſog. Erſt nachdem man ihn 7 Monate lang im Schloſſe gehütet und erzogen hatte, hörte er auf, rohes Blut zu genießen, und fing an, Kleider auf ſeinem Leibe zu dulden. Man mußte ihn ſehr vor dem Waſſer hüten, denn wenn er konnte, ſprang er hinein und machte Verſuche zur Flucht. Im Ganzen blieb er 14 Monate auf dem Schloſſe, und in den letzten Monaten konnte man ihn ſchon in der Küche zum Bratenwenden gebrauchen. Das Sprechen lernte er aber in dieſer kurzen Zeit nicht. Der einzige Ton, den er von ſich gab, war ein ziſchendes Pfeifen, das er mit

dem Munde hervorbrachte. Nach 14 Monaten entſchlüpfte er doch der Aufmerkſamkeit ſeiner Wächter. Wahrſcheinlich ſprang er in den Schloßgraben und entkam durch dieſen in die mit ihm zuſammenhängende kleine Raab und dann in die Sumpfwildniß. Der Fürſt Nikolaus Eſterhazy, der damals regierte, that Vieles, um ſeiner wieder habhaft zu werden. Er ließ ſogar den Schloßgraben ableiten, um vielleicht den Körper des Han Istok zu finden. Auch ließ er rund umher die Gewäſſer durchſuchen und ausfiſchen, aber vergebens. Der Moraſt-Sephan war verſchwunden. Nach 3 Jahren will man ihn noch einmal im Hanſag erblickt haben, und wie einige alte Franzoſen noch an dem Tode Napoleon's zweifeln, ſo glauben viele Gulyas, der Han Istock lebe noch heutiges Tages im Waſſer. „Er kann vielleicht noch exiſtiren", ſagte einer der Anweſenden, als wir von dieſer Geſchichte ſprachen. Die Dichter und das Volk der Umgegend ſcheinen ihn ſogar unter die Unſterblichen verſetzt und zu einer mythiſchen Perſon gemacht zu haben. Wenigſtens ſah ich ein Gedicht, worin von ihm wie von einem Könige des Sumpfes, von einem mächtigen Geiſte des Moraſtes geſprochen wurde, der den benachbarten Hirten und Fiſchern Leides anthue oder ihnen ſchöne Geſchenke mache.

In Kapuvar iſt über dieſe ganze Begebenheit ein Protocoll aufgenommen, das von glaubwürdigen Perſonen unterzeichnet worden iſt. Ich ſah einen Abdruck dieſes Protocolls in der Wiener Zeitung vom 8. Auguſt 1803. Es ſtimmt in der Hauptſache ganz mit jener Erzählung

überein. Auch iſt im Ganzen außer dem langen Untertauchen unter dem Waſſer wenig Unwahrſcheinliches daran. Denn wie der Menſch die Fähigkeit hat, ſich in Tugend und Erkenntniß den Engeln zu nähern, ſo hat er auch die, in Lebensweiſe und Nahrung den Thieren nahe zu kommen. Man ſieht in Südamerika die Menſchen wie Eichhörnchen in den Zweigen der Bäume leben. In anderen Ländern wohnen ſie wie die Tiger und Löwen in Höhlen und freſſen ſich untereinander. Warum ſollte ſich nicht auch ein einzelner Menſch einmal gewöhnen, wenn auch nicht wie ein Fiſch (des Athmens wegen), doch wie ein Biber oder eine Seeotter im Waſſer zu hauſen. Indeß iſt der Han Istok nur, ſo zu ſagen, die Blüthe und Krone oder der Ausbund derjenigen moraliſchen Verwilderung, die in der natürlichen Wildniß des Hanſag ihren Anhaltspunct findet. Nicht nur die vernünftigen Leute ſind hier uncultivirter als anderswo, ſondern auch derer, welche gar nicht einmal zur Vernunft gelangen, ſind mehre. In Kapuvar, in Hedervar und in allen um den Sumpf herumliegenden Ortſchaften giebt es viele Cretins, hier wie in anderen öſterreichiſchen Provinzen „Troddeln" oder Trotteln genannt. In Kapuvar war ich ſelbſt und ſah dort mehre ſolche von Gott verlaſſene Weſen. „In Hedervar an dem Donauarme der Inſel Schütt," ſagte mir eine ungariſche Dame, „giebt es der Krüppel, der Kröpfe, Tröpfe und Troddeln ſo viele, daß es Einen ordentlich anekelt." Dieſelbe Dame nannte mir ſogar einige Geſchlechter der Umgegend des Hanſag,

von denen man behauptete, daß ein kleiner Anflug trodbelartigen Blödſinns in ihnen erblich ſei. So viel ich in Kürze wahrnehmen und von Anderen hören konnte, haben dieſe Sumpf=Cretins dieſelben Eigenſchaften wie die Berg=Cretins in den Alpen. Dickköpfigkeit, Blödſinn, Mangel an Sprache, Unempfindlichkeit, Tücke u. ſ. w. kommen bei beiden auf gleiche Weiſe vor. Auch ereignet es ſich wie in den Alpen, daß die Aeltern zuweilen ganz friſch und geſund ſind, während alle ihre Kinder mit dem Kretinismus behaftet erſcheinen. Auch auf der ganzen Inſel Schütt ſoll dieſer Kretinismus verbreitet ſein. Ob die Leute wohl durch jene Schilfröhre ihren Stumpfſinn aus dem ſumpfigen Boden herausſaugen?

Die Sonne fing ſchon an, in die „kabige" Atmoſphäre und in die Schaaren von Gölſen und Minkerln hinabzuſinken, — o armer Apollo! welch' unbequemer Tod mitten auf den Wolken unbarmherziger kleiner Ungethüme zur Ruhe zu gehen! Zahlloſe Züge von Staaren und anderen Vögeln kehrten zu den Sumpfgebüſchen zurück. Sie kamen vom Feſtlande heim, wo ſie ſich auf den Getreidefeldern geſättigt hatten, um nun in Ruhe in der Einſamkeit der Wildniß zu übernachten. Wir traten den Rückweg zu unſerer Equipage an, die wir nach einiger Mühe wiederfanden. Mehre Hirten ſprangen uns immer hülfreich zur Seite. Andere ihrer Brüder hatten indeß das Pferd wieder herausgehoben und den Wagen vorſichtig auf ein feſteres Erdreich geſchoben. Als wir von ihnen Abſchied nahmen und in den Wagen ſtiegen,

bemerkte ich etwas, was mir ein Zeichen von der groſsen Sclaverei war, in welcher die Bauern in Ungarn noch ſtecken. Ein Unterbeamter nämlich, der uns auch begleitet hatte, nahm ebenfalls Abſchied von den Hirten, und indem er, in den Wagen ſteigend, an ſie noch einige Worte richtete, ſchlug er einen von ihnen mit einem Schilfrohre, das er zum Spielen in der Hand hielt, über ſein kahles Haupt. Die Leutchen umſtanden uns nämlich alle natürlich mit ehrerbietig entblößtem Kopfe. Dann warf er ſein Schilfrohr weg und ſchwang ſich in den Wagen. Ich fragte ihn, ob der Kahlkopf ein guter Menſch ſei. „O ein prächtiger Kerl!“ ſagte er, „er iſt der beßte von allen unſeren Gulyas.“ „Warum ſchlugen Sie ihn über den Kopf?“ „Schlug ich ihn? Ach ſo! Ich berührte ihn ja nur mit dem Schilfrohre zum Abſchiede.“ „Ja Sie hätten ihm ja auch ſtatt deſſen die Hand drücken können.“ — „Na, das doch nit!“ — Wie geſagt, dieſer einfache Abſchiedsſchlag mit dem leichten Rohre über das kahle Haupt eines dienſtfertigen Alten empörte mich mehr, als wenn ich zur Strafe Jemanden mit der Knute hätte behandeln ſehen.

Gern wäre ich noch zu dem Erlenwalde gelangt. Allein man ſagte mir, ohne Schiffe und andere Vorrichtungen könnte dieß nicht geſchehen, und es wurde bereits Nacht. Der Präfect ſagte mir, es ſeien unter den Erlen auch einige Weiden, Eichen und andere Bäume. Er erzählte mir auch von 70 bis 80 groſsen Fichten, die er an einer anderen Stelle des Hanſags wüßte. Dieſe

Fichten hätten ſich mit ihren Wurzeln blos in der ſchwimmenden Moosdecke des Sumpfes verbreitet. Bei einem ſtarken Sturme ſchwankten dann nicht nur die Baumſtämme hin und her, ſondern es ſchaukele und tanze auch mit ihnen der Boden. In jenem Erlenwalde nahe den beßten Weiden des Hanſag ſoll der ungariſche König Stephan ein großes Pferdegeſtüt gehabt haben.

Eine der Hauptbeſchäftigungen der Anwohner des Hanſag und ſeiner Hirten in ihren Mußeſtunden iſt das Trocknen des Schilfs und das Flechten der groben Matten, die man in Wien „Daken" nennt und zum Verpacken der Waaren und bei anderen Gelegenheiten braucht. Im Venetianiſchen, im Schwarzwalde und anderswo machen die Hirten die feinſten und bewundernswertheſten Strohgeflechte. Wenn man dieſe Strohgeflechte und jene Daken vergleicht, ſo hat man darin einen ſichtbaren Maßſtab der Kunſtfertigkeit beider Gegenden und der Hirten-Induſtrie des Hanſag im Vergleiche zu der des Schwarzwaldes und im Venetianiſchen. Faſt alle Daken für Wien gehen aus dem Hanſag und aus dem auf der anderen Seite der Donau liegenden Marchfelde hervor.

An dem öſtlichen Ufer des Sees blüht in trockenen Sommern Soda aus dem Boden hervor. Die Ungarn nennen dieſe Soda Szék (ſprich „Sseek"). Die Deutſchen haben daraus das Wort „Zick" gemacht und ſprechen auf dieſe Weiſe vom „Zick" und von der „Zickerde." Es gehören beſondere Umſtände dazu, um den

Zick, der in der Erde ſteckt, hervorkommen zu laſſen. Es muß der Boden im Ganzen ziemlich ausgetrocknet ſein. Dann aber muß ein kleiner Regen ſeine obere Kruſte wieder erweicht haben. Unter ſolchen Umſtänden kommt der Zick reichlich hervor, und man findet oft ganze Strecken Landes weiß gefärbt, wie beſchneit. Die Leute kehren ihn mit dem Beſen ab und bringen ihn in die Sodaſiedereien. Wir werden indeß ſpäter noch auf dieſen Gegenſtand umſtändlicher zurückkommen. Denn die vornehmſte Sodaerzeugung in Ungarn hat in dem Lande zwiſchen der Donau und der Theiß ſtatt. Auch die meiſten kleinen Lachen im Hanſag ſelbſt liefern, wenn ſie austrocknen, Soda. In naſſen Jahren, wenn ſie nicht völlig verſchwinden, haben ſie es blos an ihren Ufern. Seit dem Jahre 1797 haben ſich die Wiener Seifenſieder zu einer Geſellſchaft zuſammengethan, um Sodaſiedereien an dem Neuſiedler See zu errichten. Dieſe Leute verſtehen ſich auf die Gewinnung der Soda beſſer als die fürſtlichen Bauern und Beamten. Sie wollten dieſen die ganze Sodagewinnung am öſtlichen Seeufer abpachten. Dieſe aber wollten ſich nicht darauf einlaſſen, und die Seifenſieder ſetzten ſich nun am nördlichen Ufer bei Neuſiedel feſt und thun der fürſtlichen Production viel Schaden. Bei dem Dörfchen Illmick am See ſoll auch im Sommer ein ſchönes reines Kryſtallſalz (Kochſalz?) gefunden werden, welches theils verhandelt, theils zur Lecke für's Vieh verbraucht wird.

Spät Abends kehrten wir nach Eſterhaz zurück, wo wir unſeren Damen einige Vergißmeinnicht über-

brachten, die wir bei den Schilfhütten der Hirten gepflückt hatten. Denn dieſe zarte Blume blüht dort in großer Menge in dem rauhen Sumpfe, und während unſere gebildeten Dichter zierliche Verſe an ſie richten, frißt ſie dort das wilde Vieh wie anderes Gras. Uns ſervirte man für unſere Blumen noch die Ueberreſte eines recht reichlichen Soupers, und ich weiß nicht, wie es kam, daß bei Gelegenheit dieſer Friſtung unſeres Lebens gerade das Geſpräch auf den Tod kam. Ich bemerkte, daß ich faſt unausgeſetzt an den Tod dächte. Da lachte mir jenes hübſche Weibchen, das ich am Mittage „ſehr an diskurſives Frauenzimmer" genannt hatte, in's Geſicht. „Ja wie ſo denn dees?" ſagte ſie. „I denk goar nit an den Tod. Es fallt mir im Traum nit ein. Es kommt mir halt g'rad ſo vor, als müßt' i ewig leben. I hab's mir zum Stichwort g'nommen: Gedenke ſtets des Lebens!" — Um Mitternacht erſt ſchwang ich mich auf's Pferd, um nach Zinkendorf zurückzureiten. Sie luden mich freundlich ein, noch die Nacht bei ihnen zu bleiben, aber ich dankte ihnen und ſagte, ich gehöre zu den Memento-mori-Philoſophen, ich habe noch viel zu thun, und meine Lebensfriſt ſei kurz.

Es war die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, und in allen magyariſchen Dörfern fanden wir noch Leben und Bewegung. „In dieſer Nacht", ſagte mir Istok, mein Begleiter, „gehen die Burſchen zu den Madeln." Ueberall ſahen wir bei'm Schimmer der Sterne die Schönen ſich zum Fenſter hinausneigen und

die Burſchen in liebender Unterredung vor ihnen ſtehen. — O Liebe, wie biſt du aller Wege wach und rege! Ich habe nicht in Erfahrung gebracht, ob dieß eine allgemeine magyariſche Sitte ſei, oder ob ſie vielleicht von den benachbarten Deutſchen auf die Magyaren am Fertö übergegangen iſt.

Auf Schloß Zinkendorf war bereits Alles mäuschenſtill und todt, denn ſie hatten wahrſcheinlich gedacht, daß ihr Hadji Baba in einen anderen Hafen eingelaufen wäre. Doch fand ich die Thore und Thüren nicht verſchloſſen und tappte den Weg zu meinem Zimmer allein zurück. Sie ſagten mir nachher, daß es ihnen nie einfiele, das Schloß über Nacht zu verriegeln. Auch der erlauchte Beſitzer des Schloſſes verſicherte mir ſpäter, daß trotz ſeines ziemlich bedeutenden Silberſchatzes doch ſein Schloß nie verriegelt würde. Dieß Factum ſteht feſt. Wie daſſelbe mit der ſonſt ſo allgemeinen Unſicherheit und mit den überall angewandten Vorſichtsmaßregeln gegen dieſelbe zu vereinigen ſei, weiß ich nicht. Vielleicht, daß nur die Paläſte mit einem den Verbrecher erſchreckenden Nimbus umgeben ſind.

Am anderen Morgen, während man meine Equipage beſorgte, beſah ich mit dem Hofrichter die Maulbeerbaumpflanzungen des Grafen Szechenyi. Dieſer berühmte Herr, der auf die Induſtrie und Cultur ſeines Vaterlandes einen ſo denkwürdigen Einfluß gehabt hat, ſucht auch auf ſeinen eigenen Landgütern überall ein gutes Beiſpiel zu geben und neue Induſtriezweige einzuführen. Er beſitzt allein in ſeinen Baumſchuken bei Zinkendorf

200,000 Maulbeerbäume und hat bereits 20,000 Bäume in's freie Feld hinausgeſetzt, die jetzt ein Alter von 8 bis 12 Jahren haben. Sollten ihm viele andere ſeiner Landsleute mit dieſem Opfer und dieſen Zahlen nachfolgen, ſo würde Ungarns Seidenzucht bald bedeutend werden, was ſie in dieſem Augenblicke noch nicht iſt.

Es iſt wohl kaum ein ungariſcher Ort zu finden, in dem man nicht einige Böhmen antrifft, die ſich dort mit irgend einem Zweige der Induſtrie beſchäftigen. So traf ich in Zinkendorf einen böhmiſchen Wagenfabrikanten, der mir verſicherte, daß er ſchon 600 Equipagen habe von Stapel laufen laſſen. Ich fand bei ihm auch mehre Neutitſchenken, eine kleine leichte Wagenart, die von dem Städtchen Neutitſchein in Mähren ſich durch Galizien und die Bukowina verbreitet hat und, wie ich nun ſah, auch in einem Theile von Ungarn üblich geworden iſt. Man nennt ſie hier „Natjczenken". Mein böhmiſcher Fabrikant führte mich auch in den Leſeverein des Orts, „Olvasé egylet (ſprich „Olvascheh etjlett"). Denn ſeit der Begründung des Peſther Caſinos, der gelehrten ungariſchen Geſellſchaft, und ſeit der Geburt des ungariſchen Journalismus haben ſich ſolche Leſevereine mit außerordentlicher Schnelligkeit über ganz Ungarn verbreitet, und wie geſagt, ich fand ſogar in dem kleinen Flecken Zinkendorf einen ſolchen, der neben den modigen ungariſchen Journalen Jelenkor, Villag, Hirnök u. ſ. w. auch die allgemeine Zeitung und noch zwei oder drei andere deutſche Blätter darbot. Der

Verein beſtand, wie die meiſten dieſer kleinen Leſezirkel, ſeit 3 Jahren.

Das Frühſtück, welches ich noch vor der Abreiſe mit einer ungariſchen verheiratheten Dame einnahm, wurde mir durch einige intereſſante Bemerkungen über das Lernen der ungariſchen und deutſchen Sprache gewürzt. Sie ſagte mir, ſie laſſe alle ihre Kinder erſt Ungariſch lernen und ſpäter erſt Deutſch. Durch die Ueberwindung der Schwierigkeiten der ungariſchen Ausſprache würden ſie dann auch geſchickter für das Lernen jeder beliebigen anderen Sprache, und ſie ſprächen nachher auch namentlich das Deutſche reiner. Das Deutſche mache die Zunge ſchwerfällig und ungeſchickt, und alle Kinder, die zuerſt Deutſch lernten, hätten nachher bei'm Ungariſchen und bei anderen Sprachen große Mühe. Das Syſtem, welches ſie bei ihren Kindern befolge, würde daher auch von allen Müttern und Erziehern in Ungarn angewendet, und in der That hatte ich ſpäter Gelegenheit, dieſe Bemerkung vielfach beſtätigt zu finden.

Die Raabau und Raab.

Das ganze Land zwiſchen Oedenburg und Raab iſt ſo flach und eben, als wäre es mit der Setzwage in's Gleichgewicht gebracht worden. Es iſt ein Theil der weſtlichen ungariſchen Ebene. Dieſe Ebene hat ihre niedrigſte Gegend im Neuſiedler See und im Hanſag. Sie wird gegen Nordweſten durch das Roſaliengebirge, das Leithagebirge und die Preßburger Karpathen, — im Nordoſten durch die Neutraer Gebirge und anderen Ausläufer der Karpathen, im Südoſten durch den Bakonyer Wald und im Südweſten durch Ausläufer der ſteieriſchen Alpen begränzt. Eine Figur, deren Gränzlinien man durch die Städte Preßburg, Pyrnau, Komorn, Raab, Körmönd, Güns und Oedenburg legt, umfaßt ungefähr dieſe Ebene, die beiläufig 200 Quadratmeilen groß iſt. Mit Ausnahme des Hanſag bietet ſie überall ein fruchtbares Acker- und Weideland dar, das den höchſten Grad von Ergiebigkeit auf den ihres Fruchtreichthums wegen berühmten Inſeln Schütt erreicht.

Die Donau fließt der Breite nach mitten durch dieſe Ebene, die ſo wenig geneigt iſt, daß die Gewäſſer des Stromes ſich ſofort hinter Preßburg, wo ſie in die Ebene eintreten, ſpalten und in mehren weit verzweigten Armen ſie durchirren, welche ſich erſt am Ende der Ebene bei Komorn in einem gemeinſamen Sammler wieder vereinigen. — Man nennt dieſe Ebene gewöhnlich auch „die kleine ungariſche Ebene," im Gegenſatze zu der großen und Hauptebene im Oſten des Landes, die man füglich die Theißebene nennen könnte, da dieſer Strom ſie ganz von Anfang bis zu Ende in der Mitte durchſtrömt. In der großen Ebene herrſcht Viehzucht vor, und die unbearbeiteten Länder ſind größer. In der Preßburg-Komorner iſt aber der Ackerbau wenigſtens ebenſo bedeutend als die Viehzucht. Sie hat auch die beiden größten Getreide- und Viehſtapelplätze in Ungarn, Wieſelburg und Oedenburg. Alles Vieh und Getreide Ungarns, das für's Ausland beſtimmt iſt, kommt hierher zuſammen und wird von hier aus über die Gränze ſpedirt.

Der Theil, der zwiſchen Wieſelburg und Preßburg liegt, wird der „Haidboden" genannt. Das Stück zwiſchen der kleinen und der großen Raab heißt die „Raabau." Zwiſchen dem Haidboden und der Raabau liegt der Waſen oder Hanſag. Ich fuhr jetzt in der Raabau weiter. — Das ganze Land glich einer großen üppigen Wieſe mit untermiſchten Aeckern. Es war ein furchtbar heißer Sonntag, — und Apollo ſchoß auf mich und meinen Kutſcher unzählige ſeiner ſchärfſten

Pfeile herab, obgleich wir weder Niobe noch ihre Kinder waren. Mein Kutſcher, ein echter Magyar, konnte ihm mit ſeinem breitkrämpigen Hute leichter trotzen, aber ich, der ich blos im beſcheidenen Schatten meines ſchmalen Mützenſchirmes ſaß, litt wirklich viel. Ueberall ſah ich Anſtalten gegen die Sonnenſtrahlen und dann gegen die zweite Plage dieſer Gegenden, die Gölſen, getroffen. Alle Pferde waren mit Weidenbüſchen oder anderen Sträuchern gegen dieſe Thierchen gewappnet, — in dem Schatten eines einzeln ſtehenden Baumes lagerten oft mehre Hirten mit ihren Pferden und Schafen, die ſich glücklich ſchätzten, wenn ſie nur die Schnauze ihres Kopfes in den Baumſchatten mit hineinſtecken durften. So unter dem Schatten eines einzigen Baumes fand ich mehre Menſchen mit mehrerlei Thierſorten vereinigt, Gänſe, Ziegen, Schweine und Ochſen zuſammengekauert. Selbſt aus einem Loche des hohlen Baumes guckte noch der Kopf einer verſteckten Ziege hervor. In allen Häuſern ſieht man hier, wo es möglich iſt, ſtatt der Thüren bloße Vorhänge in Mode, die zugleich den Luftzug befördern und doch die Gölſen nicht ſo häufig einlaſſen. Auch im Schloſſe Zinkendorf hatte ich mehre ſolche Thürvorhänge gefunden. — Fliegenfenſter ſind hier bei jedem Bauer üblich. Auch hat gewöhnlich der Bauernwirth, der Herr vom Hauſe, ſein Ehebett der Hitze wegen im Freien unter der Veranda ſeines Daches, und der Gölſen wegen iſt es mit einem dichten Netze umhangen, welches oben an einem Balken befeſtigt iſt und in langen Falten herabhängt. Die Eheleute liegen

dahinter, wie Mars und Venus, die Vulkan mit ſeinem feinen künſtlichen Eiſengewebe umſponnen hatte. — Mein Kutſcher ſchlug mit ſeinem mächtig breiten Hute beſtändig auf die Pferde, um ſie mit einem Schlage von vielen ihrer Peiniger zugleich zu befreien. Am klügſten machten es die Büffel. Wo nur eine Pfütze oder ein ſchmuziger Waſſertümpel war, da ſteckten ihrer 20 bis 30 bis an die Schnauze drin, vor Sonne und Gölſen zugleich geſchützt. Ich ſtieg aus, um einige dieſer unſauberen Thiere in der Nähe zu beobachten. Troz dem, daß ſie von Schmuz und Moraſt trieften, kauten ſie beſtändig wieder. Zu Zeiten hörten ſie auf zu kauen, ſteckten ihr Maul in die Pfütze und hoben mit einer geſchickt ausgeführten Schwenkung eine ganze Partie Waſſer daraus hervor, das ſie ſich über den Theil des Rückens, der noch in die Luft hervorragte, hinlaufen ließen. Dann fingen ſie wieder an zu kauen, und dieß wiederholten ſie beſtändig abwechſelnd in kurzen Tempos und machten es ſo geſchickt, daß jedesmal der ganze Rücken richtig überſpült wurde. Der Ochſe kann dieß nicht. Er iſt edler als der Büffel, aber nicht ſo ſchlau.

Je drückender die lechzende Hitze war, um ſo höhnender erſchienen die Bilder der Luftſpiegelungen, welche uns auf allen Seiten kühlendes Gewäſſer erdichteten. Der Tag war troz der Empfindlichkeit der Sonnenhitze etwas „trüblet.“ Nur einzelne kleine Wölkchen von unbeſtimmter Geſtalt ſchwammen oben wie Brocken in der „kabigen“ Luftſuppe.

Es war Sonntag, und es begegneten uns viele geſchmückte Leute. Die breiten Hüte der Magyaren waren auch hier, wie die der Kroaten bei Oedenburg, mit ganzen Beeten von natürlichen oder auch künſtlichen Blumen und mit dicken Bündeln von wollenen Straußen- und Pfauenfedern und von allerlei bunten Bändern belaſtet. Ich habe dieß ſonſt nicht bei den Magyaren gefunden, und es mag wohl eine Sitte ſein, die hier von den Kroaten auf ſie übergegangen iſt. Zuweilen begegneten uns einige mit ausgezeichnet großen Büſchen ſchöner ſchwarzer Straußfedern. Vor den aus Stein gehauenen Heiligenbildern, die ganz ohne Umſchattung eines Baumes oder Gebüſches mitten im Graſe ſtanden, lagen Weiber in dem verdorrten Graſe knieend mitten in der Sonnenhitze. Die Männer tragen auch hier, wie bei Eiſenſtadt und Oedenburg, einen Bruſtlatz. Bei einigen bemerkte ich, daß ſie da, wo die Bruſt war, von Spitzen kleine bunte Roſetten im Latze angebracht hatten. Die Weiber tragen hinten am Kopfe eine ſolche Fülle von Schleifen, Bändern und Spitzen, daß man ſie für unübertrefflich prachtvoll gekleidet erklären muß, wenn bloße Fülle darauf ein Recht giebt. Die Hirten, die ich hier auf dem Felde traf, und die ich zu Zeiten um Feuer für meine Cigarre anſprach, gleichen in Kleidung und Weſen ſchon ſehr den berühmten Bakonyer Ganaſſen (Schweinehirten). Sie haben eben ſolche weiße mit eingenähten rothen Blumen geſchmückte Mäntel wie dieſe und drehen ſich auch die Haare in zwei ſteifen Zöpfen zuſammen, die wie zwei Kantſchu vorn vor den Ohren herab-

hängen. Doch habe ich ſpäter im Bakonyer Walde dieſe Leute mir noch genauer betrachtet.

Wir paſſirten die Orte St. Miklos (ſprich: Sſent Mikloſch, d. h. St. Nikolaus, — ſonderbarer Weiſe verwandeln auch die Ungarn, wie die Polen, das N in dem Worte Nikolaus in ein M —), Kapuvár und andere, ohne etwas Beſonderes an ihnen wahrzunehmen. In einigen Dörfern fielen mir die hohen Dornhecken auf, auf deren Firſt große Maſſen von Dornen aufgehäuft waren, ſo daß ſie ein großes Dornendach bildeten, über welches der auch hier gefürchtete Wolf nicht leicht hinwegkommt. Dieſe Dornen-Circumvallationen ſind ebenſo in ganz Südrußland in Gebrauch. Sie gewähren die leichteſte und beßte Schutzwehr gegen den Wolf.

In dieſer Gegend fängt auch bereits der Bau des ſchönen ungariſchen Tabacks an. Joſé, ſo hieß mein Kutſcher, machte mich darauf aufmerkſam, indem er mit ſeiner Peitſche auf die Tabackspflanzungen wies und ſagte: „Der iſt die Tóbak." — Einige der berühmteſten ungariſchen Tabacksſorten werden in dieſer Gegend erzeugt, z. B. der allgemein beliebte Lettinger. Was mich wunderte, war, daß ich die Kartoffeln hier und da mitten zwiſchen den Tabackspflanzen ſtehend fand. Auch zwiſchen dem Kukurus ſah ich Kartoffeln ſtehen, bemerkte aber keine eigenen, den Kartoffeln ausſchließlich gewidmeten Felder. Noch vor 30 Jahren ſollen, was unglaublich klingt, die Kartoffeln ſelbſt in dieſer Gegend Ungarns ſehr ſelten geweſen ſein. Der Deutſche war der Träger und Verbreiter dieſes nützlichen Gewächſes. Die mayariſchen

Bauern wollten nichts von Kartoffeln wiſſen. Sie ſchimpften darauf, gaben ſie höchſtens ihren Schweinen und ſchalten ſogar über die, welche ſie eingeführt hatten. Dieß hat ſich jetzt ſchon bedeutend geändert.

Noch überall in dieſer Ebene ſah ich, wenn ich rückwärts blickte, den Schneeberg an der ſteieriſchen Gränze. Er beherrſchte noch immer die ganze Gegend, wenn zuletzt auch nur wie ein aus weiter Ferne gebietender König. Ich verlor ihn ſo langſam aus dem Geſichtskreiſe wie den Fürſten Eſterhazy, der mich auch hier fortwährend begleitete. Denn überall, wenn ich irgendwo fragte, wem dieſe oder jene ausgezeichnete Beſitzung gehöre, ſo hörte ich den Namen Eſterhazy nennen, der im ganzen weſtlichen Ungarn ſo über alle anderen Namen hervorragt, wie der Schneeberg über das Leithagebirge und alle anderen Berge.

In Tſchorna ſpeiſte ich zu Mittag. Auf die dortigen Herren Prämonſtratenſer wurde ich bitterböſe. Denn als ich ſie bat, ſie möchten mir ihre Bibliothek zeigen, fragten ſie mich, wer ich ſei, welchen Charakter ich habe und was ich denn eigentlich wolle. — Wer fragt denn nun wohl Jemanden, der ſich zu einer Bibliothek meldet, ſolche Dinge? Ja wenn ich bei einem Reichsgrafen oder Prälaten Eintritt verlangt hätte, das wäre etwas Anderes geweſen. Aber bei den Muſen, was haben denn die für Ceremoniel nöthig? Und Jemanden, der ſogar die kleine Bibliothek von Tſchorna zu ſehen wünſcht, verleitet gewiß nicht bloße Neugierde. Daß ſie Münzen hatten, wie ich ſpäter erfuhr, ſagten ſie

mir auch nicht. Und als ich ſie dann bat, ſie möchten mir doch ihr Archiv zeigen, lachten ſie mich gar aus und ſagten: „Ja, mein Kind, unſer Archiv iſt ein „locus credibilis.“ Es enthält wichtige Staatsgeheimniſſe. Dazu müßteſt Du eine vom Könige von Ungarn unterſchriebene Erlaubniß haben.“ Uebrigens ſagte man mir ſpäter, daß dieſe Herren ſehr gaſtfreundlich wären, und daß, wenn ich nur eine kleine Empfehlung an ſie gehabt hätte, ſie mich ohne Zweifel ſehr gut aufgenommen hätten.

Die Kirche des Kloſters war voll gottesfürchtiger Magyaren. Vornan ſaßen die „puellae“ in einem geſonderten Haufen, dann die verheiratheten Weiber mit weißen Tüchern auf dem Kopfe, die Männer bildeten den äußerſten Ring und drängten ſich, knieend oder mit untergeſchlagenen Beinen ſitzend, ſelbſt noch auf dem Gange des Kloſters, ſtill und andächtig an den Wänden hingekauert.

Weintrauben giebt's hier überall in jedem Dorfe und Flecken, und wenn der Reiſende das Fleiſch zu hart, die dabei ſervirten Gurken zu ſauer und die Suppe zu wäſſerig findet, ſo entſchädigt er ſich leicht an den Trauben, mit denen er ſich in Verein mit den Wiener Semmeln, die er bei ſich im Wagen führen muß, leicht und angenehm ſättigt.

Equipagen oder den höheren Claſſen angehörige Leute ſind mir auf der ganzen Reiſe nach Raab gar nicht begegnet; denn es war eine Nebenſtraße, die durch das Innere des Landes führte. Dagegen hatten wir

uns alle Augenblicke durch irgend eine Viehheerde durchzuſchlagen. Bald waren es Gänſeheerden, die hier ſo groß ſind wie wohl ſelten in einem Lande, weil ganze große Dorfſchaften ihre Gänſe von einigen gemeinſchaftlichen Hirten auf einmal austreiben laſſen, — bald eine Schweineheerde, die von Raab, wo ſie mit dem Dampfſchiffe auf der Donau aus der Türkei ankommen, nach Oedenburg, dem größten Schweinemarkte der Welt, getrieben wurde. Die Weiterförderung dieſer Thiere geſchieht gewöhnlich auf folgende Weiſe: Ein Mann geht mit einem kleinen Sacke, in dem ſich etwas Kukurus befindet, voran. Er ſchüttelt den Kukurus in ſeinem Sacke beſtändig hin und her, indem er die Schweine lockt, als wolle er ſie füttern. Hinterher geht dann ein anderer Treiber mit einer langen Peitſche, mit welcher er die Zurückbleibenden erinnert, der Lockung zu folgen. Auf dieſe Weiſe, indem der Vordere den Kukurus und der Hintere die Peitſche beſtändig ſchüttelt, täuſchen und peitſchen ſie die Schweine bis auf die Schlachtbänke und Verkaufsplätze von Oedenburg hin. — Gleicht dieſe Politik der Schweinehirten nicht vollkommen dem Verfahren gewiſſer Staatsmänner mit den Völkern, die in Bezug auf ihre Leichtgläubigkeit und ihre Lenkbarkeit von ſo vielen Schriftſtellern mit Recht den Heerden der unvernünftigen Thiere verglichen worden ſind?

Auch die gegen Abend heimziehenden Heerden der Dörfer waren mir merkwürdig. Sie beſtanden in der Regel aus $\frac{2}{3}$ Ochſen und $\frac{1}{3}$ Büffeln, und ihre Marſchweiſe war immer dieſe: Die Ochſen gingen in lockeren

Haufen voran, und die Büffel, ohne ſich je mit den Ochſen zu miſchen, folgten in einem dichtgeſchloſſenen Gedränge hinterher. Bei'm Vergleiche des Charakters und Weſens des Büffels mit dem des Eſels ſtellt ſich manches Aehnliche in ihrem Verhältniß zum Ochſen und Pferde heraus. Aber es iſt ganz beſonders dem Büffel eigen, daß er ſich nie mit den Ochſen miſcht, wie der Eſel mit den Pferden. Auch halten die Büffel immer ſehr freundſchaftlich zuſammen, mehr ſogar noch als die Schweine.

Auf der Mitte des Weges zwiſchen Tſchorna und Raab paſſirten wir das große Dorf Eneſe (ſprich: „Enneſche"). Die Einwohnerſchaft dieſes Dorfes beſteht aus lauter ungariſchen Edelleuten. Während uns zuvor die meiſten Leute freundlich gegrüßt hatten, wurde uns hier kein Glückwunſch irgend einer Art zu Theil. Mit dieſen Leuten ſoll nicht zu ſpaßen ſein, und da ſie ungeheuere Privilegien mit ungeheuerer Inſolenz und Grobheit verbinden, ſo hat man ſich im Umgange mit ihnen ſehr in Acht zu nehmen. Ich machte deßhalb ein ganz ernſthaftes Geſicht und ließ José einen kleinen beſcheidenen Trab durch den Ort fahren. Indem ich aber ſeitwärts ſchielte, bemerkte ich, daß Fräulein Borcſa (ſprich: „Bortſcha" = Babette) aus dem uralten Geſchlechte Derer von N. N. eben damit beſchäftigt war, den Stall ihres Herrn Vaters auszumiſten. Der edle Herr von X. trieb ſoeben ſein Ochſengeſpann heim, indem er mit dem umgekehrten Ende des Peitſchenſtieles dreinſchlug, und die Freifrau von Y., geborene Dame von Z.,

ſaß gerade vor der Hausthür und flickte ihres Mannes „Gatjen" (leinwandene Beinkleider). Ich wagte nicht, ſie bei dieſem hochwichtigen Geſchäfte durch einen „guten Abend" zu ſtören und fuhr ganz leiſe vorüber, was mir um ſo leichter wurde, da unſer Wagen hier über einen vor dem Hauſe liegenden Düngerhaufen hinrollte.

Der heiße Tag hatte gegen Abend ein Gewitter geboren, das in der Ferne mit unaufhörlichen elektriſchen Entladungen am Horizonte ſtand. Die Blitze arbeiteten darin hin und her, wie die Gedanken in dem Kopfe eines Mannes, und erleuchteten bald mehr, bald minder deutlich eine Menge von verſchiedenen Wolkenfiguren. — Endlich erſchienen auf dem runden Teller der Ebene die Thürme von Raab. Sie rückten uns näher und näher und mit ihnen das Gewitter. Denn mein José ließ nach der Sitte ungariſcher Kutſcher zuletzt noch ſeine luſtigen Pferde ausgreifen, als gelte es, einen Wettpreis zu gewinnen, obgleich weit und breit keine Concurrenten zu ſehen waren. Endlich befanden wir uns mitten in Raab und damit auch mitten im Gewitter, im Regen, Donner und Blitz. Das Wirthshaus zum Palatinus verlieh uns Dach und Schutz.

Hier war in einem großen Saale eben ein luſtiger Volksball im beßten Gange. Nachdem ich mich etwas von der Reiſe erholt, nahm ich daran Theil, und ich ſah hier zum erſten Male, wie ſich die niederen Claſſen in den ungariſchen Städten mit Tanz vergnügen, was ich dann ſpäter noch oft mit anzuſehen Gelegenheit fand. Die Claſſen, welche ſich hier jubelnd und tanzend

bewegten, gehörten meiſtens dem niederen Handwerker- und Gewerbsſtande an. Es waren junge Krämer, Litzendreher, beſonders Ziſchmenmacher und Fleiſcher. — Ungariſch und deutſch wurde gleich häufig geſprochen. Die meiſten waren deutſch gekleidet. Eine große Partie ſtolzirte aber auch in ungariſcher Nationaltracht, welche aber für ſolche geringe Leute ſehr koſtſpielig iſt, daher. Sie beſteht aus folgenden Stücken: Erſtlich tragen ſie ſehr enge, ſelbſt bis zum Fußknöchel herab überaus knapp anliegende Hoſen, darüber kurze Halbſtiefeln mit großen maſſiv ſilbernen Sporen. Ueber der engen Weſte haben ſie einen zierlichen, nur loſe um die Schultern gehängten Dolman, Weſte wie Dolman mit dichten Reihen großer maſſiv ſilberner Knöpfe beſetzt. Der Dolman iſt vorn mit einer langen, über die Bruſt herabfallenden ſilbernen Kette befeſtigt, mit der ſie ſich brüſten, wie die Ritter des goldenen Vließes mit ihrer goldenen Kette. Auf dem Kopfe ſitzt ein ungariſcher, etwas ſchief zu Haupte ſtehender Kalpak. Die Haare hängen ihnen gewöhnlich in einigen langen ſchmalen Locken von den Ohren auf die Wangen herab. Gewöhnlich waren es hübſche junge Leute, die in dieſer Prunkkleidung einherſtolzirten. In der Regel ſind es geborene Ungarn, doch giebt es auch manchen eingewanderten deutſchen Handwerksburſchen darunter, der ſich ungariſirte und dann ſeinen größten Stolz in ſolchen Dolman und Kalpak mit ſilbernen Sporen, Knöpfen und Ketten ſetzt. Es koſtet ihnen ein ſolcher Anzug oft bis auf 200 Gulden und mehr. Es wurden unſere deutſchen Tänze und vor allen Walzer ge-

tanzt. Bei der Beendigung jedes Walzers wurde aber gewöhnlich von allen Seiten laut und ſtürmiſch „Magyar! Magyar!“ (ſprich: Mójar! Mójar!) gerufen, womit ſie den magyariſchen Tanz verlangten. Zuweilen konnten ſie das Ende eines deutſchen Tanzes nicht abwarten und zwangen die Muſiker mit ihrem heftigen Mójar! Mójar! ſofort zur Aenderung der Melodie. Dann zerfiel ſofort die ganze Maſſe der Tanzenden in viele einzelne Paare, indem ſich überall, wo Raum war, eine Dame und ein Herr einander gegenüberſtellten und ſich hin- und herbewegten. Die Herren ergriffen zu Zeiten die Damen, ſchwenkten ſie, drehten ſich um ſie herum, die Ketten und Sporen klirrten, die Dolmans flogen hin und wieder, die Augen funkelten, und die Muſik ſchwebte in kräftigen, aber melancholiſchen ungariſchen Molltönen dazu hin.

Wir betrachteten uns die lebhaften und recht intereſſanten Weſen eine Zeit lang und begaben uns dann endlich auf unſer Zimmer, um dem Morpheus in die Arme zu ſinken. Aber, o Himmel, dieſer liebliche Gott iſt für einen Reiſenden in Ungarn ein höchſt widerlicher Kerl, und ich habe in ſeinem Schooße nicht die ſeligſten Stunden meiner Lebensnächte verlebt.

Die Stadt Raab, von den Ungarn Győr (ſprich: Jörr), lateiniſch Jaurinum, genannt (der lateiniſche, wie der ungariſche Name ſind ein und daſſelbe Wort), liegt

am Zuſammenfluſſe der Raab und der kleinen Donau. Die Stadt iſt als Wohnort uralt. Denn ſchon die Römer hatten hier das panoniſche Standquartier Arabona. So aber, wie ſie ſich jetzt zeigt, in dieſer Ausdehnung und Größe, iſt ſie ſehr jung. Denn noch im Jahre 1785 zu Joſeph's Zeiten hatte ſie nur 4,535 Einwohner (wenn die damalige Zählung nämlich richtig ausfiel), 1824 aber 13,867 und 1831 16,118 E. Jetzt, im Jahre 1842, beſitzt ſie höchſt wahrſcheinlich 20,000 Einwohner, und ſie hat demnach ſeit etwa einem halben Jahrhundert ihre Einwohnerzahl mehr als vervierfacht. Aehnliche Beiſpiele giebt es in Ungarn noch in Menge.

Die Stadt iſt nicht arm an hiſtoriſchen Erinnerungen und nach Peſth eine der intereſſanteſten, die ich in Ungarn geſehen habe. Sie wurde in den Kämpfen der Oeſterreicher mit den Türken immer als die wahre Vormauer der Chriſtenheit betrachtet. Daher haben auch der Kaiſer Maximilian und alle deutſchen Kurfürſten zu ihrer Befeſtigung beigetragen, und man ſieht noch jetzt vor einem der alten Thore die Wappen derſelben in Stein gehauen. Nichtsdeſtoweniger ging die Stadt im Jahre 1595 auf einige Jahre an die Türken verloren und bildete während dieſer Zeit die äußerſte von einem türkiſchen Paſcha beherrſchte Donauſtadt. Jetzt ſind die Feſtungswerke, ſeitdem 1809 die Franzoſen hier waren, größtentheils zerſtört. Doch ſoll noch immer ein bedeutender Theil der Stadt unterminirt ſein. Kugeln der Franzoſen ſieht man noch in der evangeliſchen Kirche,

und in den Mauern anderer Gebäude ſtecken. Auch bewahrt man noch in der Domkirche das eiſerne Thor und die Petarde, mit welcher es eingeſchoſſen wurde, als die öſterreichiſchen Generale Palffy und Schwarzenberg die Stadt 1598 überrumpelten und ſie den Türken wegnahmen. Die Freude über die Rückeroberung Raab's muß ſehr groß geweſen ſein, denn noch bis auf die heutige Stunde iſt der Tag, an welchem ſie ausgeführt wurde, der größte Feſttag der Stadt.

Jene Domkirche iſt noch von dem heiligen Stephan gebaut worden, und im Plafond derſelben erblickt man ein großes Deckengemälde, auf welchem Iſtwan (ſprich: Iſchtwan, d. h. Stephan) ſeinen Sohn Emra (Emrich) dem lieben Gotte präſentirt. Dieſe Gemälde ſind von einem in dieſen Erdgegenden berühmten öſterreichiſchen Maler Namens Anton Maulbertſch ausgeführt. Die Domkirche ſollen die Türken ganz mit Erde gefüllt und ſie dann als eine hohe Verſchanzung benutzt haben, indem ſie Kanonen auf das hohe Dach brachten und von da aus weit und breit die Gegend beſtrichen. — Sie glaubten nicht daran, daß die Chriſten die Kirche ſchon ſobald wieder ausräumen würden, denn der türkiſche General Mehemed Baſſa ſagte, die Chriſten würden die Stadt ebenſo wenig wiederbekommen, als der eiſerne Hahn auf dem Carmeliterkloſterthurme zu krähen anfangen würde. Den Tag vor der Rückeroberung ſoll der Wind und mit ihm der Hahn ſich plötzlich gedreht und dabei derſelbe einen ſchreienden, ſchrillenden Ton von ſich gegeben

haben. Da behauptete das Volk, der Hahn habe gekräht, und nun müſſe die Stadt wieder chriſtlich werden. Das Archiv ihrer Stadt haben die Raaber in der Domkirche immer ſo gut zu verſtecken gewußt, daß es weder die Türken, noch die Franzoſen entdeckt haben.

Ein alter Lohndiener, ein luſtiger Bruder, der jeden vorübergehenden gemeinen Magyaren mit „Jonapot!“ („guten Tag“), dem gewöhnlichen ungariſchen Glückwunſche, jeden einigermaßen notablen Freund aber mit „Servus amice!“ begrüßte, führte mich zu einigen Herren, welche die aufopfernde Güte hatten, mich noch zu einigen anderen Merkwürdigkeiten ihres Ortes zu geleiten.

Zunächſt beſichtigten wir das Comitatshaus, in welchem die Comitatsbeamten wohnen und dann die alle 3 Jahre ſtatthabenden Verſammlungen des Adels zur Wahl neuer Beamten, die ſogenannten „Reſtaurationen,“ und die alle 3 Monate eintretenden Verſammlungen zur Beſprechung der Geſetzgebung des Comitats, die ſogenannten „Congregationen,“ gehalten werden. Ich kam hier auch in das Comitatsarchiv. Die Acten der Comitatsverhandlungen waren hier vom Jahre 1619 an aufbewahrt. Von 1619 bis 1788 waren ſie in lateiniſcher Sprache geführt und hießen „Acta.“ Von 1788 bis 1790, während eines Theils der Regierung Joſeph's II., waren ſie deutſch abgefaßt und hießen „Tagebücher“ oder Geſtionsprotocolle.“ Von 1790 bis 1806 waren ſie wieder lateiniſch geſchrieben und hießen „Protocollum Comitatus Jaurinensis.“ Von 1806 an endlich waren

ſie in magyariſcher Sprache verfaßt, und in dieſer Sprache werden ſie noch jetzt fortgeführt. Für dieſelben Sprachen gelten in ganz Ungarn ungefähr dieſelben Perioden. Wie auf ihren Verſammlungen die Comitate jetzt ungariſch ſchreiben und ſprechen, ſo correſpondiren ſie auch ungariſch mit einander. Von Wien aber kommt noch Alles in lateiniſcher Sprache, und auch der Palatin ſchreibt noch lateiniſch. — Bei der Inſurrection (dem bewaffneten Adelsaufſtande im Falle eines Krieges) hat jedes Comitat ſeine eigene Standarte. Auch dieſe Inſurrectionsſtandarten der Comitate werden gewöhnlich im Comitatshauſe aufgehoben.

Nicht weit davon ſah ich eine ſogenannte Adelscurie, d. h. das ſtädtiſche Haus eines Edelmanns, welches in der Stadt dieſelben Privilegien genießt, die ſonſt nur ein Rittergut auf dem Lande hat. In der Regel nämlich haben die Edelleute ſich in den Städten der ſtädtiſchen Polizei zu unterwerfen, und in ihren Mauern werden ſie nicht anders beurtheilt und behandelt als jeder andere Bürger. Hiervon aber haben ſich nun viele Adelige und Magnaten zu ihrem Gunſten Ausnahmen zu verſchaffen geſucht. Sie haben ſich in den Städten niedergelaſſen und Grundſtücke daſelbſt erworben, ohne ſich der Stadtpolizei und dem Zwange der ſtädtiſchen Gerechtſame zu unterwerfen. Solche Häuſer heißen nun „Curien"*). In dieſen

---

*) Am Rhein giebt es für den Adel die ſogenannten „Höfe" in den Städten, die ganz etwas Aehnliches ſind.

ihren ſtädtiſchen Curien — gewöhnlich ſteht davor geſchrieben oder in Stein gehauen: „Curia nobilitaris“ — können nun die Edelleute ebenſo wie auf ihren Landgütern thun und laſſen, was ſie wollen. Sie können darin Bier brauen, Branntwein brennen und beides auch darin verſchenken. Sie dürfen nicht von der ſtädtiſchen Polizei verhaftet werden, ja dieſelbe darf nicht einmal ihre Curie betreten. Und ſogar andere Verbrecher, wenn ſie ſich in die Curie flüchten, finden darin ein vom Geſetze geachtetes Aſyl. Auch das Haus jedes hohen Geiſtlichen — „iſt Curie“, wie man ſich kurz in Ungarn ausdrückt.

Die Bürger von Raab, obgleich dieſe Stadt keineswegs in dem Sinne eine echt magyariſche Stadt iſt, wie Szegedin, Debreẓin und andere, vielmehr größtentheils von Deutſchen bewohnt wird, ſind ihres patriotiſchen Eifers wegen in Ungarn berühmt. Man wirft ihnen ſogar etwas Fanatismus vor. Sie ſind in allen den neueren Anforderungen des Magyarenthums weiter als andere gegangen und thun ſich auch etwas darauf zu Gute, das Magyariſche beſonders gut und rein zu ſprechen.

Vielleicht mag es damit zuſammenhängen, daß die Stadt Raab auch eine der beßten und berühmteſten ungariſchen Nationalmuſiken hat. Die Zigeunerbande von Raab wird häufig nach anderen Orten eingeladen, um dort zu ſpielen, und wenn ich in Peſth hörte, der „Bunko“ (ſo hieß der Chef der Bande) aus Raab ſei da, ſo hatte ich immer Begleiter genug, die ſich, wie ich ſelber, beeilten, ihn zu hören. Wenn Raab

früher von Oeſterreich her das äußerſte Bollwerk des Chriſtenthums und Deutſchlands gegen die Türken genannt wurde, ſo kann man es nun das äußerſte Bollwerk des Magyarismus nennen. — Raab war daher auch die erſte Stadt, in welcher ich eine vollſtändige Sammlung aller der in ungariſcher Sprache geſchriebenen Journale und Zeitungen ſah, und zwar in dem nach dem Muſter des Peſther Caſino errichteten Leſevereine. Dieſer Verein wurde vor 3 Jahren begründet und zwar von 30 Mitgliedern. Denn nur ſo viele konnte man damals in Raab finden, die ſich für die Sache intereſſirten. Jetzt hat er ſchon nahe an 200 Mitglieder. Die jetzigen ungariſchen Journale ſind meiſtens alle erſt ſeit einigen Jahren — die älteſten ſind 10 Jahre alt — in's Leben getreten. Man hatte auch früher freilich ſchon einige altfränkiſche, gewöhnlich in lateiniſcher Sprache geſchriebene, aber dieſe exiſtiren jetzt nicht mehr, ſie ſind von den neugeborenen jungen Rieſen des ungariſchen Journalismus zertreten worden.

Die vornehmſten dieſer Journale, die man in allen ungariſchen Städten, in allen Kaffeehäuſern findet, und deren Namen der Reiſende tauſendmal in ganz Ungarn wiederhallen hört, ſind folgende:

„Pesti Hirlap“, d. h. „Peſter Zeitung“. Dieſer Hirlap exiſtirt erſt ſeit 1½ Jahren. Es iſt jetzt das ungariſche Modeblatt und hat in kurzer Zeit alle anderen überflügelt. Es iſt in Bezug auf alle im Staatskörper ſteckenden Fehler und Mißbräuche das freiſinnigſte ungariſche Blatt und wird von dem berühmten und

beliebten ungariſchen Edelmanne, Advokaten und Landtagsdeputirten „Koßuth" (Koſchutt) redigirt. Ferner: „Hirnök", d. i. der Bote, — „Világ" (ſprich Willaach), d. i. die Welt, — „Erdelyi Hirado", der ſiebenbürgiſche Ankündiger, — „Ielenkor", d. i. die Gegenwart, — „Mult es Ielen" (ſprich „Mult eſch Jelen"), d. i. Vergangenes und Gegenwärtiges, — (alle dieſe Blätter ſind politiſch) — „Atheneum" (belletriſtiſch) — „Regelo", der romantiſche Erzähler, — „Tudomanytar" (wiſſenſchaftliches Magazin) und noch einige andere. Ich werde ſpäter noch oft auf dieſe Journale zurückkommen. Ich wünſchte nur, daß ihre Namen vorläufig dem Leſer einigermaßen bekannt und geläufig würden, beſonders der Hirlap — Hirlap — Hirlap! — dann der Jelenkor, der Hirnök und der Vilag. Die anderen kann man allenfalls wieder vergeſſen.

Seiner Wohnung nach zu ſchließen muß der vornehmſte Mann in Raab der katholiſche Biſchof ſein. Denn ſein Palaſt, den einer der früheren Biſchöfe der Kaiſerin Maria Thereſia abkaufte, präſentirt ſich von außen wie von innen am prächtigſten. Er hat eine dominirende Lage und nimmt dieſelbe Anhöhe ein, von wo aus ehemals die magyariſchen Feſtungscommandanten oder der türkiſche Paſcha die Stadt beherrſchten. Der Biſchof ſelbſt war nicht zu Hauſe. Er heißt Stankowitſch und ſoll ein höchſt achtungswerther und gebildeter Mann ſein. Seine Schaffnerin, eine nicht mehr junge, aber heitere, wohlgenährte und witzige Wienerin, führte uns in den Speiſeſälen, Gaſt-, Bibliotheks- und Billardzim-

mern und Cabineten herum. Die ungariſche katholiſche Geiſtlichkeit iſt, außer der engliſchen, wohl die einzige in ganz Europa, welche noch ganz und gar in ihrem alten ſoliden, unangetaſteten und ungeſchmälerten Reichthume an Privilegien und Einkünften daſteht. Der Graner Erzbiſchof hat 200,000 Gulden Conventionsmünze ſehr bequemlich ihm zufließender Revenueen. Von den Biſchöfen iſt der Agramer im erzkatholiſchen Kroatien der reichſte. Seine Einkünfte werden ebenfalls auf 200,000 Gulden geſchätzt. Auch der Veszprimer Stuhl gehört zu den bequemen. Er wirft jährlich 100,000 (Andere ſagen 60,000) Gulden ab. Solcher, die nahe an 100,000 ſteigen, giebt es noch mehre. Es wird indeß wohl nicht gar zu lange mehr ſo dauern, und ohne Zweifel befinden wir uns wieder an dem Scheidepunkte einer entſchwindenden „goldenen Zeit" — ich meine die goldene Zeit der ungariſchen Geiſtlichkeit. Ein Raaber Herr erzählte mir, wie empörend es ſei, daß es in Raab noch ſo und ſo viel 20 Domherren gäbe, von denen jeder am geringſten bedachte doch 4000 Gulden Münze bezöge, und die alle keine genügende Antwort auf die Frage geben könnten, welchen Nutzen ſie für das Empfangene den Wiſſenſchaften und der Menſchheit leiſteten.

Etwas weniger Luxus und Ueberfluß fand ich bei dem Oberhaupte der evangeliſchen Gemeinde der Stadt, bei dem lutheriſchen Prediger und Vorſteher der lutheriſchen Schule, der ein ſehr gebildeter Mann war und die Güte hatte, mich in ſeine Kirche zu führen. Vor Joſeph's II., beſonders zu Joſeph's I. und Carl's VI. Zei-

ten waren die Evangeliſchen hier ſehr gedrückt. Carl VI. verbot 1737 ſogar den lutheriſchen Gottesdienſt in Raab ganz und hob die lutheriſche Gemeinde und Kirche auf. Dieß blieb auch zu Maria Thereſia's Zeiten ſo, bis zum Jahre 1783, wo Joſeph's Toleranz-Edict ihnen Religionsfreiheit und Kirche reſtituirte. Während jener ganzen 46 Jahre gingen daher die Raaber Evangeliſchen insgeheim auf's Land, um in den Capellen des lutheriſchen Adels der Umgegend ihren Gottesdienſt zu üben. Denn dem Adel mußte man von jeher mehr Freiheit in Ungarn geſtatten, weil man ihm nicht ſo leicht beikommen konnte als den Städten, wo alle Regierungsmaßregeln leichter auszuführen waren.

Die Kirche war ſehr klein und niedrig, weil zur Zeit ihres Baus Alles ſehr genau und knapp vorgeſchrieben war, ſowohl wie hoch, als wie lang und breit man bauen durfte. Auch hatte ſie keine Glocke und keinen Thurm. Jetzt dürfte ſie dieß freilich Alles ſich anſchaffen, aber leider fehlt es nun am Beßten. Arm, arm ſind die lutheriſchen Gemeinden in Ungarn. — Der Altar war unmittelbar unter der Kanzel errichtet. Man ſagte mir, dieß ſei in allen lutheriſchen Kirchen Ungarns der Fall. Mir ſcheint es auch, als wäre dieß ganz dem Geiſte der evangeliſchen Religionslehre angemeſſen. Chriſtus ſelbſt lehrte und predigte ja auch am Abendmahlstiſche.

Von der lutheriſchen Schule ſelbſt ſah ich leider nicht viel, da es ein Feiertag war. Doch erblickte ich

hier zum erſten Male die beßten und vollſtändigſten Karten des Königreichs Ungarn. Man hat jetzt ſehr gute Karten von dieſem Lande zu allen Zwecken, zum militäriſchen Gebrauche, für die Schulen und zum Behuf von Reiſen, und man ſieht nun das Bild des eirunden, ſchön in ſich abgeſchloſſenen Königreichs ſich vielfältig in Ungarn wiederholen. Das Auffallendſte auf der ungariſchen Karte iſt immer der weiße, namen= und ortſchaftenbare Fleck, der ſich an der unteren Theiß und Donau hinaufzieht. Die Ungarn weiſen auch ſelbſt gewöhnlich zuerſt darauf hin und ſagen: „Sehen Sie, dieſen weißen Fleck im Bacſer, Bekeſer und Czongrader Comitate verdanken wir den Türken, deren barbariſches Reich mit einem furchtbaren Keile an der Donau hinauf bis in die Mitte unſeres Vaterlandes hineinragte. Dieſe Wüſte haben die Türken gemacht, und der Keil, den ſie uns durch die Bruſt jagten, hat uns Jahrhunderte lang in unſerer Entwickelung zurückgehalten.“ — Meine freundlichen Begleiter zeigten mir bei dieſer Gelegenheit den Brief eines türkiſchen Paſcha, der in der Nachbarſchaft von Raab herrſchte und in jenem Schreiben die Bürger eines ungariſchen Marktfleckens ſo anredete: „Huſſain Aga an die Nagy=Kerſteneer Richter, Geſchworenen und Mannen alleſammt. Ihr Nagy=Kerſteneer Richter und Mannen, ihr falſchen und ungehorſamen Schweine und Hunde allzuſammen! Ich weiß nicht, was ihr denkt und treibt, und warum ihr ſeit ſo langer Zeit nicht zu mir herankommt, um die Mädchen auszulöſen, die ich von euch in Pfand

„habe,“ — und worin er ſie dann am Schluſſe alle mit dem Kopfabſchneiden bedroht, wenn ſie ſeinem Anſinnen nicht willfahren würden. Man findet überall in Ungarn in ſtädtiſchen, Comitats= und Kirchenarchiven noch ſolche türkiſche Reliquien und ſolche Documente ihrer Regierungsweiſe, und überall hört man dann auch noch Klagen über ſie.

Sowie Ungarn die Türken, ſo hat faſt jedes Land in Europa ſeine anderweitigen barbariſchen Eroberer und Unterdrücker, denen es die Schuld ſeines Zurückbleibens auf dem Wege der Cultur giebt. So hat Rußland die Mongolen, von denen es ſich auch erſt vor 250 Jahren frei machte, — ſo hat Polen jetzt die Ruſſen, über die es noch lange Jeremiaden zu ſingen haben wird, — ſo hatte ſonſt Deutſchland die Magyaren, — ſo klagt Italien ſeit 2000 Jahren über die Einbrüche der Deutſchen, die es noch immer nicht aufgehört hat Barbaren zu nennen, — ſo bejammert Böhmen die öſterreichiſchen Gewaltſtreiche, — ſo verwünſcht Deutſchland noch jetzt die franzöſiſchen Verwüſtungen. — Die meiſten barbariſchen Keile und wegzuſchmelzenden Eiszapfen ſind den europäiſchen Ländern immer von Oſten her eingetrieben worden, ſo den Ruſſen aus der Mongolei, den Polen aus Rußland, den Deutſchen aus Ungarn, den Ungarn aus der Türkei.

Bei unſerem Mittagsmahle im Palatin wurde aus einem ungariſchen Journale ein Artikel über die gemiſchten Ehen vorgeleſen und beſprochen, und dann

traten zwei kleine ſechs- und zehnjährige Mädchen auf und deklamirten uns mehre deutſche Dichtungen und Romanzen, welche von dem „verzehrenden Feuer der Liebe" handelten. Darnach ſetzten wir uns in eine Kaleſche und fuhren in Begleitung eines gefälligen ungariſchen Gelehrten hinaus zu dem zwei Meilen von Raab gelegenen Erzſtift Martinsberg.

Das Erzſtift Martinsberg und die Ganaſſen.

Dieſe berühmte Benedictinerabtei liegt auf einem in die Ebene weit hervortretenden Vorgebirge des Bakonyer Waldes oder, wie die Ungarn in der Regel kurz ſagen, des, „Bakony" (ſprich: „Bákonj").

Der Weg dahin führt durch die Ebene der Raab, an deren Ufern ſeit Carl dem Großen nun ſchon ſo mancher Strauß ausgefochten worden iſt. Es iſt bemerkenswerth, daß Napoleon und Carl der Große, von denſelben Ländern ausgehend, auch faſt bis zu denſelben Schlachtfeldern vordrangen. Napoleon wie Carl der Große kamen beide in Ungarn nicht weiter als bis Raab, wo ſie ihre pannoniſchen Gegner beſiegten, und ebenſo auch liegen ihre entlegenſten Kampfplätze in Mähren nicht weit auseinander. Die ungariſche Adelsinſurrection entwickelte bei Raab am 14. Juni 1809 nicht ihre alte Energie und Tapferkeit und zeigte ſich vielleicht eben dadurch als ein veraltetes Inſtitut. Sie war bei jener Ge-

legenheit zum letzten Male beiſammen, denn da ſie nur das Vaterland vertheidigt und außerhalb der Gränzen deſſelben nicht ficht, ſo nahm ſie an den folgenden Kämpfen keinen Antheil. — Am tapferſten hielten ſich in der Schlacht bei Raab die ſteiermärkiſchen Soldaten, die 300 Mann an der Zahl ſich anderthalb Tage hindurch in einem Granarium des Hofes Kismegyer vertheidigten. Die Franzoſen mußten erſt ſämmtliche Schuttkaſten, aus denen die Steierer feuerten, mit Kanonenkugeln zuſammenſchießen, ehe ſie ſie vertreiben konnten, und der Rückzug der öſterreichiſchen Armee wurde dadurch ſehr erleichtert. Nach der Schlacht belagerten die Franzoſen die Stadt und Feſtung mehre Tage lang und ſchoſſen 2660 Kugeln hinein. Nach ihrer Eroberung ſprengten ſie die Feſtungswerke, und dieſe ſind ſeitdem nicht wiederhergeſtellt worden. Ihre Trümmer und Ruinen ſtehen jetzt mitten zwiſchen 300 bis 400 an ihrer Statt neuaufgebauten Häuſern. Die Franzoſen thaten alſo der Stadt denſelben Dienſt, der von ihnen auch ſo vielen deutſchen Städten erwieſen wurde.

Mein werther Begleiter war einer von jenen ungariſchen Gelehrten, welche lieber lateiniſch als ſonſt irgend eine Sprache ſprechen. Er fing gewöhnlich deutſch an, fiel dann aber gleich wieder in's Lateiniſche, welches, wie er mir ſagte, ihm bequemer ſei und zur Converſation geeigneter vorkomme als irgend ein anderes ihm bekanntes Idiom. Er ſagte, es wären noch viele ungariſche Gelehrte, denen es ſo wie ihm ſchwer würde, ſich vom Latein zu trennen, obgleich jetzt im Ganzen das La-

teiniſche ſehr in Verachtung gekommen ſei. Er ſelbſt wäre, als ungariſcher Patriot, freilich auch dagegen, doch könne er's zuweilen gar nicht laſſen, wenn er ſich das Herz ausſchütten wolle, lateiniſch zu reden. Andere übertrieben es mit ihrer Verfolgung dieſer Sprache, „et illis nunc pudor est, loqui latine, et volunt, ut canes nocturni vigilantes hungarice canant.“ (Sie ſchämen ſich lateiniſch zu reden und wollen ſogar, daß die des Nachts wachenden Hunde ungariſch ſingen ſollen.) Von den menſchlichen Nachtwächtern, die bisher noch in einigen ungariſchen Städten ihre Stunden deutſch abriefen, hat man dieß wirklich verlangt und durchgeſetzt. Ich fragte ihn, ob es wahr wäre, was man bei uns behauptete, daß auch die ungariſchen Damen gewöhnlich lateiniſch ſprächen. Er ſagte, es ſei ihm in ſeiner Lebenspraxis bisher nur eine Dame aus Preßburg vorgekommen, die dieſer Sprache mächtig geweſen wäre. Die ungariſchen Magnaten ſprechen aber allerdings alle lateiniſch. Die Slowaken ſind noch fertigere und beſſere Lateiner als die Magyaren.

Wir wurden gar bald der hoch auf dem Martinsberge liegenden Abtei anſichtig. Je näher wir kamen, deſto mehr wunderte ich mich über die Größe und Schönheit des klöſterlichen Prachtbaus. „Non mirareris. Sie würden ſich nicht wundern,“ hob mein Freund an, „wenn Sie wüßten, wie viele Einkünfte dieſe Leutchen haben, und wie bequem die Herren leben. Ihre Abtei iſt eine der reichſten in ganz Ungarn. Selbſt der geringſte dieſer Herren Benedictiner fährt nie anders als vierſpännig aus, und mit wie guten,

wohlgenährten Pferden! Omnium rerum abundantiae fruuntur, exempli gratia vini boni, equorum optimorum, et totius vitae aparatus ditissimi. (Sie beſitzen Alles in Ueberfluß, z. B. guten Wein, die ſchönſten Pferde, und leben im reichſten Luxus.) Der Berg, wie Sie ſehen, tritt gebietend in die Ebene vor, und wahrſcheinlich iſt er ſchon ein ſehr alter, lange gefeierter Sitz der Verehrung des göttlichen Weſens. Sein lateiniſcher Name: „Sacer mons Pannoniae“ (der heilige Berg Ungarns) ſtammt vermuthlich ſchon von den Römern her, und er ſtellt hier in Pannonien das vor, was der Berg Athos in Macedonien. Der erſte chriſtliche König Ungarns, Stephan der Heilige, und der erſte große chriſtliche Apoſtel unſeres Vaterlandes, der heilige Anaſtaſius, gründeten hier die erſte chriſtliche Kirche und ſtifteten das Schloß und die Abtei. Sanctus Anastasius primus fuit Abbas Sti. Martini, et mirum et inexplicabile est, quantum nam in propagatione fidei orthodoxae desudaverit. (Der heilige Anaſtaſius war der erſte Abt von St. Martin, und es iſt wunderbar und unſaglich, wie viel Schweiß er für die Verbreitung des Chriſtenthums vergoß). Stephan ſandte ihn an den Papſt Sylveſter II., und dieſer ſchickte dem Könige die Krone und das Scepter des dem Papſte zu Füßen gelegten ungariſchen Königreichs. Der Papſt erhob ſpäter die Abtei zu einer Erzabtei und gab dem Erzabte einen Rang mit dem Biſchofe, und es iſt dieß die einzige Erzabtei, welche man in der öſterreichiſchen Monarchie hat, und eine von den wenigen Erzabteien, die es überhaupt in der ganzen Chriſtenheit giebt.

Der jedesmalige Erzabt iſt als ſolcher auch Magnat von Ungarn, und die Benedictiner Herren haben das Recht, ihn frei ohne Papſt und Kaiſer aus ihrer eigenen Mitte zu wählen.“ Kaiſer Joſeph II. beſchnitt den ehrwürdigen geiſtlichen Herren etwas die Flügel. Kaiſer Franz II. ſtellte ihnen aber die ausgerupften Federn zum Theil wieder zu. Seit Franz haben ſie daher auch angefangen, ihr Kloſter nach einem ganz neuen und großartigen Plane umzubauen, und obgleich es erſt bis zur Hälfte vollendet iſt, ſo nimmt ſich doch ſchon dieſe Hälfte ſehr prächtig aus. In der Mitte der einen Fronte des Gebäudes ſieht man eine Gruppe von Statuen, unter denen die des Stifters Stephan und des Wiederherſtellers Franz die vornehmſten ſind.

Wir ließen unſere Equipage am Fuße des Martinsberges und ſtiegen die Anhöhe hinan. Bei'm Eintritte in das Thor des Gehöftes begrüßte uns aus einem Gewölbe das luſtige friſche Hämmern der Faßbinder. Ich trat hinein und fand ein halbes Dutzend kräftiger Leute beſchäftigt, große, ſchöne Weinfäſſer zuſammenzuſtücken. Ich fragte ſie, was das für Holz ſei, und erhielt zur Antwort: „Schönes Eichenholz aus Slavonien, den ungariſchen Wein darin zu faſſen. Unſer Martinsberger Wein und der vom Raaber Vorgebirge ſind nicht zu verachten.“ — An den Mauern neben dem Thore bemerkte ich noch die Schießſcharten aus alten Zeiten, als die Erzäbte von Martinsberg noch wahre Erzäbte in Wort und That waren und das Eiſen und Erz ſelber zur Vertheidigung ihrer Abtei und ihres Vaterlandes anlegten.

Die Kirche der Abtei hat auch derſelbe Maulbertſch, der Hofmaler Carl's VI., von dem wir ſchon in Raab einige treffliche Sachen ſahen, geſchmückt. Mehre öſterreichiſche Kirchen, z. B. die Piariſtenkirche in Wien, ſind voll mit Arbeiten von ihm, und dann viele Kirchen in dieſem nordweſtlichen Theile von Ungarn. Die beßten ſind in Papa, über welche Stadt der Fürſt Eſterhazy die Oberherrſchaft hat. Dieſe ſollen ſo ſchön ſein, daß ein Engländer, der ſie ſah, ſpäter dem Fürſten in London Vorwürfe darüber machte, daß man nicht mehr für ihre Conſervirung thue.

In einer Capelle der Martinsberger Kirche ſieht man noch eine marmorne Niſche, in welcher auf einem gleichfalls marmornen Sitze der König Stephan dem Gottesdienſte des Anaſtaſius beigewohnt haben ſoll. Dieſe Marmorniſche und dieſer Stuhl gehören zu den für die Ungarn intereſſanteſten Alterthümern. „Da hat unſer heiliger König in Perſon geſeſſen," ſagte der uns begleitende Geiſtliche, indem er uns zu jener Niſche führte. Ich bemerkte, daß ſie aus demſelben Salzburger Marmor gebildet ſei, aus welchem man in Wien, in den ober- und unteröſterreichiſchen Klöſtern und auch überall in dieſem Theile von Ungarn, ja ſogar bis Mähren und in Polen hinein, ſo viele kirchliche Monumente gebildet ſieht. Die ungariſchen Bauern der Umgegend kommen an Feſttagen häufig hierher und bitten ſich die Erlaubniß aus, ſich eine Weile in die Marmorniſche Stephan's ſetzen zu dürfen, weil ſie dieß für ſehr heilſam gegen Kreuzſchmerzen und Rückenweh

halten. Ich ſetzte mich auch hinein, aber ich fand den Sitz ſo kalt, daß ich ſchnell wieder herausſprang, um kein Rückenweh zu bekommen. Die Capelle iſt ganz eigen gebaut. Sechs gleich vertheilte Säulen tragen die Decke, die auf dieſen ſechs Säulen und zwölf durch ſie entſtehenden kleinen Kreuzgewölben ruht.

Der Martinsberg iſt mit dem übrigen Gebirgsſtocke durch einen langen Rücken verbunden. Auf dieſem Rücken führt ein Fußpfad zu der einſam liegenden kleinen Capelle des heiligen Emmerich, des Sohnes des Königs Stephan. Dieſer Emmerich war verheirathet, aber er that gleich nach, oder noch während der Trauung das Gelübde der Keuſchheit und wanderte alle Abende auf dieſem Fußpfade zu jener Capelle, um zur heiligen Jungfrau zu beten. In ſeiner Gemahlin regten ſich bei dieſen beſtändigen nächtlichen Wanderungen Emmerich's eiferſüchtige Gedanken. Sie ſchöpfte Verdacht gegen ihren Mann und ſchlich ihm eines Abends nach, um zu ſehen, was er in der Capelle mache. Sie blickte durch das Fenſter derſelben und ſah da den guten, ſchönen und frommen Emmerich bei dem Schimmer der Altarkerzen im Gebete verſunken liegen, das Haupt von einem Heiligenſcheine umgeben. Von dieſem Anblicke ergriffen, ſank auch ſie zum Gebete nieder, umarmte ihren Gemahl, als er aus der Capelle heraustrat, und that gleichfalls das Gelübde ewiger Keuſchheit.

Die Bibliothek des Kloſters iſt ebenſo prachtvoll eingerichtet wie die der öſterreichiſchen Donauklöſter, die wir oben beſchrieben. Es iſt nicht möglich, daß

man Bücher und Handſchriften lockender und pittoresker rangire, als es hier geſchehen iſt, und ich zog keines davon aus ſeiner Ordnung heraus, aus Furcht, die ſchöne Harmonie zu ſtören. — In dem Hauptſaale der Bibliothek ſtehen ganz vortrefflich gearbeitete Bildſäulen Stephan's und Franz II. Der arme, — der göttliche Joſeph hat ſeine Monumente einſtweilen noch tief in den ſtill ihn verehrenden Herzen vieler Millionen ſeiner Unterthanen verſteckt. Aber wenn er nur erſt einmal wieder einen Nachfolger gefunden hat, der ſeine Schritte in ſeine Fußſtapfen zu ſetzen wagen wird, ſo werden auch ſeine Statuen nicht ſäumen, überall in Erz und Marmor an's Tageslicht hervorzutreten. Die Sammlung zählt 80,000 Bände, worunter ohne Zweifel viel Schönes. Allein $\frac{1}{10000}$ dieſer Sammlung nimmt eine Geſchichte des Bisthumes Fünfkirchen in acht dicken Bänden ein.

Das „Archicoenobium Sancti Martini" iſt auch ein „locus credibilis," wie man in Ungarn diejenigen Orte, gewöhnlich Kirchen oder Klöſter, nennt, in denen wichtige Staats- oder Privaturkunden unter Schloß und Riegel aufbewahrt werden. Es hat dieſes Kloſter daher ein „häusliches Archiv" für ſeine eigenen Angelegenheiten und ein „königliches Archiv" für die Papiere des Staates und vieler Großen. In dieſem Archive wird auch noch ein Exemplar (es giebt nämlich, wie man mir ſagte, zwei Exemplare) des Königsmantels Stephan's, mit dem die ungariſchen Könige gekrönt werden, bewahrt.

In dem Muſeum, das mit der Bibliothek verbunden iſt, findet man noch viele römiſche und türkiſche Alterthümer aus der Umgegend. Zur Türkenzeit mußte das Kloſter an den Baſſa von Stuhlweißenburg Tribut bezahlen. Die Correſpondenz mit dieſen Baſſen geſchah gewöhnlich in lateiniſcher Sprache. Doch bedienten ſich die Türken auch zuweilen der ungariſchen Sprache durch die Vermittelung von Magyaren, die zu ihnen übergetreten waren und die ihnen dann als Dolmetſcher dienten. Die Türken hatten damals in Ofen und Peſth und in vielen anderen Städten Ungarns auch viele tauſend Deutſche zu ihren Unterthanen, und ohne Zweifel gab es bei ihnen auch deutſche Dolmetſcher und deutſche Correſpondenzen für die innere Geſetzgebung ihrer hieſigen Paſchalike.

In der Münzſammlung finden ſich auch noch mehre Münzen, die von Attila herrühren ſollen. Sie tragen das Portrait eines Menſchen, deſſen Züge die eines Faun zu ſein ſcheinen. Am Rande herum ſteht der Name „Attila 451." Ich habe ſpäter in anderen ungariſchen Städten noch mehre durchaus eben ſolche Münzen geſehen. Allein man behauptet, daß ſie nicht echt, ſondern ſpäter von irgend einem ungariſchen Sonderlinge erfunden, verfertigt und in den ungariſchen Kabinetten verſtreut worden ſeien. Auch von „Buda, Dux Hunnorum," dem angeblichen Gründer Buda's (Ofen's) waren mehre Münzen da. — Merkwürdig iſt es aber, daß das Andenken Attila's noch immer in Ungarn ſo gefeiert wird, wie ich ſpäter noch oft nachzuweiſen Ge=

legenheit haben werde. Die Ungarn ſagen, ſie und die Hunnen ſeien ein Volk, und Attila ſei ihr erſter König in Ungarn geweſen. Den mit Attila gekommenen Hunnen oder Ungarn ſeien ſpäter dann noch andere unter Arpad nachgefolgt. Dieß iſt die allgemein verbreitete Meinung in Ungarn, und es iſt mir merkwürdig, daß man in ganz Ungarn weit mehr Bildniſſe und Darſtellungen von Attila, der Gottesgeißel, verbreitet findet, als z. B. in Deutſchland von Carl dem Großen oder Arminius dem Cherusker.

In der Mitte der vorderen Kloſterfronte ſteht ein hoher und umfangreicher Thurm, deſſen Spitze zum Genuſſe der prächtigen Ausſicht, die man vom Gipfel des „Mons tricollis“ — denn auch unter dieſem Namen iſt der Martinsberg berühmt — genießt, trefflich geeignet iſt, denn es führt eine bequeme äußere Galerie rund um ihn herum. Es ſtellt ſich hier den Blicken die ganze nördliche Hälfte Pannoniens dar. Man überſieht die ganze pannoniſche Ebene bis Preßburg und bis weit über die Donau hinaus, wo die Karpathen am Horizonte heraufdämmern. Gegen Oſten ſieht man nach Komorn und zu den Ofener Gebirgen hinüber, und nach Süden geht die Ausſicht in den Bakonyer Wald hinein. Man blickt hier in nicht weniger als 14 ungariſche Comitate (52 Comitate hat Ungarn im Ganzen).

Wir ſchweiften nur oberflächlich mit unſeren Augen über dieſen weiten Schauplatz menſchlicher Luſt und menſchlicher Betrübniß hin. Hätten wir Alles, was

Schmerzliches und Freudiges während der Zeit unſerer Augenweide dort paſſirte, ſo nahe vor Augen ſehen können, hätten wir allen geiſtigen Bewegungen und Regungen aller der Millionen Weſen, die in den grünen, gelben, blauen und grauen Farben vor uns verborgen ſteckten und hauſten, folgen und ſie verſtehen können, ſo hätte unſer Herz wohl Gelegenheit genug gefunden zum tiefſten Mitleiden wie zur heiterſten Mitluſt. Aber großer Gott, wie Weniges vermag der einzelne Menſch liebend und theilnehmend zu umfaſſen, kaum ſeine allernächſten Freunde. Was geht ihm die Luſt und Trauer der Millionen an? Und nun gar in einem fremden Lande?!

Es kamen einige geiſtliche Herren mit auf die Galerie, und wir hatten Interpreten genug für Das, was unſere Blicke beherrſchten. Der vornehmſte unter ihnen aber war unſer Freund aus Raab. Viele „Puszten“ (ſprich Puſten), d. i. Landgüter, wurden uns bezeichnet als die Herrſcherſitze dieſes oder jenes Grafengeſchlechts. Eine der größten, die wir von Weitem ſahen, iſt die königliche Puſte Babolna, auf welcher ſich das berühmte Pferdegeſtüt befindet, welches nach Mezö Hegyes (ſprich Máſö Hetjes) das größte in Ungarn iſt. Es liegt an der Straße von Raab nach Ofen, die allgemein in Ungarn die „Fleiſchhackerſtraße“ genannt wird, wahrſcheinlich wegen des vielen Schlachtviehs, das auf ihr hingetrieben wird.

Nicht weit von eben dieſer Fleiſchhackerſtraße erblickten wir deutlich das alte Schloß und Kloſter Do-

tis, in welchem Matthias Corvinus gern wohnte und ſich häufig aufhielt. Auch erkannten wir daneben mit dem räumlichen Perſpective, welches wir zur Hand hatten, ganz deutlich im Gebirge den Eingang zu der berühmten Dotiſer Grotte, und das zeitliche Perſpectiv der Geſchichte zeigte uns am Thore dieſer Grotte eine Horde wilder Türken, welche die ganze Einwohnerſchaft von 7 ungariſchen Dörfern darin eingeſperrt hatten und mit Feuer und Rauch erſticken ließen. Man hat ſpäter nicht weniger als 20 Wagenladungen mit menſchlichen Knochen daraus hervorgefahren. Es ſind in allen den von Türken einſt beherrſchten Gebieten ſehr viele ſolcher Höhlen, welche dieſe türkiſche Völkerfluth ebenſo mit Menſchenknochen anfüllte, wie die vorhiſtoriſchen Waſſerfluthen andere Höhlen mit unzähligen Thierknochen vollſchwemmten.

Nicht weit davon in demſelben Gebirge zeigten ſich unſeren Gläſern und Augen die Olmaſcher Steinbrüche, aus deren Gewölben und Gängen die Feſtungswerke von Komorn hervorgeſchafft wurden. Die Umgegend der Städte Papa, Güns und Steinamanger, die wir bisher nur mit ſchwarzen Strichen auf den Landkarten geſehen hatten, wurde nun auch unſerem Geiſte klar und ging uns in grünen und bläulichen Farben deutlich auf. Dorthin liegt das Schloß Szolgagyör (ſprich Sſolgajör), die Beſitzung der Familie Hunkar, und dorthin das Schloß Kynisc, wo die beiden Türkenhelden Zriny und Pal begraben ſind. Letzterer war ſo ſtark, daß er mit einem erſchlagenen Türken im Munde, wenn er

ihn mit ſeinen Zähnen gefaßt hatte, ungariſch tanzen konnte. Von den Marmorplatten, auf denen ihre Statuen liegen, ſind die Köpfe der letzteren abgeſchlagen.

Im Süden breitete ſich der nahe grüne Bakony aus, deſſen Gipfel und Thäler mit einem faſt ununterbrochenen Eichenwalde bedeckt ſind. Tannen und Fichten giebt es gar nicht in ihnen.

In ganz Ungarn ſind die Benedictiner ein ſehr verbreiteter Orden. Und wie der Martinsberg iſt der Gipfel noch manches anderen ungariſchen Berges mit einem ihrer Klöſter geſchmückt, denn nach dem Beiſpiele ihres Mutter- und Stammkloſters auf dem Monte Casino haben ſie ihre Niederlaſſungen gewöhnlich auf Bergen begründet. Aber nirgends ſind ſie mächtiger als in dieſem Theile des Landes, den wir überblickten. Die Beſitzungen der Martinsberger breiten ſich ſehr weit im Bakony bis an den Plattenſee und bis an die Donau und zu den Dotiſer Bergen aus. Sie haben hier 3 Nebenabteien, die vom Erzprälaten mit Aebten beſetzt werden. Es wohnen auf Martinsberg jetzt 52 geiſtliche Herren, im Ganzen aber gehören dazu 196 Mönche. Es hängen 2 Akademieen, die von Preßburg und die von Raab, und 8 Gymnaſien (das von Raab, Komorn, Güns, Oedenburg, Papa, Gran, Preßburg und Pyrnau) und 15 Pfarreien von dieſem Kloſter ab, das alle die Profeſſoren-, Lehrer- und Pfarrſtellen aus ſeiner Mitte beſetzt. Der Erzabt von Martinsberg hat daher, ſo zu ſagen, das ganze geiſtliche Wohl und zu nicht ganz kleinem Theil auch das weltliche

der Menſchen von mehr als 200 Quadratmeilen in Händen. Es war daher auch kein Wunder, daß, weil eben die Wahl eines neuen Erzabtes betrieben werden ſollte, die Bevölkerung der ganzen Umgegend ſehr auf den Ausgang geſpannt war. Ueberall hörte ich von dieſer Wahl und den dabei zu fürchtenden Cabalen oder zu hoffenden Maßregeln ſprechen.

Der Nachmittag war wunderſchön geweſen, und ich konnte mich nicht von dem herrlichen Schauſpiele auf unſerer Thurmgalerie trennen. Es wurde Abend, und wir plauderten oben noch immer deutſch, ungariſch und lateiniſch durch einander. Wie die Ruſſen Franzöſiſch und Ruſſiſch — wie die Elſaſſer Franzöſiſch und Deutſch, ſo miſchen die Ungarn in ihrer Converſation beſtändig Deutſch und Ungariſch durch einander, bald zu der einen, bald zu der anderen Sprache übergehend, wenigſtens in Anweſenheit eines Deutſchen, muß ich hinzuſetzen. Eine unzählige Menge von deutſchen Worten und Redensarten haben ſie in ihre Sprache aufgenommen. Und obgleich ſie ſeit einiger Zeit bedeutend Jagd darauf machen und alle zum Lande hinaustreiben wollen, ſo giebt es doch, beſonders unter Denen, welche ſich in Wien aufgehalten haben, Viele, die ſich dieß nicht abgewöhnen können. So z. B. kannte ich Einige, die, wenn ſie etwas verſichern wollten, immer das deutſche „auf Ehre" einmiſchten, z. B.: „Auf Ehre! azt számba sem veszem." Auf Deutſch würde dieß bekanntlich heißen: „parole d'honneur! das bringe ich gar nicht in Anſchlag." Denn wir wenden

uns an die franzöſiſche Sprache in eben den Fällen, in welchen ſich die Ungarn der deutſchen bedienen.

Die Sonne ſank unter, es wurde dämmerig, und als ich mich abermals nach Süden wandte, ſah ich mit Schrecken den finſteren und berüchtigten Bakonyer Wald ganz dunkel und unheimlich vor mir liegen. „Dieſer Wald iſt bei Ihnen wohl wenig bekannt?“ hob einer meiner Begleiter an. „Deſto beſſer iſt er es uns Kloſterbewohnern. Denn eine unſerer Abteien Tihany iſt jenſeits deſſelben am Platten-See gelegen, und eine andere liegt gerade mitten darin. Sie heißt „Bakony Bel.“ Das bedeutet ſo viel als „des Bakony Eingeweide oder Kern.“ Sie liegt nämlich gerade in ſeinem Centrum. Wir haben daher häufig genug den Wald in die Kreuz und Quere zu durchſtreifen und ſind mit ſeiner wilden Bevölkerung befreundet und vertraut. Die ungeheueren Eichenwaldungen haben hier die Schweinezucht außerordentlich befördert, und Schweine ſind hier daher das vornehmſte Vieh, wie in anderen Gegenden Ungarns die Rinder, und wieder in anderen die Schafe. Als Kinder lernen die Leute in dieſer ganzen Gegend, deren Exiſtenz vornehmlich auf Schweinezucht baſirt iſt, nichts als Schweinehüten, kein Leſen und Schreiben, wenig Religion, und als herangewachſene Männer treiben ſie auch eben weiter nichts als Schweinezucht und Schweinehut. Sie eſſen in der Regel nichts als Speck und Schweinefleiſch, das mit Paprika dergeſtalt gewürzt iſt, daß außer ihnen Niemand in ein ſo gepfeffertes Fleiſch einzubeißen wagt. Dazu trinken ſie ungariſchen Wein,

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ſo viel als ihr Herz begehrt. Sie führen dabei ein regelloſes und hartes Leben und hauſen gewöhnlich bei ſchlechtem und gutem Wetter Tag und Nacht im Walde. Auf dieſe Weiſe geht es ganz natürlich zu, daß ſie große Freunde der égalité und liberté werden, und arge Trotzköpfe dazu."

„Man nennt dieſe Schweinehirten „Gonasz"*) (ſprich „gonaß", die Oeſterreicher ſprechen gewöhnlich „Kanaß"). Sie tragen allgemein einen großen weiten Mantel, der „Köpenyeg" heißt. Das dicke, weiße, wollene Zeug, aus dem dieſer Mantel gemacht iſt, heißt „Szür." Es iſt mit vielen rothen Schnörkeln und Blumen benäht und geſchmückt, die aus rothen Lappen und rothen Fäden beſtehen."

„Erlauben Sie," unterbrach ich bei Gelegenheit dieſer Lappen meinen Erzähler. „Dio Caſſius, wie ich mich erinnere bei Mannert geleſen zu haben, ſpricht auch von Lappen (Panni), — wenn ich doch nur gewiß wüßte, ob es rothe geweſen wären! — mit welchen die Pannonier ihre langen Aermel und wahrſcheinlich auch die Mäntel ſelbſt beſetzt hätten, und meint ſogar, daß ſie und ihr Land Pannonien davon den Namen haben möchten. Vielleicht ſind dieſe Bakonyer Köpenyegs ſchon damals hier getragen worden?"

---

*) Ich glaubte Anfangs, daß dieß Wort ſlaviſchen Urſprungs ſein möchte, weil im Slaviſchen ein Viehtreiber einen ähnlichen Namen hat. Aber es giebt auch im Ungariſchen ein Wort „gonosz", welches ſo viel als ruchlos, loſe heißt. Vielleicht haben die Bakonyer Schweinehirten daher ihre Benennung.

„Das iſt wohl möglich,“ erwiderte mein Freund, und ich muß ſagen, ich fand ſpäter dieſe Möglichkeit noch wahrſcheinlicher. Denn es wird dieſe Art von Köpenyegs, an denen die langen Aermel immer ſchlotternd herunterhängen, nur im pannoniſchen Ungarn getragen und kommt jenſeits der Donau im daciſchen Ungarn gar nicht mehr vor. Die Kleidung iſt alſo wahrſcheinlich nicht ächt magyariſch, — ſondern pannoniſch. Freilich waren nun die Pannonier des Dio Caſſius keine Magyaren. Aber es iſt ja wohl möglich, daß ein Volk in die Kleiderhülle eines anderen hineinfährt und ſie ſich aneignet, ohne übrigens etwas von ſeiner Eigenthümlichkeit abzulegen. Auch fällt an den pannoniſchen Leuten noch jetzt jedem Fremden gleich Anfangs nichts mehr auf als dieſe mit Roth beſetzten und gezierten Mäntel, und ſie mochten daher auch dem Dio Caſſius beſonders in die Augen geſprungen ſein.

„Ich bitte, fahren Sie fort, geiſtlicher Herr!“

„Auf dieſe Weiſe, wie ich ſagte, verhält ſich die Sache mit der Erziehung der „Gonaszen.“ Es iſt eine allgemeine Erſcheinung auf dem ganzen Erdboden, daß die Hirtennationen auch zur Räuberei geneigt ſind. Das Schweifende und Unſtäte ihres Lebens verleitet ſie von ſelbſt dazu. Dabei ſind ſie unverweichlicht und ſtark und bedienen ſich dann zuweilen ihrer Stärke gegen die angeſiedelten ſchwächeren Bürger, die ihnen verhaßt ſind. In der Regel verhält es ſich mit allen Bakonyer Hirten ſo, daß man nicht recht zu ſagen weiß, ob es ehr-

liche Viehhüter oder Räuber ſind. Ein ungariſcher Dichter ſagt von ihnen:

Fern von Liebe, Luſt und Leben
Weil' ich hier im düſtern Wald,
Wo im Sturm' die Eichen beben,
Und der Wölfe Heulen ſchallt.
Sonnenſchein und Sturmeswüthen
Schwärzten Bruſt mir und Geſicht,
Und die borſt'ge Heerde hüten
Im Gebüſch iſt meine Pflicht.
Keine Menſchenſtimme dringet
Durch die Oede an mein Ohr,
Selbſt das Vöglein flieht und ſinget
Lieber fern in Buſch und Rohr.
Aus dem Thale nur zuweilen,
Summt herauf der Glocke Klang ꝛc. ꝛc.

Und daher kommt es, daß wir in Ungarn nach unſerem Geſetz in der Regel den Gonasz, der ohne Erlaubniß ſeines Grundherrn die Heerde verläßt, ohne Weiteres als Räuber anſehen und als ſolchen eine Zeit lang in's Gefängniß ſtecken. Uebrigens ſind dieſe Kerle gar keine ſo üblen Leute. Den Armen thun ſie in der Regel gar nichts und laſſen ſie großmüthig laufen. Sie haben es mehr auf die reichen Edelleute abgeſehen. Denn, wie geſagt, ſie ſind Patrioten und Freunde der égalité und liberté. Auch uns Geiſtlichen laſſen ſie in der Regel ungeſchoren, denn ſie haben Reſpect vor uns. Aber noch vor zwei Jahren haben ſie ein herrſchaftliches Kaſtell überfallen, ausgeplündert und 17,000 Gulden daraus geraubt. Nach 6 Monaten ſah ich freilich dafür auch ſchon die Spatzen in den Höhlen ihrer Schädel ſitzen."

„Ihre Hauptwaffe iſt der „Czakany“ (ſprich Tſchakanj) oder, wie es auf Deutſch heißt, das „Hackerl.“ Dieſes „Hackerl“ iſt ein kleines, zierlich geformtes, eiſernes Beil an einem etwa drei Schuh langen Stiele. Es iſt ein Stockhammer oder Streitbeil. Gewöhnlich gebrauchen ſie daſſelbe als Spazierſtock, dann als Hirtenſtab, auch um ſich Holz im Walde zur Feuerung zu fällen; dann, wenn ſie im Walde zuſammenkommen, amüſiren ſie ſich auch damit, mit dem Czakan nach irgend einem ausgeſteckten Ziele zu werfen, und durch dieſe Spiele haben ſie eine ſo außerordentliche Geſchicklichkeit im Zielen und Werfen des Czakan erhalten, daß ſie auf 30 — 40 Schritte weit jedes beliebige Weſen oder Ding damit auf's Haar zu treffen wiſſen.“

„Ich habe einmal in Peſth einem merkwürdigen und intereſſanten Vorfalle beigewohnt, der mir die Sicherheit dieſer Leute im Werfen des Czakan beurkundete. Ein Paar Gonaszen hatten zwei Büffel in Ofen zum Verkauf eingetrieben. Denn außer Schweinen geben ſie ſich nur noch zuweilen mit dieſen Thieren ab. Jene beiden Büffel waren nun, ich weiß nicht wodurch, wild geworden und wüthend durchgegangen. Sie rannten in Galoppſprüngen den Bergweg der Ofener Feſtung hinab, ſtürzten hier auf die Donaubrücke und brachen auf der anderen Seite der Donau am Peſther Ufer mitten in ein großes Marktgetümmel von Menſchen ein, wo ſie viel Unglück hätten anrichten können. Die Gonaszen waren zu Pferde immer hinter ihnen drein. Den einen der beiden Büffel,

der am Ende der Brücke ſtutzte und zuſammenſtürzte, bekamen die Leute ohne Weiteres feſt und banden ihn. Hinter dem anderen aber, der zwiſchen den Marktzelten wüthete, Alles umſtieß und die Menſchen zu zertreten drohte, jagten die Gonaszen mit ihren geſchwungenen Beilen her. Da kein anderes Mittel war, das wüthende Thier zu beſänftigen, ſo warfen ſie ohne Weiteres mit ihren Hackerln darnach und trafen auch aus allem Gewühl heraus vom Pferde herab ſo richtig das Genick des Büffels, daß er auf der Stelle betäubt zu Boden fiel und dann völlig getödtet wurde."

„Auf ſolche Weiſe lernen ſie nun die unglückſelige Geſchicklichkeit des Beilwerfens, die ſie dann ſpäter nicht blos an Bäumen und Büffeln, ſondern auch an Menſchen exerciren. Kommt's unter ihnen ſelbſt zum Streit, ſo ſpielen die Beilwürfe dabei oft eine ebenſo große Rolle wie bei den Mißhelligkeiten der Spanier die Dolchſtiche. Es kommt nicht ſelten vor, daß, wenn ein paar dieſer Kerle ſich Anfangs ſchelten und dann zu Thätlichkeiten übergehen, man ſie plötzlich auseinanderfahren und in eine gewiſſe Diſtance ſich von einander entfernen ſieht, um den gehörigen Raum zum Beilſchwingen und Beilwerfen zu gewinnen. Wollen ſie Jemanden überfallen, ſo ſenden ſie ihm auch aus dem Gebüſch einen Beilwurf zu, wie andere Banditen einen Piſtolenſchuß."

Ich konnte mich hierbei nicht enthalten, der Rusnaken und anderer Völker in den Karpathen, ſo wie auch der Ruſſen zu gedenken und zu bemerken, eine

wie große Rolle das Beil bei allen dieſen an Wäldern geſegneten Nationen ſpiele, — als Vertheidigungswaffe zum Hauen, — als Angriffswaffe zum Werfen, — als Schmuck (ein Rusnake trägt ſein Beil ſo ſtolz im Gürtel wie ein Türke ſeinen Yatagan und braucht es auch bei'm Tanz wie der Spanier die Caſtagnetten), — als Säge, Meſſer, Hobel, — mit einem Worte als ein wahrer Proteus von Inſtrument. Im ganzen weſtlichen und ſüdlichen Europa kommt dieſe Erſcheinung nicht vor.

„Man kann nicht ſagen, daß der Bakony gerade immer voll von ausgemachten Banditen iſt, aber er hat ſtets Ueberfluß an Menſchen, die zur Räuberei aufgelegt ſind, und ganz kann man ihnen nie trauen, ausgenommen wenn man ſich in ihren Schutz begiebt, ſie in ihren Waldhütten und bei ihren Waldfeuern aufſucht und ſich im Geſpräch bei ihnen niederläßt. Dann ſind ſie die offenherzigſten, ehrlichſten und gaſtfreundlichſten Leute von der Welt. Ich habe ſie oft auf dieſe Weiſe beſucht und intereſſante Stunden bei ihnen verlebt. Zum letzten Male war ich vor zwei Jahren bei ihnen, gerade zu der Zeit, als die letzte unter ihnen entſtandene große Bande, unter der Anführung des berüchtigten Sobri (ſprich Schobri) geſprengt, und die Hauptbanditen eben eingefangen und an den Galgen gebracht worden waren. Der Sobri, ein junger ſchöner Menſch von 22 Jahren, hatte 3 Jahre hindurch alle Meierhöfe, Arrendatoren und Edelleute rund um den Bakony herum in Angſt und Schrecken

erhalten, und es dauerte lange, bis man ſeiner und ſeiner vornehmſten Genoſſen, des Múlfayd, Japandur und Mogor habhaft werden konnte. Denn die Leute waren ebenſo ſchlau als kühn, und übrigens halfen ihnen, wie das denn ſo gewöhnlich iſt, die Bauern überall durch, die Weinſchenken machten ihre Hehler, und die Müller und Meierhofspächter mußten ſich mit ihnen abfinden. Endlich wurden alle Panduren der umliegenden Comitate und viele Truppen gegen ſie aufgeboten. Da wurden ſie denn zuletzt umzingelt und in einem blutigen Gefechte beſiegt. Múlfayd, Japandur, Mogor und andere wurden gefangen genommen. Ueber das Schickſal des Sobri iſt das Publicum nicht einig. Einige behaupten, er habe ſich durchgeſchlagen und ſei mit großen Schätzen nach Amerika entkommen, wo er noch lebe. Andere ſagen, er habe ſich ſelbſt getödtet, als er die Niederlage der Seinigen geſehen habe, wieder Andere, er ſei im Kampfe von den Panduren erſchoſſen worden. Letzteres iſt das Wahrſcheinlichſte. Denn nach einiger Zeit wurde ein Leichnam als der des Sobri ausgeſtellt, und ſeine Aeltern ſollen ihn auch als den ihres Sohnes erkannt haben. Viele der Räuber wurden erſchlagen, viele aber auch gar nicht als Räuber erkannt und entdeckt. Dieſe zogen ſich wieder ruhig zu ihren Schweinen zurück und ſind nun wieder ehrliche Schelme von Gonaszen, Schweinehirten."

„Eine Partie von dieſen beſuchte ich damals aus purer Neugierde, um mit ihnen über das Vorgefallene zu reden. Ich traf ſie im Walde neben ihren Stroh-

und Laubhütten bei'm Feuer gelagert, 7 an der Zahl. Man muß ſie nur mit dem Worte „Agyafiök“ anreden. Dieß bedeutet „Gevattersleute“, und das hören ſie gern. Sie faſſen dann gleich ein gutes Vorurtheil für den Gaſt. „Jonapot agyafiök!“, (guten Tag, „Gevattersleute“) ſagte ich zu ihnen. „Jonapot!“ guten Tag, Gevattersmann“, antworteten ſie mir ſchmunzelnd und luden mich ein, näher zu kommen, blieben aber ruhig bei'm Feuer liegen. Ich betrachtete ſie mir, dieſe braunen, kräftigen und wilden Geſtalten. Sie waren alle ganz „nationaliſch“ (öſterreichiſcher Provinzialismus) gekleidet, und ihr rabenſchwarzes Haar glänzte von Schweinefett, ihrer einzigen Pomade. Ich gebrauchte aber auch noch einen anderen Vortheil, um mich bei ihnen in Gunſt zu ſetzen. Ich bin nämlich ſehr ſtark in den Armen. Da ich nun einen dicken Stock neben ihnen liegen ſah, einen ſolchen, wie ſie zum Dreinſchlagen in die Hunde oder auch gegen die Wölfe gebrauchen, ſo fragte ich ſie, ob ſie wohl glaubten, daß ich dieſen Stock in vier Stücke zerbrechen könnte. Da ſie mir Freiheit gaben, es zu thun, ſo zerbrach ich ihn wirklich in vier Stücke. Sie ſind große Verehrer körperlicher Stärke, und nun ſtanden ſie vom Feuer auf, hießen mich herzlich willkommen und nöthigten mich zum Sitzen. Ich ſagte, ich möchte zuvor noch gern einmal mit ihnen ringen. Ich warf zwei in das Gras, der dritte, ſtärkere that mir freilich daſſelbe. Doch nun war ich ihr Mann und nahm Platz in ihrem Kreiſe. Das Feuer wurde von Neuem angeſchürt, und zwei ſchlepp-

ten einen großen trockenen Baumſtamm heran, den ſie mit kleinem Holze vorn anzündeten und immer nachſchoben, je mehr vorn abbrannte. Die vertrockneten Zweige wurden dabei ſtets abgebrochen und wieder vorn hingelegt, ſo daß der dicke Stamm als Stammhalter der Gluth nur, ſo zu ſagen, in der Flamme dieſer Zweige verglimmte."

Mir war es, nebenher ſei es geſagt, dabei merkwürdig, daß die wilden Bewohner des Kaukaſus ganz auf ähnliche Weiſe Feuer anmachen.

„Sie ſchleppten nun Wein und Paprika-Speck herzu und fraterniſirten mit mir, und als ich mit ihnen von den gehängten Gonaszen Japandur, Mogor u. ſ. w. zu reden anfing, meinten ſie, es wäre ſchade um die Leute, und einer von ihnen, indem er mir vertraulich auf die Schultern klopfte und ein halb freundliches, halb trauriges Geſicht dazu machte, ſagte: „Ach mein lieber Herr, agyümöles nek sze pit függesz tick föl, d. h. nur das Auserleſenſte des Obſtes hängt man auf." — Die ſchönſten Weintrauben nämlich pflegt man in Ungarn, zierlich geſchmückt, bei Beendigung der Leſe an Stäben aufzuhängen, mit Muſik heimzutragen und auch im Hauſe noch zu bewahren. Mit dieſen auserleſenen Trauben wollte mein Gonasz jene Räuber vergleichen, und man kann das ſicherlich eine ächte Räuberredeweiſe nennen."

„Daß überhaupt alle Gonaszen eine beſtändig regſame Räuberphantaſie haben, zeigt ſich ſchon darin, daß ſie ſich immer untereinander nichts lieber als Räuber-

geſchichten erzählen. Die Räuber werden wie Helden gelobt, wodurch natürlich manches junge Blut, das zu=hört, erhitzt und zu gleichen Thaten angeführt wird. Es iſt weit weniger Armuth und Habgier bei ihnen als Thatendrang, der ſie zu Räubern macht. Denn ihre Kleidung und Nahrung genügt ihnen vollkommen. Un=ter anderen Umſtänden würden ſie ſtatt Räuber Helden ſein und ſind es auch, wenn ſie als Kämpfer in die ungariſchen Regimenter eintreten."

„Wenn ſie bei einander ſitzen, werden immer die Geſchichten von Sobri repetirt, oder die Geſchichte von jenem Räuber, der ſchon eingefangen war und dem der Pandur bereits Braten und den beßten Wein als ſeine Henkersmahlzeit ſervirte. Beide zechten zuſammen, am Morgen aber, als der Pandur den Räuber zum Gal=gen führen wollte, war er entſprungen. Später fing der Räuber ſeinen Feind, den Panduren, einmal, und ein=gedenk der Henkersmahlzeit traktirte er ihn wieder mit Wein und dem trefflichſten Schweinebraten und ließ ihn zur Dankbarkeit hinterher auch frei, wie — dieſer ihn frei gelaſſen hatte. Die Panduren ſelbſt, die ärg=ſten Feinde, die Hetzhunde der Räuber, ſind ganz eben=ſo eingeübt wie ſie und haben außer ihrem Säbel und ihren Piſtolen auch eben einen ſolchen Czakan, mit dem ſie wie die Räuber zu werfen verſtehen. Zuweilen iſt auch den Panduren ſelber nicht zu trauen, denn ihrer Selbſterhaltung wegen müſſen ſie unter Umſtänden durch die Finger ſehen und mit den Wölfen heulen. Ja es ſind wohl ſchon Panduren zu den Räubern über=

gegangen, wie man aber auch umgekehrt zuweilen recht ausgelernte Schelme zu Panduren macht, damit ſie den Räubern beſſer nachſpüren können.“

„Auch im Jahre 1831 war eine große Räuberbande ruchbar, und die 36 Panduren des Vesprimer Comitats wurden auf ſie losgelaſſen. Dieſe bekamen endlich die Räuber zu Geſicht in einer Glashütte, in der ſie ſich, 12 an der Zahl, befeſtigt hatten. Die Panduren belagerten die Glashütte und tödteten oder verwundeten am Ende alle Räuber bis auf einen, der noch unverletzt war und der ſich nicht ergeben wollte. Nach langem Hin- und Herſchießen, wobei der Räuber immer trefflich traf, trat endlich, um noch mehr Blutvergießen zu vermeiden, ein Pandur hervor und ſprach zum Räuber: „Agyasiök,“ tapferer Gevattersmann! Machen wir einen Augenblick Waffenſtillſtand. Du biſt erhitzt und durſtig. Trink einmal aus meiner Tschutora!“ (hölzernen Flaſche). Der Räuber nahm dieß an, und der Pandur reicht ihm die Weinflaſche hinauf. Unterdeſſen aber ſchleicht ein anderer Pandur, mit dem ſich jener verabredet hatte, hinter ihm her und feuert unter ſeinem Arme dem armen Räuber in's Geſicht, und dieſer fällt todt herab. Die Panduren ſind immer liſtiger und tückiſcher als die Räuber. Nun fing man auch noch einige der übrigen Verwundeten lebendig. Sie wurden curirt und dann gehangen. Am zweiten Tage nach ihrer Hinrichtung waren ihnen ſchon ihre Gatjen (Hoſen) ausgezogen und entwendet.“

„Uebrigens haben die Gonaszen auch viel Poeſie

und wiſſen gar manche romantiſche Geſchichte von den Burgen und Burgruinen, die am Rande des Bakonyer Waldes liegen, zu erzählen. So erzählten ſie mir an jenem Abende eine von einer benachbarten Burg, die wirklich ſo tragiſch iſt, daß ſie ſich zu einem Drama eignete.

Nicht weit vom Plattenſee, in der Nähe von Tapolyza, liegen zwei Kegelberge, mit Burgruinen bedeckt. Dieſe Ruinen waren einſt ſchöne Schlöſſer, und das eine hatte einen Herrn, Namens Gyulaſy (ſprich: Djulaſi), und das andere eine ſchöne junge Herrin, die Fürſtin Erzſebet (Eliſabeth). Erzſebet wurde von glühender Liebe zum Gyulaſy verzehrt, die dieſer aber nicht erwiederte. Er verſchmähte ihre Hand und holte ſich eine ſchöne Gemahlin aus fernem Lande, mit der er glücklich lebte, weil ſie ihm treu und ergeben war. Erzſebet konnte dieſes Glück, das ſie ſich ſelber gewünſcht hatte, nicht ohne Neid und glühenden Haß ertragen. Sie ſann darauf, wie ſie es ſtören und ihre ſiegreiche Nebenbuhlerin verderben möge. Eines Tages bot ſich die Gelegenheit dazu dar. Der jungen Gräfin Etelka (Adele) — ſo hieß die Verheirathete — junger, hübſcher, ritterlicher Bruder war nämlich unverhofft aus fernen Landen auf das Schloß gekommen, um ſeine geliebte Schweſter in ihrem Hauſe zu beſuchen. Gyulaſy war leider einige Tage abweſend auf der Jagd. Die Fürſtin Erzſebet, die davon hörte, baute hierauf den Plan zur Rache. Sie begiebt ſich auf das Schloß ihrer Nachbarin und heuchelt den Geſchwiſtern Freude an dem ſüßen Glücke des Wiederſehens. Sie hatte

aber ihre Späher ausgeſtellt, um Gyulafy's Heimkehr von der Jagd zur rechten Zeit zu erfahren. Als ſein Herannahen ihr gemeldet wird, nimmt ſie raſch von den Geſchwiſtern Abſchied und reitet ihm entgegen. Sobald ſie ihn im Thale trifft, redet ſie ihn an und ſpricht: „Wehe Dir, Gyulafy! Ich war auf Deinem Schloſſe. Doch was mußte ich ſehen! Ich fand Deine Gemahlin in den Armen eines Buhlen. Wehe Dir, warum haſt Du meine Liebe und Treue verſchmäht!" und damit ritt ſie weiter. Gyulafy traute nicht ſofort den Worten der Dame. Aber er wollte ſich doch ſelber überzeugen. Er ließ ſein Gefolge zurück und ritt allein und ſtill in ſein Schloß ein, um ſeine Gemahlin zu überraſchen. Er trat in ihr Zimmer und ſah zu ſeinem Schrecken ſein Weib und einen jungen Mann, Hand in Hand und zärtlich mit einander koſend, neben einander ſitzen. Es übermannte ihn der Jähzorn, er ſtürzte herein, zog ſein Schwert und ſtach auf der Stelle ſeinen Schwager, den er für einen buhleriſchen Buben hielt, und ſeine Gemahlin, die er eine treuloſe Verrätherin ſchalt, nieder. Der junge Ritter ſtarb ſofort, ohne ein Wort zu ſagen. Sie aber hauchte noch ſterbend die Worte hin: „Ach, mein theuerer Bruder! — Wehe, wehe! mein Gemahl!" — Zu ſpät erkannte Gyulafy, zu welcher bedauernswerthen That ihn ſein Zorn und die böſe Erzſebet verleitet hatten. Er verfiel in die ungemeſſenſte Verzweiflung über ſeine Unthat und bedeckte ſeinen Schwager und ſeine geliebte Frau mit Küſſen. Der Schmerz ergriff ihn ſo, daß er ſeinen Freunden

und Rittern ſagte, er wolle ſich ſelbſt entleiben, nachdem er an der grauſenhaften Erzſebet Rache genommen. Aber das Letzte hatte er nicht mehr nöthig, denn man meldete ihm alsbald, daß ſeine Reiter ſchon den Leichnam derſelben in den Hof brächten. Man habe ihn an dem Abhange eines Felſens zerſchmettert gefunden. Wahrſcheinlich hatte die Böſe nämlich ſehr raſch nach ihrer Burg reiten wollen, war dabei aber auf Nebenwege gerathen, und böſe Geiſter, die Rachegeiſter ihrer ſchwarzen Verrätherei, ließen ſie von jenem Felſen herabſtürzen. Da entleibte ſich Gyulaſy ſelbſt über den Leichnamen ſeiner Frau und ſeines Schwagers, und da Alle einſahen, daß er mit ſeinem ungeheueren Schmerze im Herzen nicht mehr leben könne, ſo wagte es Keiner, ihn daran zu hindern. Erzſebet's Leichnam wurde den Ihrigen ausgeliefert, und die anderen drei zuſammen neben Gyulaſy's Burg auf dem Gipfel des Berges begraben. Die Schlöſſer wurden ſeitdem nicht mehr bewohnt und zerfielen über ihren Gräbern in Ruinen. Die Beſitzungen aber kamen in andere Hände."

So erzählte man mir von den Gonaszen im Bakony. Auf der Rückkehr kamen wir durch ein Dorf Nyul (d. h. der Haſe), in welchem zu gleichen Theilen Lutheraner, Calviniſten und Katholiken friedfertig neben einander leben ſollten. Und endlich ſpät in der Nacht rückten wir wieder in Raab ein, um nun noch in den Armen des bewußten ungariſchen Morpheus ein wenig auszuruhen und am anderen Morgen frühzeitig zur Weiterreiſe auf der Donau bei der Hand zu ſein.

Donaufahrt von Raab nach Peſth.

Um nach Peſth zu kommen, hatte ich die Wahl zwiſchen der oben bezeichneten Fleiſchhacker- und Poſtwagenſtraße über Dotis — und zwiſchen der Kreuzfahrer- und Dampfſchiffſtraße der Donau. Es fiel mir nicht ſchwer, meine Wahl zu treffen und mich für letztere zu entſcheiden, obgleich ſie mit einigen Weitläufigkeiten begleitet war. Denn das Dampfſchiff kommt nicht nach Raab hinauf, ſondern legt zwei Meilen von da in Gönyö (ſprich: Gönjö), einem kleinen Donauorte, der eigentlich als ein Nebenort von Raab zu betrachten iſt, Nachmittags zwei Uhr an, und um dieſe zwei Meilen bis zu dieſer Zeit zurückzulegen, holte man uns mit Sonnenaufgang aus dem Bette. Ein kleines Jagdſchiff ſollte uns auf dem Raaber Donauarme, welcher auch die „Wieſelburger" oder die „kleine Donau" genannt wird, dahin bringen. Wir kamen beinahe einen Viertel-tag zu früh an dem Raaber Schifffahrtsquai an. Denn bis unſere grüne Jacht mit Kiſten und Kaſten, mit

Waaren und Reiſeeffecten, mit Kindern und dicken Weibern, mit Ungarn und Deutſchen ſo voll gepfropft war, daß die Wellen ſchon anfingen über den Bord in den Schiffsraum hineinzuſpülen, und daß die Schiffer dann endlich ſagten, es wäre genug und wir könnten abſtoßen, dauerte es noch bis über acht Uhr hinaus.

Und wir hatten ſo noch Zeit genug, allerhand vorzunehmen. Zum Handelsquai aus der Stadt Raab hinaus führt das ſogenannte Waſſerthor. Dieſes Thor, ſagte man mir, hätten die Türken bei ihrer Eroberung Raab's zuerſt eingeſchoſſen, und ſie wären durch daſſelbe eingedrungen. Wir fanden noch viele Kugelſpuren in den Steinen des Thores, und wie ein ungläubiger Thomas legte ich die Hände in dieſe Male und überzeugte mich, daß ſie von Kugeln herrühren mußten, denn es paſſirt mir zuweilen, daß ich an der ganzen Geſchichte der Vergangenheit, die ich nicht mit angeſehen habe, zweifle.

Wenn man ſich unter dieſes Thor ſtellte, ſo bot ſich gleicher Weiſe ſowohl dem in die Stadt Hineinblickenden als auch dem zum Waſſer Hinausſchauenden ein intereſſanter Anblick dar. Denn vom Thore in die Stadt hinein hatten ſich die Marktweiber an beiden Seiten der Straßen etablirt und bildeten ein Tableau, wie es auf den Theatern im Anfange des zweiten Actes der Stummen von Portici vorkommt. Sie boten eine große Fülle der verſchiedenſten genießbarſten Früchte feil, und man bekam ſie beinahe ebenſo billig als in jener Oper die Schauſpieler die ungenießbaren, faſt Alles um „Scheingeld,"

z. B. zwei große Melonen um einen „Groſchen Schein" — („Schein" nennt man in Oeſterreich das Papier- und Kupfergeld), 70 Zwetſchen ebenfalls um einen Groſchen Schein und 40 Gurken für denſelben Münzwerth. Zwei junge Hühner koſteten 12 Kreuzer Münze. — Nun begriff ich vollkommen, wie die ungariſchen Könige ſich mit Früchten den Magen verderben und davon den Tod haben konnten, nämlich Matthias Corvinus, der nach dem Genuſſe mehrer ſchönen friſchen Feigen erkrankte und ſtarb, und der Kaiſer und König Albrecht, der bei Neßmühl an der Donau nach dem Verſpeiſen einiger Melonen um's Leben kam.

Zu der anderen Seite des Waſſerthores hinauswandernd, erblickte man den Hafen und die ganze nicht unbedeutende Bewegung des Raaber Handels und Schifffahrtsverkehres. — Viele große „Hajós" (große ungariſche Donauſchiffe) lagen hier vor Anker, die kleineren „Ladiks" (Zillen — Kähne) daneben. Der Hauptſtrom des Handels geht in dieſer Gegend nämlich nicht die große breite Hauptdonau hinauf, ſondern zweigt ſich in die kleinere Raaber Donau, den Hauptſammler verlaſſend, ab. Die eigentliche Donau zwiſchen Raab und Preßburg iſt voll Inſeln, Sandbänken und Untiefen. Auch vermeiden die großen von unten kommenden Hajos das Fahren gegen den Strom des großen Waſſers. Die kleine Donau iſt dagegen, obgleich ſie auch viele Unbequemlichkeiten, z. B. unzählige Krümmungen, hat, mehr einem Kanale ähnlich, ſchmäler, tiefer und ruhiger. Die großen Donauſchiffe können aber auch hier nur bis

Raab kommen. Hier laden ſie aus, und was noch weiter nach Wieſelburg, Preßburg und Wien gehen ſoll, wird auf „Burtſchellen,“ „Ladiks“ und andere kleinere Schiffe umgepackt und auf der kleinen Donau nach Wieſelburg geſchafft.

Die vornehmſten Gegenſtände des Handels ſind Vieh und Getreide. Das Vieh kommt theils auf der Fleiſch-hackerſtraße, theils auf der Donau auf eigenen Schiffen, die von Dampfſchiffen gezogen werden, an. Könnten die Dampfſchiffe mit dieſen Viehflottillen bis Wien hin-aufkommen, ſo würden ſie gewiß nicht in der Nähe von Raab ausladen. Das meiſte Vieh geht dann auf Oedenburg weiter und das meiſte Getreide auf Wieſel-burg, von wo aus dann beide Waarengattungen nach den verſchiedenen öſterreichiſchen Plätzen vertheilt werden. Es ſind mir nicht alle Umſtände ganz deutlich gewor-den, warum der Getreidehandel hauptſächlich nur bis Wieſelburg geht und von hier aus die Vertheilung der Frucht zu Lande betrieben wird, und warum die Körner nicht ganz zu Schiffe nach Preßburg und auch wiederum nicht zu Schiffe nach Wien gehen. Mir ſagte Jemand, dieß käme zum Theil wohl daher, weil alle die für Wien mahlenden Getreidemühlen in der Umgegend der Stadt ſehr weit zerſtreut lägen, 4 bis 5 Meilen weit, ſogar bis nahe an die ungariſche Gränze. Und da nun der Landtransport in Ungarn ſo erſtaunlich billig ſei, ſo zögen es die Müller vor, das Getreide gleich von Wieſelburg mit ungariſchen Bauern zu beziehen, als es erſt bis Preßburg oder gar bis Wien gehen

zu laſſen, wodurch es ſehr vertheuert würde. Doch kann dieß nicht der einzige Grund ſein. Vielleicht wird hinter Wieſelburg die kleine Donau der Schifffahrt noch ungünſtiger.

Die Hauptſchiffer auf dem Donauſtücke unterhalb Raab ſind die Raizen und dann die Magyaren. Die Raizen machen immer einen Heidenlärm, wenn ſie von unten her, meiſtens aus dem Bannat, bei Raab ankommen. Sie begrüßen die Stadt, das Ziel ihrer Fahrt, mit unzähligen Freudenſchüſſen, und ebenſo kanoniren ſie unaufhörlich, wenn ſie wieder abfahren. Auch in Raab ſelbſt ſind die Raizen, die hier eine bedeutende Colonie bilden, die vornehmſten Frucht- und Viehhändler. Uebrigens correſpondiren ſelbſt dieſe Raizen in ihren Handelsangelegenheiten ſehr häufig deutſch. Denn die allgemeine Kaufmannsſprache in ganz Ungarn iſt faſt durchweg die deutſche. Ich ſah ſelbſt im Bannat von Raizen geſchriebene Handelsbriefe aus Raab, die deutſch abgefaßt waren, freilich mitunter in einem ziemlich unverſtändlichen Deutſch.

Unſere Jacht war endlich, wie geſagt, mit Menſchen, Thieren und Sachen bis an den Rand voll, und die Schiffer erklärten darauf, wir könnten abfahren. Es wurde an einem langen Stricke ein kleines Pferd vorgeſpannt, das am Ufer hintrabte. Der Hafen der Stadt Raab entſchwand unſeren Blicken, und wir rauſchten nun recht angenehm den ſchmalen Fluß hinab, auf der einen Seite das hohe Ufer des Raaber Comitats, auf der anderen die grünen und fruchtbaren

Niederungen des „goldenen Fruchtgartens" der Inſel Schütt.

Ich war oben auf das getheerte Schindeldach unſerer Jacht geſtiegen, und es fanden ſich dann noch mehre mit mir hier ein, die lieber etwas unbequem ſitzen als unten im Gedränge der Paſſagiere der friſchen Luft entbehren wollten. Für mich war unſere Dachgeſellſchaft ſo intereſſant als nur irgend möglich. Es befanden ſich darunter mehre junge ſchnurrbärtige — Krämer, Lakaien, Kellner, Ladendiener, Comptoiriſten, Deutſche oder Ungarn, Alles trägt in Ungarn einen Schnurrbart — Kaufleute aus Raab, einige Patrioten, ein öſterreichiſcher junger Edelmann und ich. Es dauerte gar nicht lange, daß, als wir kaum den Mund zum Sprechen aufgethan hatten, auch alle ungariſchen Tagesfragen, die Sprache, die Verfaſſung, die Journale, die Literatur, auf's Tapet kamen und uns zu den lebhafteſten Discuſſionen veranlaßten, wie ich denn nirgendwo in Ungarn mit ſechs, vier, drei oder noch weniger Menſchen zuſammengekommen bin, ohne dieſe Discuſſionen ſogleich entbrennen zu ſehen.

Ich war nichts weniger als den Magyaren abgeneigt, — warum ſollte ein Ethnograph auch irgend einem Volke abgeneigt ſein, — vielmehr war ich gewiß ſehr willig, die vielen ausgezeichneten und edlen Eigenſchaften dieſes Volkes anzuerkennen, und ich ſpielte daher in dem Streite, der beſonders heftig zwiſchen dem öſterreichiſchen jungen Edelmanne und den anweſenden Ungarn geführt wurde, gewiſſermaßen einen un-

parteiiſchen Mittelsmann. Die Oeſterreicher ſind gewöhnlich in Ungarn über Jegliches, was ſie ſehen, empört und erblicken an Allem ſofort die Schattenſeite, und zwar im ſchwärzeſten Lichte. Die Ungarn machen es in Oeſterreich aber ebenſo, ihnen ſind die Polizei, die Mauth, die Paßreviſion und alle dieſe Dinge ein Gräuel, und ſie ſind dann ebenſo geneigt in Oeſterreich keine Lichtſeite zu erblicken.

An mich, als unparteiiſchen Nichtungarn und Nichtöſterreicher, appellirten daher gewöhnlich beide Parteien. Die Ungarn glauben zu wiſſen, daß Oeſterreich nach Weſten hin auf unſer übriges Deutſchland einen ebenſo niederhaltenden und hemmenden Einfluß übe, als nach Oſten hin auf ihr Vaterland, und daß es dort ſo viele Feinde zähle wie hier. Daher ſchließen ſie ſich gleich vertrauensvoller an uns Weſtdeutſche an, während ſie dem öſterreichiſchen Deutſchen überall mißtrauen.

Der Oeſterreicher brach, nachdem wir eine Zeit lang auf dem Dache ſtumm um einander herumgegangen waren, zuerſt los. Er konnte ſich nicht enthalten, ſeinen Unmuth über den Zuſtand des ungariſchen Landbauers, den er hier näher kennen gelernt hatte, auszulaſſen, und ſchilderte es mit grellen Farben, wie furchtbar tief er noch in der Sklaverei ſeufze, trotz dem mildernden Beſchluſſe des letzten Landtages. Dann entwarf er ein Bild von dem Wohlbefinden und dem geſetzlichen und geordneten Zuſtande des öſterreichiſchen Bauers. Gegen den ungariſchen Bauer bekäme jeder niedrigſte Edelmann Recht, ja es wäre da in der Regel von Recht oder

Unrecht gar nicht einmal die Rede. Gegen den öſterreichiſchen Bauer aber habe ſogar Kaiſer Franz, wie er ſich ſelbſt oft beklagt, nicht einmal Recht bekommen können, ſelbſt wenn das Recht auf ſeiner Seite geweſen. Freiheit! Freiheit! ſchrieen die Ungarn, ſagte er. Aber nur die wenigen 100,000, welche zum Adel gehörten, genöſſen davon, und ſie alle wären oft die ärgſten Tyrannen gegen die vielen Millionen Unterdrückten. Der öſterreichiſche deutſche Bauer ſei von viel edlerem Schrot und Korn als der ungariſche, denn er laſſe ſich nichts von der Willkür gebieten, unterwerfe ſich aber willig und gern dem Geſetze. Wenn man dem öſterreichiſchen Bauer nur ſage: es iſt dieß Geſetz, ſo ſei er zufrieden und füge ſich, ſelbſt wenn das Geſetz etwas Unbilliges verlange. Von dieſem Unterwerfen des eigenen Willens unter das Geſetz habe man in Ungarn keine Idee. Der Bauer füge ſich nur der Gewalt und der Edelmann keinem Menſchen und Geſetze. Er müſſe freilich bekennen, daß auch in Oeſterreich noch Manches beſſer ſein könne. So z. B. ſei es allerdings ein großer Mißbrauch, daß ſie, die Edelleute, noch von der Militärpflicht frei wären, und auch noch ſonſt die Bauern viele Abgaben allein trügen. Auch wünſchten ſich alle gebildeten Oeſterreicher eine Repräſentativ-Verfaſſung. „Ja," ſagte er, „wenn davon die Rede iſt, ſo ſtimmen wir Oeſterreicher alle von Herzen darin ein. Alles, was der Wiener Spaziergänger verblümt und in Verſen gewünſcht hat, das iſt unſer aller einfacher und proſaiſcher Herzenswunſch. Aber ſelbſt ſo lange wir noch

keine repräſentative Freiheit haben, hält doch trotz unſerer unumſchränkten Regierung das Geſetz mehre Menſchen von oben bis unten herab in ſeinem wohlthätigen Schooße und Schutze als hier in Ungarn."

Die Ungarn vertheidigten ſich eifrig dagegen und ſagten, das Loos der Bauern ſei bisher freilich ſchlimm bei ihnen geweſen. Allein ſie ſeien ja auf dem letzten Landtage völlig frei gegeben worden, und nun würde das ſchon beſſer werden. Auch gäbe es viele ſehr gute Edelleute und wahre Väter ihrer Bauern. Ja die allerwenigſten nur ſeien Tyrannen. Denn der Stock müſſe nun einmal ſein, ſo lange dieß Volk noch ſo ſei, wie es ſei. Auch ſei der Stock mitunter ſehr gut und wohlthätig. Das Haupt= und Grundleben eines Staates und Volkes aber ſei die Freiheit von oben herab, ſo daß kein Despot an der Spitze ſtehe. Dieß ſei in Oeſterreich, wo der Kaiſer befehlen könne, was er wolle, nicht aber in Ungarn der Fall. Sowie man nach Oeſterreich komme, fühle man ſich wie mit hundert kleinen Ketten belaſtet. Sowie man aber nach Ungarn gelange, athme die Bruſt frei, und man könne hier ſprechen und thun, was man wolle. Das ſei die Hauptſache für jeden Bürger, und alle anderen politiſchen Wohlthaten und Inſtitutionen eines wohleingerichteten Staates würden dann ſchon ſpäter als ganz natürliche Folgen ſich von ſelbſt daraus ergeben. Es ſei ſchon viel dafür gethan worden, und eines der Hauptſtücke ſei auch die Reinigung der ungariſchen Sprache von fremden, namentlich deutſchen, lateiniſchen und ſlaviſchen Worten, die man jetzt mit Recht ſo

eifrig betreibe. Sowie in die Freiheit auf der einen, ſo ſei die reine und vollkommen entwickelte nationale Sprache auf der anderen Seite der Hauptnerv eines eigenen nationalen Lebens.

Auch über dieſe Beſtrebungen für die Entwickelung ihrer Sprache lächelte der Oeſterreicher etwas ſpöttiſch und bemerkte gegen mich, wenn die Ungarn bisher noch nicht Orientalen geweſen wären, ſo würden ſie es doch nun völlig werden. Denn das Lateiniſche und das Deutſche hätten ſie doch bisher noch mit der ganzen Cultur des weſtlichen Europa in Verbindung geſetzt, und dieſer würden ſie nun entfallen, wenn ſie ſich in ihr eigenes aſiatiſches Idiom einhüllen wollten. Die Weiſe aber, auf welche ſie ihre Sprache anderen Völkern mit Gewalt aufzudringen ſtrebten, wäre barbariſch und unerhört.

Die Sprache, ihre Weiterbildung und die Fabrikation neuer Worte iſt in dieſem Augenblick die Lieblingsidee der Ungarn, und ſie betreiben dieſen Gegenſtand, man kann wohl ſagen, mit einer Art von Fanatismus. Als der Oeſterreicher Jenes alſo geäußert hatte, hatte er ſie daher alle auf dem Nacken, und es entſtand ein allgemeines Gemurre gegen ihn. Einige, die auf dem engen Dache unſerer Jacht nicht an ihn kommen konnten, perorirten darauf in ungariſcher Sprache gegen einander, wovon ich nichts verſtand, als einige lateiniſche Worte, die den Ungarn noch immer mit unterlaufen, ſelbſt den heutigen Sprachreinigern; „Questio,“ „disputatum,“ „ratio“ und andere römiſche Appellativa hörte ich heraus. Ein junger hübſcher Kaufmann ſogar, der

bisher immer ſtill auf einer Querſtange geſeſſen hatte, in die deutſche Lecture der Ifflandiſchen Schauſpiele vertieft, ſah auf und ſprach: „Ih neh, des verſteht ſich. Ane nationaliſche Sproache muß doch ſein. Das iſch gut. Und die Kroaten werden das Ungriſche auch ſchon lernen, wie wir Deutſche es bereits gelernt haben.“ Der Oeſterreicher fragte ihn ſchnell, warum er etwas Deutſches leſe und nicht lieber etwas Ungariſches. „Ah pfui, 's iſch doch nits G'ſcheites drunter. Wenn i Deutſches habe, weiß ich doch, was ich leſe,“ antwortete er ihm.

„Ja ja,“ wiederholte ein Dritter, „ane nationaliſche Sproache muß doch ſein.“ „Aber,“ ſetzte er hinzu, „die vielen Worte, die ſie in Peſth backen, machen mir den Kopf zuweilen warm, ich werde ſie nicht alle mehr erlernen, vielleicht meine Kinder.“ Dieß war ein deutſcher Ungar. „Was ſoagen's da? Sie wollen die neuen Worte nicht lernen? Wollen Sie denn immer a Schwob (Deutſcher) bleiben?“ rief ihm ein Anderer zu.

Als Beiſpiele einiger, ganz neuerdings erſt von der Peſther Geſellſchaft ausgeprägter Worte wurden mir folgende citirt: „szipa“ für Cigarre; „szipa“ ſoll ſo viel bedeuten als etwas Gedrehtes und dabei zum Luftdurchlaß Geeignetes, — etwa ein „Glimmſtengel?“ Dieſes Wort, ſagte man mir, ſei jetzt bereits in den meiſten Cigarrenläden im Schwange und das alte Wort „Cigarre“ daraus verbannt. Die Ungarn gehen alſo in ihrer Luſt und Freude an der Bildung eigener, vaterländiſcher, ächt ungariſcher Worte weiter als die

ſämmtlichen übrigen europäiſchen Nationen, die ſich doch alle das Wort Cigarre geduldig haben gefallen laſſen. Man ſollte denken, daß bei den Sachen, die uns vom Auslande zugekommen ſind, auch der ausländiſche Name ganz am Platze ſtehe, und zumal braucht man bei ſo unweſentlichen Dingen, wie es Cigarren ſind, keinen Anſtoß daran zu nehmen.

Daſſelbe iſt es mit dem neuen Worte „Gyógysertár“ (ſprich: Jotjſchertaar) für Apotheke. Sonſt hieß eine Apotheke in Ungarn „Patika,“ wie man noch in allen alten ungariſchen Wörterbüchen finden kann, und die ungariſchen Apotheken waren mit dieſem alten Namen nicht beſſer oder ſchlechter als bei dem neuen. Solche neue Worte verbreiten ſich aber mit einer außerordentlichen Rapidität in Ungarn, ſo wie ſie nur von der Peſther gelehrten Geſellſchaft approbirt ſind und auch als verſtändige Bildungen dem Publicum munden. Wir hatten in Deutſchland auch einmal eine ſolche Periode leidenſchaftlicher Umdeutſchung aller fremden Worte. Aber die neuen Erfindungen blieben meiſtens in einigen engen gelehrten Kreiſen. In Ungarn geht aber jetzt Alles gleich in's Volk über, weil dieſe ganze Bewegung in der Sprache von einer nationalen Bewegung im Volksgeiſte ſelber ausgeht und von der Oppoſition gegen das Deutſch- und Slaventhum unterſtützt wird. Das alte Wort „Patika“ iſt daher auch bereits in kurzer Zeit von den Schildern aller ungariſchen Apotheken verſchwunden und das neue „Gyógysertár,“ welches ſo viel bedeutet als „Heilmittelniederlage,“ an

ſeine Stelle getreten. Sogar auf denjenigen Wiener Apotheken, die beſonders für kranke Ungarn arbeiten, ſieht man dieſes patriotiſche Wort, ſtatt des alten anrüchigen griechiſchen.

„Auch alle Wiſſenſchaften haben ihre griechiſchen Namen verloren," ſagte der Oeſterreicher, „und vielleicht müſſen ſich auch nächſtens die Muſen ungariſch umtaufen laſſen, obgleich wir anderen Europäer ſämmtlich Muſen und Wiſſenſchaften gern bei ihren griechiſchen Namen laſſen, wohl ſchon aus einer Art von Pietät gegen die edlen alten Griechen, denen wir beide verdanken. Philoſophie hieß ſonſt zum Beiſpiel „Filozofia" (ſprich: Philoſophia) ebenſo wie in Paris, Madrid, London, Rom und Wien. Jetzt aber hat ſie den Namen „Böltzselkedvesitan" (ſprich: Böltſchellkedweſchitan), d. h. „Weisheitsliebe," empfangen. Und gebe der Himmel, daß nun nur die ungariſche Philoſophie nicht eben ſo uneuropäiſch werde, wie ihr Name klingt. — Für „Theologie" hat man noch keinen paſſenden Namen finden können. Denn der, den man vorſchlug, „Istanécz" (ſprich: Iſchtanehz) von „Isten" = „Gott" iſt nicht approbirt worden."

Alle die in einem Jahre gemachten und approbirten Worte werden in einem beſonderen Journale, welches die Peſther gelehrte Geſellſchaft herausgiebt, geſammelt und publicirt. Dieß Journal hat den Namen: „Gyalulat," welches buchſtäblich ſo viel bedeutet als „die Hobelei," von „gyalulni" (ſprich: jalulni), d. i. hobeln. Nomen et omen, könnte da Mancher denken.

Aber man muß geſtehen, daß ſie in der Regel geſchickt hobeln und die Worte ſehr verſtändig zuſammenſetzen. Es iſt mir kein einziges ſo läppiſch zuſammengeſetztes Wort vorgekommen, wie man ſie zuweilen bei uns in Deutſchland gebildet hat.

Seit dieſer Wortbildung in Peſth werden nun auch keine Concerte mehr in Ungarn gegeben, ſondern ſtatt deſſen „Hangverseny“ (ſprich: Hangwerſchenj), d. h. „Tonwettſtreite.“ Und man trinkt nicht mehr Punſch, wie ſonſt wohl, ſondern „Zagywa“ (ſprich: Satjwa), d. h. „flüſſiges Gemenge,“ von zagywalni, d. h. vermiſchen. In allen Schenken verſteht man bereits das neue Wort: „Zagywa“. Denn Jeder hat ſeine Freude an dieſen neuen Worten und trägt ſein Möglichſtes dazu bei, ſie zu verbreiten. — „Zene“ (ſprich: Senne) iſt das neue Wort für Muſik, welches ungefähr ſo viel bedeutet als „Geſchalle.“

Während andere Völker, z. B. die Franzoſen, fremde Sprachen, z. B. das Griechiſche, ſehr geeignet gefunden haben, aus ihnen den Bildungsſtoff für neue Worte, die bei neuen Dingen nöthig wurden, zu nehmen, z. B. „pyroscaphe,“ „chilogramme“ und tauſend andere Worte (iſt das Armuth der franzöſiſchen Sprache?), oder wie wir Deutſche, die wir für jede neu begründete wiſſenſchaftliche Lehre oder für jedes rein ſcientiviſche Hülfsinſtrument gewöhnlich aus dem griechiſchen oder lateiniſchen Sprachgeiſte heraus die neuen Namen bilden, — machen die Ungarn jetzt für jedes neue Ding, das ſie kennen lernen, einen eigenen ungariſchen Namen. So

z. B. ſagen ſie für Pyroſkaph oder Dampfſchiff „Gözös“ (ſprich: Göchhös), d. h. „Dampfer,“ von „Göz“ = Dampf.

Ja ſogar der Doctortitel, dieſer alte, ehrwürdige europäiſche Titel, den man ſich in der ganzen Welt gefallen ließ und vor dem man vom Vorgebirge Finisterra bis zum Nordcap Reſpect und Achtung hat, vertauſcht man jetzt mit dem Worte „Tanari.“ Und wenn nun ſpäter ein ſolcher weder Lateiniſch noch Deutſch ſprechender „Tanar“ zu uns kommen wird, ſo mag er uns zehn Mal wiederholen, daß „tanar“ von „tan“, Wiſſenſchaft, herkommen und ſo viel bedeuten ſoll als „Doctor,“ wir werden ihm doch nicht recht glauben und ihn mit uns übrigen Doctoren nicht in gleiche Rechte treten laſſen wollen.

Sogar die kleinen Federmeſſer, die man in der Taſche hält, und die ſonſt „pennizilus“ hießen, hat man nicht in Ruhe gelaſſen. Sie heißen nun „telmezzökes“, d. h. „Federſchneidemeſſer.“ — Ja da mochte unſer Ungar wohl mit Recht ausrufen: „der Teufel merke ſich das Alles! Wer jetzt nicht alle Jahre einmal nach Peſth kommt, oder wer ſich nicht alle neuen Dictionäre und Dictionärzuſätze und Nachlieferungen anſchafft und fleißig und täglich in den Journalen lieſ't, in denen man die neuen Worte immer zuerſt gebraucht findet, der verſteht die neuen Ungarn bald gar nicht mehr und kann am Ende gar kein neues ungariſches Buch mehr leſen.“ Ich habe ſehr oft alte Ungarn in Kaffeehäuſern ihre Nachbarn fragen hören, was dieſes

oder jenes ungariſche Wort auf Ungariſch bedeute. Einen ſah ich einmal ein Journal ärgerlich auf den Tiſch werfen, indem er ſich ſeine Brille haſtig von den Augen riß und ſagte: „es ſei nicht zum Aushalten mit allen dieſen neuen Worten. Bei jeder Zeile müſſe er nachdenken, was es ſei.“ Indem ich dieß anführe, will ich indeß keineswegeſ, ich proteſtire im Voraus dagegen, geſagt haben, daß die ganze Sache zu verwerfen ſei. Es iſt natürlich jede Neuerung, ſie mag gut oder ſchlecht ſein, anfangs unbequem und hat ihre Feinde. Ich werde ſpäter auf dieſen ſo intereſſanten Gegenſtand öfterer zurückkommen.

Unter ſolchen Verhandlungen ſchwammen wir die kleine Donau hinab. Unſer Einſpänner trabte immer zu. Die Gegend war zum Theil lieblich, und endlich kamen wir in das Waſſer der großen Donau, wo wir das Schiff von einer Pferdekraft mit einem ſechszigpferdekräftigen vertauſchen ſollten.

Der Anblick des großen mächtigen Stromes, der ſich majeſtätiſch daher wälzt, erfüllte uns alle mit Freuden. Auf dem vorderen Ende unſerer Jacht ſtanden die ungariſchen Worte: „Isten velünk“ (ſprich: „Iſchten wellünk), d. h. „Gott mit uns,“ und hinten lautete der Revers: „Senki elemink,“ d. h. „wer wird denn wieder uns ſein?“ Solche gute Sprüche konnten wir auf dem mächtigen Strome wohl brauchen. Denn unſer Schiff war ſo ſchwächlich zuſammengenagelt, daß es, wie es ſchien, bei jedem kräftigen Stoße auseinandergehen mußte. Einen kleinen Puff konnte es indeß

wohl noch vertragen, wie wir bald wahrzunehmen Gelegenheit hatten, denn Gott war allerdings mit uns, wie er es denn immer im Glück und im Unglück iſt; aber ein großer „Zwiſelſtrick“ war wider uns. Als wir nämlich in die große Donau einbogen und nicht fern vom Ufer hintrieben, begegnete uns gerade ein großes Donauhajo, von 50 Pferden gezogen. Der große, von dreimaſtigen, aus dicken Baumſtämmen zuſammengeſchlagenen Böten getragene Zwiſelſtrick wurde auf Commando etwas niedergelaſſen, indem die Pferde anhielten, um uns über den Strick weg paſſiren zu laſſen, wie das in ſolchen Fällen gewöhnlich iſt. Ich weiß aber nicht, wie es kam, entweder waren wir zu langſam, oder die 50 Reiter zu ungeduldig und zu wenig rückſichtsvoll gegen unſer kleines Fahrzeug. Genug, noch ehe wir das Zwiſel paſſirt hatten, hörten wir ſchon die Leute mit dem wilden Geſchrei: „He he! ho ho!“ ihre Pferde wieder antreiben. Der dicke Strick hob ſich dicht vor unſerem Schiffſchnabel in die Höhe und ſtraffte ſich in einem Augenblick an. Es fehlten zwei Zoll, ſo wäre er unter unſeren Kiel gekommen, und dann hätte unſere Feluke mit ihrem ganzen Inhalt ein Donaubad genommen. Mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte ſtoppten unſere Schiffer noch eben zur rechten Zeit. Doch wurde unſer Schiff, an dem Seile hinſtreichend, vom Strome in zwei Augenblicken gerade auf eines der das Zwiſel tragenden und bereits wieder gegen den Strom hinanrauſchenden Böte geſchlagen, das mit ſeiner Vorderſpitze gerades Weges in die Wand unſerer Cajüte

einſetzte, dort ein Treppe und einige Breter zerbrach und im Inneren des gefüllten Raumes eine Menge Geſichter erblaſſen, mehr als eine Naſe erröthen und zwei Paar Augen erblauen machte. Es iſt mir ein Wunder, wie wir im Ganzen noch ſo glücklich davon kamen. Denn ich ſah ſo viel mit Sicherheit vom Dache herab, daß wir einer Aſſecuranzcompagnie in dieſem Augenblicke für unſer Leben vielleicht 90 Procent Prämie hätten bezahlen müſſen, wo nicht noch mehr. Es paſſiren ſehr häufig ſolche Unglücksfälle mit dieſen Zwiſelſtricken, die, wenn ſie von 50, 60 bis 80 Pferden angezogen werden, wohl im Stande ſind, auch ein großes Schiff aus dem Waſſer und aus dem Gleichgewichte zu heben. Die Schiffszieher an der Donau ſind ein wildes und rohes Volk, und wer kann ihnen beweiſen, daß ſie Schuld haben, beſonders wenn, wie das oft der Fall iſt, ſich auch Bauernedelleute unter ihnen befinden. Wir drohten ihnen von Weitem, aber ſie waren ſo entfernt, daß ſie uns kaum ſehen konnten. Wir drohten und ſchalten auch zum großen „Hajo" hinüber, aber auch der ſchwamm fern von uns in Mitte der Donau. Angehalten wurde für uns nicht zum zweiten Male, und wir mußten nun ſehen, wie wir u n t e r dem Stricke wegkamen, über welchen wir eigentlich hätten h i n ü b e r paſſiren ſollen. Wenn die öſterreichiſchen Deutſchen ſich, wie ſie häufig thun, etwas recht Dummes von einem Ungar erzählen, ſo ſagen ſie gewöhnlich: „Na das iſt a Mol wieder recht an ungriſch Stuckel." — So ſagte auch mein Oeſterreicher, als wir im Begriff wa=

ren, an dem Zwiſelſtrick zu ſcheitern: „Na das iſt a Mol wieder recht an ungriſch Stuckel!“

In Gönjö ſpeiſten wir zu Mittag. Es waren zwei große lange Tafeln mit lauter Menſchen, die aus Raab und der Umgegend zuſammengekommen waren, um mit dem Dampfer nach Peſth zu gehen, wo in dieſer Zeit eine große Meſſe abgehalten werden ſollte. Ich bemerkte, daß an dem einen Tiſche mehr deutſch, an dem anderen aber bloß ungariſch geſprochen wurde. Doch kam es ſelbſt an unſerem deutſchen Tiſche ſogleich zum Ungariſchen, wenn ein kräftiger Witz gemacht wurde und Scherz und Lachen an die Reihe kamen. An dem ungariſchen Tiſche präſidirte ein ächter alter Magyar, der, je mehr er von uns herüber deutſche Laute vernahm, deſto lauter die ungariſchen Sprachtöne erſchallen ließ. Er hatte einen weißen breitkrämpigen Filzhut auf, wie ſie in Ungarn von den Landedelleuten viel getragen werden. Und als nach der Mahlzeit einer meiner Tiſchfreunde ihn um eine Cigarre bat und ſich dabei des neugedrechſelten ungariſchen Wortes Szipa bediente, ſo ſagte er lächelnd: „Szipa? Freundchen, herzlich gern, da nehmen Sie; weil Sie ein ächter Magyar ſind und Szipa ſagen, ſo gebe ich Ihnen herzlich gern, was Sie verlangen. Hier haben Sie 2 Szipas. Geben Sie eine davon Ihrem deutſchen Freunde da.“ — „En Magyar wagyok (ſprich: Ehn Mojar wojok“), d. h. Ich bin ein Magyar, mein Herr, ſprach er dann ſich zu mir wendend, indem ich ihm für ſeine Szipa dankte. Ich ſagte: „Kössenem! Kössenem!“ und es gefiel ihm über

die Maßen, daß ich mich bereits dieſer ungariſchen Redensart, die ſo viel bedeutet, als „Danke! danke!“ bemächtigt hatte. Und für dieſes einzige Wort ſtieg ich in ſeinem Auge ſofort um 100 Procent im Werthe.

„En Magyar wagyok“ iſt übrigens eine ſehr gewöhnliche und äußerſt beliebte Redensart der Ungarn, die man ſie ſehr häufig bei allen möglichen Gelegenheiten vorbringen hört. Es liegt dabei die ſtolze Idee zum Grunde: „Ja ich gehöre zu dem berühmten Stamme der edlen Magyaren, die ſo viele Heldenthaten verrichtet, und habe Antheil an allen den edlen Eigenſchaften, welche dieſe Nation auszeichnen.“ Sie ſprechen dieß beſonders dem Deutſchen gegenüber oft aus und denken dann dabei im Stillen von ihm: „und was biſt denn du? — a Schwoab'!“ — „Ezo Nemet!“ („der Deutſche der!“) heißt es auch dann, wenn ſie Aergerniß an einem Deutſchen genommen haben. Wir Deutſchen, obgleich wir wohl noch weit mehr Urſache als die Ungarn haben, auf unſeren Namen ſtolz zu ſein und uns zu freuen, daß wir als ſolche an den ſchönen Eigenſchaften dieſer unſerer eigenen edlen Nation Antheil haben, gebrauchen nicht die ſtolze Redensart: „Ich bin ein Deutſcher!“ — aus verſchiedenen Gründen, theils weil wir vielleicht zu beſcheiden ſind, theils auch weil wir bisher noch in unſerer Nationalität nicht einig und kräftig genug waren. Ich glaube, wir thun Unrecht daran, und ich habe mich daher in fremden Ländern, wenn mir Jemand ſagte: „En Magyar wagyok“, oder: „Ich bin ein Pole,“ oder: „Ich bin ein Eng-

länder," immer jener Redensart befleißigt und ſogleich gefliſſentlich hinzugeſetzt: „Und ich, mein Herr, ich bin ein Deutſcher!" Ich glaube, jeder Deutſche ſollte darauf halten, jene falſche und ſchädliche Beſcheidenheit ablegen und ſich dieſe Redensart anzugewöhnen ſuchen.

Nach Tiſche gingen wir an den Strand der Donau, um den „Erös" (ſprich Erröſch, d. h. „der Starke"), einen der größten Donaudampfer, der vornehmlich nur als Remorqueur dient, ankommen zu ſehen. Er ſchleppte nicht weniger als 2000 Schweine aus der Türkei hinter ſich her, die auf einer Flotille von 3 Schiffen nebſt noch einigen Anhängſeln vertheilt waren. Ehemals wurden die Schweine alle auf den weiten Landwegen durch Ungarn nach Oeſterreich hin getrieben. Mit einem Theile geſchieht dieß auch noch jetzt, z. B. mit denen, die aus den Bakonyer Eichenwäldern kommen, und die man in Oeſterreich „Bagauner" nennt. Die, welche aus Slavonien, Syrmien, Serbien, der Walachei und Bosnien kommen, werden in Semlin, Neuſatz oder Eſſek eingeſchifft und ſehen ſich nun per Dampf in wenigen Tagen aus ihrer Heimath zu den Schlachtbänken der Oeſterreicher verſetzt.

Die Schiffe, welche man für dieſen Zweck conſtruirt hat, ſind ſehr gut eingerichtet, und die Schweine haben es darin ohne Zweifel viel bequemer als die armen Negerſclaven auf den ſpaniſchen Sclavenſchiffen. Sie haben 2, einige auch 3 Etagen übereinander, die wieder in eine Menge kleiner Schweinekaſten abgetheilt ſind, in welchen die Thiere zu 12 oder 15 abgeſperrt wer=

den. Die Kaſten ſind alle aus ſtarken hölzernen Stäben gebaut und auch nach außen gegittert, ſo daß überall friſche Luft durchziehen kann. Rund um jede Etage herum führt ein Gang, ſowie ebenfalls mitten in jeder Etage ſowohl der Länge des Schiffes nach, als in die Breite, Gänge laufen, damit die Leute der Fütterung und der nöthigen Aufſicht wegen überall bequem zukommen können. Sie werden unterweges mit Kukuruz (türkiſchem Weizen) gefüttert. Das Rindvieh, das ebenfalls in großen Zügen aus den türkiſchen und ungariſchen Provinzen nach Oeſterreich kommt, wird noch nicht auf der Donau befördert, wahrſcheinlich, weil es mit ſeinen breiten Hörnern und hohen Beinen zu viel Raum wegnehmen, und weil auch wohl die Fütterung zu ſchwierig ſein würde.

Es wurden ſofort von den Schiffen nach dem Ufer Brücken gebaut und die grunzenden Thiere ausgeſchifft. Die Flottille, als ſie ihre Kaſten leerte, verbreitete einen abſcheulichen Geſtank, und die ſchreienden, quiekenden, grunzenden dummen Thiere wurden von ihren ſyrmiſchen und ſerbiſchen Wärtern über Hals über Kopf die Brücken hinabgeſtoßen. So wie ſie am Ufer ankamen, wühlten ſie, als wäre nichts vorgefallen, ſofort im Erdreich herum, nach Nahrung zu ſuchen. Einem nach Mahomed's Geſetz Lebenden müßte dieß Alles, denke ich mir, ein unerträglicher Anblick geweſen ſein. Aber was macht ſich ein Chriſt daraus? Ich kroch ſogar überall in den Schiffen herum, in Begleitung eines

jungen Serbiers, dem die größte Hälfte der 2000 Schweine gehörte, und der freundlich genug war, mir Alles zu zeigen und mir einige Belehrung über dieſen Handelszweig zu geben. Alle die Länder an der Sau und Drau und an der unteren Donau hin, Kroatien, Slavonien, Syrmien, Bosnien, Serbien, die Walachei und Moldau, haben einen unſäglichen Reichthum an Schweinen. Ich hatte ſchon ſelbſt früher Gelegenheit gehabt, in Beßarabien einen Theil dieſes Reichthumes zu bewundern. Da es nun in eben jenen Ländern und noch mehr in den weiter ſüdlich an ſie angränzenden Provinzen eine Menge Leute giebt, welche ihren wunderlichen Vorurtheilen gemäß, um Homeriſch zu ſprechen, das „ſüße, blühende Schweinefett" verachten, — ſo erzeugen ſie denn dort mehr Schweine, als ſie verzehren können. Da nun aber umgekehrt die Donau aufwärts ſo und ſo viele Millionen Nicht-Mahomedaner wohnen, welche „a Schweinernes" äußerſt „guſtiös" finden, ſo kommt es denn daher, daß jene Provinzen ihren Ueberfluß hierher ſchicken, und daß ſeit langen Zeiten ſchon eine ununterbrochene Schweinewanderung in nordweſtlicher Richtung ſich den Strom aufwärts ergießt. Es iſt ſehr ſchwer oder unmöglich, genaue ſtatiſtiſche Angaben über dieſen Zweig des Viehhandels zu geben, obgleich es intereſſant genug wäre, denn dieſe Schweinewanderungen, auf welche ich noch oft werde zurückkommen müſſen, haben viele recht merkwürdige Erſcheinungen in jenen Gegenden zu Wege gebracht und bedingen dort vielfach die Lebensverhältniſſe der Menſchen und die Erſcheinungen in der poli-

tiſchen Welt. Nur eine Angabe, die einigermaßen einen Haltpunct gewähren kann, findet man in vielen ungariſchen ſtatiſtiſchen Werken verſtreut, nämlich die, daß auf den Oedenburger Märkten jährlich etwa 150,000 Schweine verkauft werden, was in einem Jahrzehent anderthalb Millionen ausmacht. Und zwar ſind dieß zur größeren Hälfte türkiſche (beſſer ſollte man ſagen, ſlavoniſche, walachiſche und ſerbiſche, aber die Oeſterreicher nennen in der Regel Alles, was von der unteren Donau kommt, „türkiſch") Schweine und zur kleineren Hälfte Bakonyer.

Mein ſerbiſcher Schweinehändler war ein junger, ſchlanker, ſehr hübſcher Mann. Er trug ungariſche Kleidung, ſprach deutſch, ungariſch, ſerbiſch und andere Sprachen, hatte eine Menge brillantener Ringe an den Fingern und hieß B. T—witſch. Ich trank mit ihm ein Täßchen Kaffee und dachte mir, er könnte auch noch wohl einmal, wie Miloſch, König von Serbien werden. Aber es kam ganz anders mit ihm. Ich führe dieß Alles nur an, weil es, wie man ſpäter ſehen wird, einen ganz eigenen Eindruck macht, wenn man mit einem Menſchen einmal warmblütig und in vertraulichem Geſpräche zuſammengeſeſſen hat und ihn dann kurz nachher von Räuberhand erſchlagen wiederfindet.

Endlich kam das Dampfſchiff von Wien an und entführte uns dem Strande von Gönjö. Dieſer ſüdliche Strand bleibt immer hoch, während der nördliche, der Strand der großen Inſel Schütt, oder der ſoge-

nannte „Eiländer-Bezirk" bis Komorn immer flach und niedrig iſt. Auch hier, wie überall an der Donau hin, und wie ebenfalls an den Ufern der Theiß, der Maros und anderer ungariſchen Flüſſe wird etwas Gold aus dem Sande gewaſchen. Es iſt dieß durchweg das Geſchäft und auch die Pflicht der Zigeuner, die das Gold gewiſſermaßen als eine Art von Tribut zu niedrigen Preiſen an die Regierung abliefern müſſen. Bei Aranyos vor Komorn ſahen wir auf einer Sandbank, an der wir nahe vorüberfuhren, mehre Zigeuner mit dieſer Arbeit beſchäftigt. Sie hatten ein ſchräg aufgeſtelltes Bret, auf dem, wie man mir ſagte, ſich viele in die Quere gezogene Rillen befinden ſollten. Sie kratzen nun den Flußſand auf und werfen ihn auf das Bret in die oberſte Rille und ſchütten dann Waſſer auf. Das Waſſer fließt herunter und nimmt die leichteren Steine und Erdtheilchen mit hinweg, läßt aber den ſchweren Goldſand in den oberen Rillen liegen. Dann kratzen ſie dieß Zurückgebliebene heraus und vermiſchen es mit Queckſilber. Das Queckſilber nimmt die kleinen Goldſtäubchen in ſich auf und wird dann in einem Säckchen wieder herausgedrückt. Und in dieſem Säckchen bleibt endlich ein kleines Goldkügelchen zurück. Dieſe Goldkügelchen, wenn ſie nach langen Bemühungen einige fertig haben, liefern ſie dann an's Dreißigſtamt ab und empfangen dafür einen mäßigen Preis. Kein Goldſchmied oder ſonſtiger Gewerbsmann darf von ihnen Gold kaufen, bei Strafe des Verluſtes ſeiner Gewerksrechte. Jeder bei'm Goldwaſchen angeſtellte Zigeuner muß jährlich drei Duca-

ten Gold an's Dreißigſtamt abliefern. Solche kleine Goldkügelchen, wie die Zigeuner ſie abliefern, habe ich ſpäter geſehen. Sie haben ein Gewicht von etwa 3 — 4 Ducaten.

Das Product der Goldwäſcherei iſt unbedeutend. Aber wenn man bedenkt, wie unbedeutend auch die wenigen Schaufeln Sand ſind, welche die Zigeuner jährlich auswaſchen, im Verhältniß zu den Maſſen Materials, die noch im Fluſſe ſelber liegen bleiben, ſo iſt zu vermuthen, daß in der Donau ungeheuere Schätze vergraben ſind. Wenn man alles Gold, welches in der Donau und Maros ꝛc. ſteckt, auf einmal ſo ducatenrein heraus amalgamirt hätte, ſo hätte man vielleicht mehr koſtbares Metall, als in ganz Europa ſich in Cours befindet. Denn wenn die Zigeuner aus 10 Kubikfuß Donauſand auch nur einen Ducaten herauswaſchen, ſo würde doch ſchon ein Stück Donau von 100 Meilen Länge und 1000 Schritt Breite, den Sand des Bettes zu 5 Fuß Tiefe angenommen, 30,000 Millionen Kubikfuß mit Gold vermiſchten Sand haben und 3000 Millionen Ducaten liefern. Die Zigeuner gewinnen aber mehr als einen Ducaten aus 10 Kubikfuß Sand. Auch iſt die goldführende Donau länger als 100 Meilen und im Durchſchnitte breiter als 1000 Schritt, und der Sand auch tiefer als 5 Fuß. Dazu kommt noch, daß die Zigeuner höchſt wahrſcheinlich gar nicht an denjenigen Stellen des Fluſſes waſchen, wo ſich das meiſte Gold befindet. Sie waſchen da, wo ſie den Sand am bequemſten be-

kommen können, an den Sandbänken. Da das Gold aber das ſchwerſte Material iſt, welches die Donau überhaupt in ihrem Bette führt, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß es nach der Mitte des Fluſſes zu im Laufe der Jahrhunderte ſich weit mehr angehäuft habe, da der Fluß nur alle leichteren Gegenſtände an's Ufer hinausſpült, und daß demnach eine dicke, ſchöne, reine Goldſandader überall in dem tiefen Fahrwaſſer des Fluſſes fortläuft. Indem ich mir dieß überlegte und mehr und mehr darüber zur Gewißheit kam, fühlte ich, wie ſich meine Habſucht in mir regte, und ich bedauerte es aufrichtig, daß eine ſo ſchöne Goldader ſo nahe und doch ſo unerreichbar verſteckt ſei. Ich empfand dieß um ſo mehr, da unſer Dampfer immer gerade über der Linie dieſer Goldader und des Fahrwaſſers dahinging. Zehn Fuß unter uns ſteckten die 3000 Millionen Ducaten in lauter kleinen, blanken, baaren, goldenen Stäubchen. Wenn man nur einmal ſo eine einzige Meile Donauſand rein auslaugen könnte, oder nur eine halbe, man wäre ſchon für ſein Leben lang zufrieden. Aber wie anfangen? Das einzige Mittel wäre, das ganze Waſſer abzuleiten und ſtatt deſſen einen Queckſilberſtrom, der jedes ächte Stäubchen ſorgfältig daraus hervorläſe, darin fließen zu laſſen. Wäre das denkbar? Und dann wieder, wie nun dem Queckſilberſtrome die kleinen Körnchen abjagen? Wo das Tuch hernehmen oder das Leder, in dem man ihn ausquetſchen könnte, um die edlen Kügelchen und Goldballen netto zu finden? Ach Gott, es iſt unmöglich!

Die Staaten, die Völker, auch die einzelnen Menſchen gleichen alle der Donau; ſie führen in ſich ungeheuere Maſſen Gold, die aber tief vergraben liegen, und von denen immer nur kleine Zigeunerportionen in Cours kommen. Könnten wir Staaten, wir Völker, wir einzelnen Perſonen, alle in uns liegende Schätze und Kräfte ſämmtlich zur Entwickelung, zur Reife bringen, könnten wir ſie alle in Thätigkeit ſetzen und ausmünzen, ſo wären wir in der That und Wirklichkeit eben ſo unermeßlich mächtig und groß, wie wir es jetzt bloß in der Anlage ſind. Wenn ein kleiner Staat, auch nur eine Stadt von 10,000 Einwohnern lauter ſo einige, ſo Mann für Mann ſtehende, ſo tapfere, ſo aufopferungsluſtige, ſo alle ihre geiſtigen und phyſiſchen Kräfte benutzende Bürger hätte, als die Menſchen den von Gott ihrer Seele verliehenen Anlagen gemäß ſein könnten, ſo würde dieſer Staat am Ende alle anderen exiſtirenden überflügeln und ſie an ſeinen Triumphwagen ſchmieden. Und wir einzelnen Perſonen, auch wir fühlen unermeßliche, göttliche Rieſenkräfte in unſerem Buſen gleich der Donau. Wir könnten die Welt erſtürmen und hätten Werth genug, jegliches Dinges Preis zu bezahlen, und dabei liegt es nicht einmal 10 Fuß tief, viel näher. Und bei ſo unermeßlichem Reichthum müſſen wir doch darben wie die Zigeuner und uns über jedes kleine Dreiducaten-Klümpchen freuen, das mit Mühe herauszuarbeiten uns gelang.

Bei Komorn hatten wir ein heiteres Stündchen, denn es empfing uns hier das ganze Offiziercorps der Feſtung in Paradeuniform, und dabei ertönten die ſchönen Klänge

der Muſikbanden mehrer Regimenter. Wir führten nämlich den General Bagaſſi bei uns, der zum Commandanten von Peſth ernannt worden war, und den die Truppen hier begrüßten. Ich gedachte dabei der römiſchen Tuben und Tibien, die hier auch einſt ertönten, wenn ein Legionen-Anführer die Donau herunter kam, um die zahlreichen Kaſtelle zu inſpiciren. Die geographiſche Lage des Punctes Komorn iſt zu wichtig und von der Natur als ein Bauplatz für menſchliche Anſiedelungen zu markirt und ſtark bezeichnet, als daß es je eine Zeit in der Geſchichte gegeben haben ſollte, wo er nicht von Menſchen hätte beſetzt geweſen ſein ſollen. Es hört nämlich bei Komorn die Inſel Schütt auf, und es vereinigt ſich hier wieder mit dem Hauptſtrom der Donauarm, der bei Preßburg abging und das „ſchwarze Waſſer" (bei Preßburg auch die „Neuhäusler Donau"), hier bei Komorn die „Waagdonau" genannt wird. Und außerdem treffen hier kurz vorher die Gewäſſer der Waag und dann die der Neutra mit der Donau zuſammen. Es giebt von hier aus alſo ſchiffbare Waſſerſtraßen in ſehr verſchiedenen Richtungen, — auf der oberen Donau nach Raab und Peſth, auf der unteren Donau nach Peſth und Ofen, auf der Waag und Neutra zu den Karpathen nach Norden, und auf dem Schwarzwaſſer in die Korngegenden der Inſel Schütt.

Die Römer hatten dieſen wichtigen Punct auch bereits mit der von ihnen ſehr hoch geſchätzten Stadt ~~Brigantium oder Bregetium~~ beſetzt, und es ſtand hier

Brigetio

die Legio Prima Adjutrix als Beſatzung. Der Kaiſer Valentinian machte von dieſem Puncte aus, der die ganze Umgegend beherrſcht, daher auch ſeine Anſtalten zu dem beabſichtigten Kriege gegen die Quaden, ſtarb aber in der Stadt ſelbſt vor der Beendigung deſſelben. Dieſe Dinge ſind hier an der Donau noch lange nicht vergeſſen, man zeigt bei Szöny Komorn gegenüber römiſche Befeſtigungswerke, und ich hatte oft Gelegenheit, mich hier an der Donau vor Leuten, welche nicht, wie ich das von mir vorgab, zu den ſtudirten und gelehrten Leuten gehörten, über meine Unkenntniß in Bezug auf die Standlager der römiſchen Legionen zu ſchämen. Viele ſprachen mir von den Quartieren der Legio Prima Adjutrix, oder der Legio Decima (in Wien), oder der Legio Secunda Adjutrix (in Ofen) oder der Legio XIV Gemina (bei Preßburg) ſo, als hätten ſie das noch von ihrem Großvater gehört.

Jetzt nun, wie geſagt, begrüßte uns bei Komorn die öſterreichiſche Janitſcharenmuſik. Die Stadt Komorn hat in Folge der ſo äußerſt günſtigen Lage einen bedeutenden Handel und nahe an 20,000 Einwohner (ſelbſt ohne Militär). Die Feſtung Komorn iſt bekanntlich noch nie, ſo lange Ungarn und Oeſterreich vereinigt ſind, von einem Feinde des Landes erobert worden, auch nicht von den Türken, die doch ſonſt rund umher Alles inne hatten. Hätten die Oeſterreicher oder Ungarn auch Komorn an die Türken verloren, ſo würden ſie damit auch gewiß das ganze Ungarn bis nach Preßburg und an die Karpathen eingebüßt haben. Die un-

gariſchen Deutſchen haben daher auch auf den Namen der Feſtung ein Bonmot gemacht und ſagen, es bedeute das Wort ſo viel als: „Komm morgen." Und dieß wolle die Jungfrau, welche auf den Mauern Komorn's ſtehe und eine Feige in der Hand halte, gewiſſermaßen zu dem belagernden Feinde ſagen. Die Statue der beſagten Jungfrau ſoll ſonſt von der Donau aus ſichtbar geweſen ſein, ich ſah ſie aber nicht. Man ſagte mir, ſie ſei neuerdings irgendwo im Inneren der Feſtung aufgeſtellt worden. Ueberhaupt bekommt man vom Dampfſchiff aus wenig von Komorn zu ſehen, weil die Stadt in der Ebene und im Waſſer ſehr verſteckt liegt.

Am Strande von Komorn waren viele bettelnde Knaben, darunter ein armer, elender Junge, der auf Krücken und hölzernen Beinen ſich fortbewegte. Was wir an Kupferſtücken für ihn erübrigen konnten, warfen wir ihm gern zu, jedoch nicht weit genug, und das Geld fiel am Uferrande in's Waſſer. Der arme Krüppel hinkte mit ſeinen hölzernen Beinen in's Waſſer (der nächſte Strand war ſehr ſeicht) und bückte ſich, um das Geld herauszuholen. Ein anderer Schnapphahn von Bettelbube kam ihm mit geſunden Armen und Beinen zuvor und holte es ihm und uns vor den Augen weg. Sogleich aber ſprang ein dritter Junge, der nicht um einen Faden weniger zerlumpt ausſah als die übrigen, hülfreich herbei, ohrfeigte den Schnapphahn, daß er es nicht beſſer erwarten konnte, nahm ihm auf der Stelle das Geld ab und gab es dem armen elenden Krüppel, der ſich ſelber nicht helfen zu wußte. Ich muß

ſagen, daß, wenn ich je Ohrfeigen ſah, die mir gut gefie- len, es dieſe waren, und ich glaube gewiß, hätte der Despot Harun Alraſchid die That dieſes Knaben mit angeſehen, er hätte ihn auf dem Flecke zum Kadi von Komorn gemacht. Wir konnten von unſerem Dampf- ſchiffe aus leider nicht mehr thun, als „Bravo, Bravo, Burſche!“ rufen und noch einige Kupferſtücke deſſelbigen Weges ſchicken, die der Gerechte mit dem Kranken theilen ſollte. Gleich darauf ſchien es mir, als ſähe ich eine Thräne in dem Auge eines alten Herrn glänzen, der dieß auch mit angeſehen hatte und am Geländer des Dampfbootes ſtand. Ich fragte ihn, ob er weine. „Nee,“ ſagte er, „das nicht, aber es iſt was Schönes, was Erhabenes und Rührendes um uneigennützige Gerechtigkeit. Der Junge war doch der ſtärkſte von allen und hätte das Geld, da er es ſelber ſo ſehr nöthig hatte, für ſich behalten können, aber er gab Alles dem armen Krüppel. Ich hätte den Burſchen küſſen mögen. Mein Gott! warum fiel denn nicht ſogleich ein Orden vom Himmel herunter, dieſen Jungen vor dem ganzen Pöbel von Komorn auszuzeichnen?“ Ich will es dem General Bagaſſi melden, ſagte ich, aber es war ſchon zu ſpät, unſer Dampfer ruderte eben ab. Selig, ſelig ſind die Gerechten!

Hinter Komorn hatten wir nun, Gott ſei Dank, alle Gewäſſer der Donau wieder in einem Kanale ver- einigt beiſammen und die täglichen Lieferungen von 20 Millionen Eimern aus der Waag und Neutra noch dazu. Unſere Bahn war daher ſo ſchlüpfrig und glatt,

daß wir in wenigen Minuten der großen Ebene, in der wir nun mehre Tage geweilt hatten, entflohen und mitten in die Gebirge kamen, durch welche auf dem Wege nach Gran und Peſth hin die Donau ihren Pfad ſucht.

Die Donau hat außer ihrem Quellengebiete oberhalb Ulm noch drei ſolche Gebirgsſtriche, welche ſie durchbricht, und dreimal wechſeln große Ebenen und große Gebirgsſtriche auf ihrem Laufe ab. Zuerſt kommt unterhalb Ulm die bairiſche Ebene (einzelne kleine Bergpartieen durchzieht die Donau freilich auch hier), — dann die ſchöne Gebirgspartie zwiſchen Linz und Wien (eigentlich hören die Berge hier bei Göttweih auf, und da bei Preßburg auch wieder einige Berge ſind, ſo könnte man hier noch die Wiener Ebene einſchalten), — darauf die kleine ungariſche Ebene zwiſchen Preßburg und Komorn, — dann die Berggegend zwiſchen Komorn und Peſth, — wiederum Ebene zwiſchen Peſth und Belgrad und zwar die große ungariſche Mittelebene, — abermals Gebirgsland und Bergdurchbruch zwiſchen Belgrad und Widdin, und endlich Schlußebene, die große walachiſche, bulgariſche Ebene zwiſchen Ungarn und dem ſchwarzen Meere. Rechnen wir das kleine ſchmale Thor von Preßburg nicht mit, ſo durchbricht die Donau alſo dreimal große Bergſtriche, die zwiſchen Paſſau und Wien, zwiſchen Komorn und Ofen, und zwiſchen Belgrad und Widdin. In vorhiſtoriſchen Zeiten hat ſie wahrſcheinlich drei große Binnenmeere gebildet, die durch Flußkanäle und kataraktiſche Ausſtrömungen wie der Erie, Ontario u. ſ. w. mit einander verbunden waren. Der bairiſche See, der erſte

oder kleine ungariſche (zwiſchen beiden vielleicht der noch kleinere Wiener See) und der zweite große ungariſche See. Die Walachei und ein Theil von Bulgarien gehörten zum ſchwarzen Meere.

In äſthetiſcher, hiſtoriſcher und jeder anderen Beziehung iſt das Gebirgsſtück, welches die Donau zwiſchen Paſſau und Wien durchſchneidet, entſchieden das allerintereſſanteſte, ſchönſte und bedeutungsvollſte. Gleichfalls großartig und unvergleichlich ſchön, aber wilder, rauher und minder lieblich ſind die Katarakten und Engpäſſe des Stromes zwiſchen Belgrad und Widdin.

Gegen beide Partieen — namentlich in Bezug auf ihren romantiſchen oder äſthetiſchen Werth — ſtehen zurück die Berg- und Engpaßpartieen zwiſchen Komorn und Peſth, obgleich auch hier des Schönen genug, um den empfänglichen Geiſt lieblich anzuregen, und obgleich für Ungarn dieſer Engpaß — gerade in der Mitte des ungariſchen Landes gelegen — von vorzüglichſtem Intereſſe iſt. Denn der Sitz des geiſtlichen Oberhirten des Landes — die alten Königsburgen des Reichs, Wiſſehrad und Ofen — und die größte Stadt Ungarns, der Mittelpunct ſeines Lebens, Peſth, liegen hier wenige Meilen aus einander in den Thoren und Portiken des Engpaſſes.

Gleich hinter Komorn fängt das rechte Ufer an, ſich mehr und mehr zu heben, und hat endlich bei Neßmély (ſprich: „Neßmelj," die Deutſchen Ungarns, Mährens und Schleſiens ſagen gewöhnlich „Neßmühl") bereits förmlich ausgebildete Berge. Erſt bei

Gran aber oder kurz vorher beginnen ſich deren auch auf der linken Seite der Donau zu zeigen, und erſt hinter Gran wird Alles ſo eng und dicht, daß man ſagen kann, man ſei in dem eigentlichen Mittelpuncte des Engpaſſes. Es ſind die Berge, welche zunächſt auf der rechten Seite Pilisgebirge, auf der linken Seite Maguſtagebirge genannt werden. Doch hängt der Pilis weiterhin mit dem Verteſchgebirge, und dieſes mit dem Bakony zuſammen, und der Maguſta mit dem Szanda und anderen ſüdlichen Ausläufern der Karpathen. Mit einem Worte, es iſt ein ganzes großes Gebirgsreihennetz, das auf der einen Seite von den ſteieriſchen Alpen in nordöſtlicher Richtung und von der anderen Seite von den Karpathen herab in ſüdweſtlicher Richtung, zwiſchen der großen und kleinen ungariſchen Ebene heranzieht, und welches hier in ſeiner mindeſt breiten Ausdehnung von der Donau durchbrochen wird.

Die Berge bei Neßmely ſchauen ſich ganz anmuthig an. Sie tragen denjenigen Wein, der von allen ungariſchen der gewöhnlichſte und verbreitetſte iſt, — ſowie von den Griechenweinen der Santorino — oder wie von den franzöſiſchen Weinen der Medoc oder Graves. Denn Neßmelyer bekommt man in allen Wirthshäuſern Ungarns, und wenn man in Galizien, Schleſien oder Mähren blos Ungarwein verlangt, ohne die Sorte beſonders zu benennen, ſo ſetzen ſie gewöhnlich „Neßmühler“ (wie ſie dort ſprechen) vor. — Neben Neßmely ſind auch berühmte Steinbrüche, die noch in's Innere der Umgegend, nach Dotis und Almaſch

hin fortgehen, und die jetzt für die vielen Neubauten in Peſth und auch beſtändig für den Feſtungsbau in Komorn ſtark in Anſpruch genommen werden. Es ſind beſonders Kalkſtein-, Sandſtein- und Marmorarten, die hier gebrochen werden, vom Marmor beſonders eine fleiſchrothe Gattung, die man in Peſth überall angewandt ſieht, und auf die ich noch ſpäter zurückkommen werde. — Das vielſeitige nationalökonomiſche, hiſtoriſche, ethnographiſche und naturgeſchichtliche Intereſſe dieſer Gegend erſchöpft ein Dampfſchiffpaſſagier nicht. Seine Augen hüpfen wie zwei flüchtige Kugeln, von Pulver und Dampf getrieben, raſch von Punct zu Punct, und in einigen Minuten wird er bei Dingen vorübergeſchleudert, bei denen Clio und ihre Schweſtern ſinnig weilend noch lange zu ſprechen und zu deuten hätten.

Der Anblick von Gran iſt herrlich. Durch die Mündung der Gran in der Nähe iſt der Ort zum Städtebauplatz geweiht. In alten Zeiten lag hier das römiſche Crumerum oder das Curta des Ptolemäus*). Es war bereits etwas dämmerig, als wir hier ankamen. Hinter Gran biegt die Donau ſich nach Oſten in einen rechtwinkeligen Bogen herum. Man bemerkt Anfangs nicht, wo ſie bleibt, und es ſchien daher, als führen wir in einen Hafen ein. Auf beiden Seiten des breiten Stromes zeigten ſich Baulichkeiten. Ueber der in der Tiefe am Flußufer liegenden, von Bergen umſchloſſenen Stadt liegt auf einem Vorgebirge nahe der Donau

*) Nach Mannert.

herrſchend das Schloß des Fürſt Erzbiſchofs Primas von Ungarn. Der Grundſtein zu dieſem Schloſſe, neben welchem man zugleich eine große Kathedrale und außerdem 22 Gebäude für Domherren erblickt, — Alles auf der Akropolis der Stadt (auf den Akropolen der meiſten ungariſchen Städte wohnen Biſchöfe) — wurde bereits im Jahre 1822 gelegt. Aber das Ganze iſt noch jetzt, im Jahre 1842, nicht beendigt. Ja man ſagte mir, es ſei ſeit 6 Jahren ſehr wenig daran gethan worden, und wir ſahen alle die Arbeitsgerüſte, welche das neue Gebäude umgeben, leer und zum Theil, wie es ſchien, ſogar zerfallen. Ich bin begierig, zu wiſſen, wie es ausſehen wird, wenn ich die Arbeit nach 20 Jahren wieder einmal beſehe. Uebrigens wurde das Ganze von dem vorigen Primas Rudnay nach einem außerordentlich großartigen Plane angefangen. Vielleicht fließen jetzt die Hunderttauſende, welche man zur Beendigung noch nöthig hat, nicht mehr ſo willig zu, da ſie von den Eiſenbahnen, Dampfſchifffahrten und anderen mehr nationalen Unternehmungen, die einen gemeinnützigeren Zweck haben, als den, einen Primas und 22 Domherren bequem zu logiren, in Anſpruch genommen werden. Daß das Ganze enorm lange dauern mußte, geht ſchon daraus hervor, daß man allein 11 Wochen brauchte, um den rieſengroßen Webeſtuhl zu bauen, welcher die Leinwand liefern ſollte für das große Altargemälde von 25 Fuß Höhe und 16 Fuß Breite, auf dem die Taufe des heiligen Stephan vom Wiener Akademiker Heß gemalt werden ſollte.

Weil die Stadt Gran eine ſo vortreffliche und von

der Natur begünſtigte Lage hat, ſo haben die ungariſchen Schriftſteller gemeint, es müſſe hier von jeher eine Stadt exiſtirt haben, und einige von ihnen fabeln daher auch wohl, daß Gran bereits im 155ſten Jahre nach der Sündfluth geſtiftet worden ſei. Man kann ſagen, es liegt wahrhaft königlich, und ich begreife es vollkommen, wie auf dem Hügel, den jetzt die Erzbiſchöfe bebauen, innerhalb des großen Bergbogens, der die Stadt umgiebt und gewiſſermaßen einen weiten großen Thronſaal bildet, ſich Könige ihren Thron erbauen konnten. Gran war nämlich in den erſten Zeiten des ungariſchen Königreichs daſſelbe, was erſt ſpäter Stuhlweißenburg und dann Ofen wurde, die Hauptſtadt des Reichs und die Reſidenz der Könige. Der heilige Stephan wurde hier geboren und gekrönt. Und bis zum Jahre 1241, wo die Tataren ſie zerſtörten, ſtand die bevölkerte und reiche Reſidenz in ſolchem Glanze, daß ſie alle übrigen ungariſchen Städte weit hinter ſich ließ. Sie war zugleich, wie jetzt Ofen und Peſth, der bedeutendſte Handelsplatz des Landes, und mehre Nationen, Franzoſen, Deutſche und Italiener, waren hier ſo häufig, daß ſie ihre eigenen Quartiere oder Straßen bewohnten. Gran führte daher auch als ſtädtiſches Wappen einen Theil des ungariſchen Reichswappens im Schilde, die vier Hauptflüſſe des Königreichs: Drau, Sau, Donau und Theiß. Auf demſelben Berge, worauf jetzt die Reichsprimas ihre neue Kathedrale bauen, ſtand ſchon damals eine höchſt prächtige Kirche in altgothiſcher Bauart, deren Säulen von indianiſchem Marmor waren, wie die Un=

garn erzählen. Die Stadt war damals ſo groß, daß ſie vorzugsweiſe die „Donauſtadt,“ nämlich „Iſthropolis,“ genannt wurde. Weil ihre Exiſtenz oder doch ihre Begründung an dieſem Platze durch die Vermählung der Gran mit der Donau bedingt war, ſo hieß ſie auch „Isthrogranum,“ d. i. die „Donau-Granſtadt.“ Aus Iſthrogranum haben die Ungarn „Eſtergom“ gemacht, den Namen, den die Stadt noch jetzt führt. Und aus Eſtergom iſt dann wieder der ungariſch-lateiniſche — nicht der römiſch-lateiniſche — Name „Strigonium“ hervorgegangen. Von aller dieſer geprieſenen Sachen- und Namenpracht iſt nun aber die Stadt durch jene Tatarenverwüſtung ſehr herabgekommen. Ofen und Peſth ſind in vergrößertem Maße das geworden, was ſonſt Iſthropolis war, und die Donauſtadt iſt nun wieder auf ein unbedeutendes Gran mit 6000 Einwohnern reducirt, das mit Recht nun nicht mehr nach dem mächtigen Hauptſtrome, ſondern nur nach dem kleinen Nebenfluſſe ſeinen Namen führt, und das nur noch in der ganzen Anlage und Localität einige Züge ſeiner alten Größe offenbart.

Hinter Gran macht die Donau eine große Krümmung, geht erſt direct nach Süden und bald nach kurzer Wendung wieder geradesweges nach Norden, ſtets zu beiden Seiten von höheren und immer höheren Bergen eng eingeſchloſſen. Sie hat hier ihre ſämmtlichen Gewäſſer in einem Kanal bei einander und arbeitet mit ungetheilten Kräften. Wie ein kluger Mann bei eintretenden Hinderniſſen, lavirt ſie hin und her, aber wie

ein ausdauernder und energiſcher Ringer findet ſie auch ihren Ausweg und kämpft ſich durch. Indem wir mit ihr in dem romantiſchen Gebirgslande hin- und herlavirten, kam die Nacht völlig heran. Die Luft war mild und lieblich und das Spazieren auf dem wandelnden Deck ein reizender Genuß. Die Sterne fingen an über unſeren Häuptern zu glänzen, und der Mond ſtrahlte in ſanfter Pracht, mit ſilbernem Horn ſeine himmliſche Heerde weidend. Am niedrigen Ufer der Donau, in den Winkeln und Einſchnitten der Berge flimmerten Lichter auf in ungenannten Dörfern und Orten, die wir nicht kannten und die ihrerſeits von uns hundert vorüberrauſchenden Fremdlingen ſo wenig Notiz nahmen, als von den wilden Gänſen, die im Frühlinge ſchnatternd über ihre Berge wegfliegen. Auch in unſeren Cajüten wurde es heller, und mitten auf dem breiten wilden Strome ahmten wir mit Lampen, Theetiſchen und Converſation die Gemüthlichkeit und den Comfort der feſten häuslichen Anſiedelungen nach.

Am Ende der engſten Partie des Paſſes liegen die Ruinen des alten Schloſſes Wiſſehrad. Es iſt, wie wir ſchon erwähnten, ein ſlaviſcher Name, der ſoviel bedeutet als Hochburg. Dieſer Wiſſehrad iſt in Ungarn beinahe ebenſo berühmt wie der andere Wiſſehrad, den wir bei Prag beſchrieben, in Böhmen. Mehre ungariſche Könige haben hier gewohnt, und es war der Lieblingsſitz des gefeiertſten von allen, des Mathias Corvinus. Die Ungarn ſagen, es wäre früher ſo prachtvoll geweſen, daß ein Legat des Papſtes es ein Paradies genannt hätte, und

in der That, wenn das ein Italiener nicht blos ſagte, ſondern auch wirklich ſo meinte, ſo kann man es als ein gutes Zeugniß gelten laſſen. Jetzt zeigten ſich auf der äußerſten Spitze eines hohen Berges, deſſen beſtimmtere Zeichnung und Geſtalt uns aber vom Monde nicht deutlich gezeigt wurde, einige dürftige Ruinen, die ſich gegen die helle Atmoſphäre abſchatteten. Ungariſche Ziegenhirten, in rauhe Felle gekleidet, ſind die Einzigen, welche die mit Gras bewachſenen Schloßhöfe beſuchen, wo ſonſt Könige und päpſtliche Legaten aus- und einritten, — ungariſche Ziegenhirten und dann — der unruhige Geiſt eines armen Mädchens, der wie dieſe Ziegenhirten des Nachts im Mondenſcheine zwiſchen den Felſen und Thorwegen umherirrt.

König Mathias Corvinus nämlich, ſo geht die Sage, entdeckte und liebte ein ſchönes Bleichermädchen, das auf der anderen Seite der Donau, dem Wiſſehrad gegenüber, auf der Wieſe ihre Leinwand beſorgte und ihm dann des Abends dort ein Rendezvous gab. Sie wußte nicht, daß ihr Geliebter das gekrönte Haupt des Landes ſei, ſondern ſie hielt ihn für einen niederen Jägersmann des Königs, denn er ruderte gewöhnlich im Dunkeln auf einem kleinen Nachen zu ihr hinüber, und da er ihr ewige Liebe ſchwor, ſo glaubte ſie wohl, der Jäger würde ſie einmal als ſeine Gemahlin heimführen. Es wurde ihr aber eines Tages geſagt, es ſei der König Mathias, der ſie beſuche. Bei dieſer Kunde wurde ſie von nicht geringerem Schrecken ergriffen als Pſyche, wie ſie hörte, ihr geliebter Amor ſei ein verzauberter Prinz oder ein Ungethüm. Wie

Pſyche den Amor beſchlich, ſo belauſchte nun auch die furchterfüllte Bleicherin am nächſten Abend ihren Geliebten, und zu ihrer Verzweiflung entdeckte ſie unter ſeiner Jägerkleidung die königlichen Abzeichen, die man ihr genannt hatte. Der Schmerz über getäuſchte Liebe, über verlorene Unſchuld, über die entſetzliche Kluft, die ſie von ihrem Liebhaber von jenſeits der Donau trennte, ergriff ſo ihr Inneres, daß ſie alsbald wahnſinnig wurde und ſich in den Strom ſtürzte, über den der König ſo oft zu ihr herübergefahren war. Und ſeit dieſer Zeit nun geht ihr Geiſt noch immer auf dem Wiſſehrad umher, unter ſeinen Ruinen den König Mathias verklagend und unglückliche Liebe bejammernd. Die Mütter an der Donau citiren ſie ihren Töchtern als ein betrübendes Beiſpiel des Falles eines guten Mädchens und der verführeriſchen Lockungen der Welt.

Ich will nicht ſagen, daß ich oben auf dem Wiſſehrad im Mondſcheine einen Zipfel des flatternden Gewandes der wahnſinnigen Königsgeliebten zu erkennen glaubte, denn es wird mir dieß doch Niemand glauben. Aber in der That ergriff mich die innere poetiſche und moraliſche Wahrheit der ungariſchen Donauſage, als ich die einſt ſo ſtolze Königsburg hinter mir in der Finſterniß bald wieder verſchwinden ſah, aus welcher ſie für mich einen Augenblick hervorgetaucht war. Auch der Mond ging bald darauf unter, und nun kam mir der ganze Himmel und die ganze Gegend wie verwaiſt vor, wie ein Zimmer, in welchem die trauliche Lampe erloſch, von der es ſoeben noch mit ſüßem Dämmerſchein er=

füllt wurde. Unſer Dampfer irrte in die Dunkelheit hinein. „Möge er den rechten Weg finden,“ dachte ich und zog mich vom Bugſpriet, von wo aus ich alle dieſe Scenen mit angeſehen hatte, in die Cajüte des zweiten Ranges zurück, um doch auch einmal zu ſehen, welche Geiſter hier zuſammenſäßen.

Es waren meiſtens Juden und Raizen, und einige von ihnen hatten der Tſchuttora nicht unbedeutend zugeſprochen. In dem einen Winkel ſaß auch ein kleiner Junge und neben ihm ein älterer Mann, die in einem Dialekt mit einander ſprachen, den ich dereinſt einmal in Engadin gehört hatte. Es waren Schweizer aus Graubünden und zwar Zuckerbäcker, als welche dieſe Alpenleutchen in ganz Deutſchland, Polen, Rußland und Ungarn verbreitet ſind, und ſprachen romaniſch. Der Alte, ein Conditor aus Kaſchau, war dem Jungen, ſeinem Neffen, bis Wien entgegengekommen, damit er nun als Zuckerbäckerlehrling bei ihm lerne. Man könnte nach den vielen Graubündner Conditoren, die man in Europa trifft, auf die Vermuthung kommen, daß es im Engadin von lauter Kuchen, Confect und Zucker krimmeln und wimmeln müßte, aber nein, nichts weniger als das. Der Induſtriezweig, den dieſe Leute im Auslande betreiben, iſt bei ihnen ſelber durchaus nicht zu Hauſe, und ſie haben daher auswärts einen Samen ausgeſtreut, der in ihrem Hauſe keine andere Wurzel hatte als die allgemeine Neigung der Leute zu dieſer Art von Induſtrie. Ihre Söhne, Vettern und Neffen kommen als gewöhnliche Jungen, die oft nur

bei'm Vieh groß geworden ſind, aus den Thälern der Inn- und Rheinquellen heraus und werden dann bei ihren Vätern, Onkeln und Couſins, die bereits im Auslande etablirt ſind, vertheilt, um die Kunſt zu lernen und ſie fernerhin auf die Nachkommen zu tradiren. Sie erzählten mir, in der Vorausſetzung, daß ich von ihrem Vaterlande ſo wenig wüßte wie die Donauſchiffer, ihr kleiner Staat ſei eine ſehr, ſehr alte, unabhängige Republik und ehedem mit der anderen großen und mächtigeren Republik Venedig verbunden geweſen — was ich hier wiedererzähle, nicht weil man das zum Theil nicht aus anderen Büchern beſſer erfahren könnte, ſondern weil dieſe Leute es wußten und es mir hier auf der Donau erzählten, und weil die Weiſe, wie das Volk ſeine eigene Geſchichte tradirt, mir immer intereſſant iſt und immer etwas Lehrreiches hat, — ihre Republik ſei alſo mit Venedig verbündet geweſen, und ſie, die Aelpner, hätten den Venedigern Truppen geſtellt und ihnen tapfere Hülfe geleiſtet gegen die Ungarn und Türken. Dafür hätten die Venetianer allen Romaniſchen die Privilegien geſchenkt, Conditoreien, Kaffeehäuſer und andere Etabliſſements der Art in Venedig begründen und das Glaſerhandwerk und andere Künſte dort exerciren zu dürfen. Dieſe Gerechtſame ſeien ihnen immer wieder auf gewiſſe Jahre erneuert worden, bis zum Jahre 1766. Da ſeien Mißhelligkeiten zwiſchen ihnen und der Republik Venedig entſtanden. Der Contract ſei nicht wieder erneuert, und ihnen eine Zeit beſtimmt worden, innerhalb welcher ſie ihre Sachen zu verkaufen und die Stadt

zu verlaſſen hätten, und erſt ſeit dieſer Zeit nun ſeien ihre Zuckerbäckereien, Kaffeehäuſer und Wirthſchaften ſo allgemein im übrigen Europa verbreitet. Was das letztere Factum betrifft, ſo habe ich vergebens darüber einigen beſtätigenden Aufſchluß in hiſtoriſchen Büchern geſucht. Denn in der Regel befaſſen ſie ſich nicht mit ſolchen kleinen Zweiglein der Geſchichte, wie die Verbreitung der Graubündner Zuckerbäckereien einer iſt.

Von der Stadt Waizen ſchweigt unſer Lied, denn weder Sonne noch Mond ſchien auf dieſelbe herab, als wir in ihrem Hafen anlegten, um unſere Graubündner und einige andere Paſſagiere auszuſetzen. Auch hatte es den Waizenern nicht gefallen, ihre prächtige Kathedrale, welche die ſchönſte in Ungarn ſein ſoll, unſeretwegen zu illuminiren. Sie ging in der allgemeinen Finſterniß, die uns umgab, mit auf, und auch den Reſt des Donauſtücks bis Peſth bedeckte der wohlthätige Schleier der Nacht vor den heute ſchon allzuviel in Anſpruch genommenen Blicken von uns Reiſe- und Schauensmüden.

Gegen 11 Uhr Nachts ſahen wir wieder einige Lichter, und noch einige links und rechts an der Donau hin. Sie mehrten ſich, ſie zeigten ſich weit zur Linken in die Ebene hinein und flimmerten zur Rechten überall auf den Hügeln und Bergen herum, ſie erſchienen am Ende auf dem Waſſer, vor, hinter und neben uns, und umgaben uns von allen Seiten. Es waren die Städte Ofen und Peſth, zwiſchen deren Schiffen wir nun anlegten, um dann in der „Königin von England,“

einem Gaſthofe am Donauquai, Ruhe und Raſt zu finden.

Bevor ich mich dem Schlummer völlig hingab, machte ich noch an meinen beiden ungariſchen Freunden, mit denen ich mich für dieſe erſte Nacht in einem und demſelben Zimmer zu ſchlafen bequemen mußte, weil des Marktes wegen eben heute alle Räume beſetzt waren, eine kleine ethnographiſche Bemerkung. Ich entdeckte nämlich, daß ſie, mit Reſpect zu vermelden, als Unterhoſen eben ſolche weite, pumpige „Gatjen" trugen, wie ſie die ungariſchen Tſchikoſen, Gonäſſen und Gulyaſen als Ueberhoſen tragen. Sie verſicherten mir, daß dergleichen, wie ſoll ich mich ausdrücken, dergleichen Sousinexpreſſibles in ganz Ungarn gewöhnlich ſeien, was ich zu meiner Verwunderung denn auch noch einige Male beſtätigt zu finden Gelegenheit hatte.

Buda = Peſth.

Ofen (oder Buda) und Peſth ſind natürlich nur ein und derſelbe Wohnort, einer durch den anderen entſtanden, einer durch den anderen gefördert, und beide denſelben Verhältniſſen ihre Größe verdankend, nur durch die Donau von einander getrennt und durch eine Brücke innig mit einander verbunden. Und es iſt eine ſehr große Ungeſchicklichkeit, daß man noch immer ihre geſonderte Verwaltung beſtehen läßt und ſie nicht längſt zu einer einzigen Stadtcommune verſchmolzen hat. Es iſt ſo etwas längſt im Werke, und es wird auch wohl nicht lange mehr dauern, bis man zur Ausführung ſchreitet. Man hat auf dieſen Fall für die vereinigte große Hauptſtadt den Namen Buda-Peſth vorgeſchlagen, deſſen ich mich hier nur deßhalb bediene, damit auch bei uns ſchon dieß verſtändige Werk vorbereitet und einigermaßen gefördert werden möge. Ja es wird auch von einigen ungariſchen Geſchichtſchreibern angenommen, daß früher beide Städte

nur eine geweſen wären und zuſammen Peſth geheißen hätten, und daß erſt ſpäter ſich die Leute auf dem rechten Donauufer von denen auf dem linken getrennt hätten, indem ſie ihren Stadtantheil, in welchem beſonders lauter Deutſche gewohnt, mit dem deutſchen Worte „Ofen" benannt hätten, welches die wörtliche Ueberſetzung des ſlaviſchen Wortes „Peſth" (ſprich Peſcht) ſei.

In alten Zeiten vor der türkiſchen Eroberung hatte Buda-Peſth ſchon einmal eine glänzende Periode, wie auch viele andere ungariſche Städte. Aber die Geſchichte der Stadt, wie dieſelbe jetzt exiſtirt, beginnt erſt nach der türkiſchen Eroberung. Denn aus den Händen der Türken ging ſie in die der Oeſterreicher als ein jämmerlicher Schutthaufen über. Alles lag in türkiſcher Unordnung und Unreinlichkeit begraben, und alle noch vorhandenen Gebäude waren niedrige Hütten und Ställe. Peſth hatte keine Vorſtädte und war auf engen Raum innerhalb ihres kleinen Mauerkreiſes beſchränkt. Wie Gran, Waizen, Belgrad und andere ungariſche Städte war Peſth im Laufe eines Jahrhunderts ein halbes Dutzend Male erobert, bombardirt, verbrannt und wieder zurückerobert worden, und es mag das Ausſehen dieſes Ortes damals dem Zuſtande geglichen haben, in welchem ſich noch jetzt Belgrad oder andere Donauſtädte befinden, über denen noch der Fluch der türkiſchen Herrſchaft laſtet.

Es iſt bei den ungariſchen Städten ein eben ſolcher abermaliger Aufſchwung nach der Beendigung der Türkenherrſchaft zu bemerken, wie bei den ruſſiſchen nach der Zertrümmerung des Tatarenreichs. Auch im Anfange

des achtzehnten Jahrhunderts konnte Peſth noch nicht recht aufkommen, weil der Einfluß der Türken auf die ungariſchen Angelegenheiten noch fortdauerte und die Rakotzy'ſchen Unruhen das Reich nicht zur Ruhe kommen ließen. Die Stadt Peſth für ſich allein, ohne Ofen, gehörte zu jener Zeit zu den elendeſten Flecken des Reichs — und jetzt nach nicht viel mehr als 100 Jahren iſt ſie nicht nur die ſtattlichſte Stadt des Königreichs, ſondern vermag es auch, ſich anderen ſchönen Städten an die Seite zu ſetzen.

Gewöhnlich wenden wir uns nach Amerika, wenn wir von ſchnellem Wachsthume und außerordentlicher Stadtentwickelung etwas zu ſehen wünſchen. Und doch haben wir in Europa ähnliche und faſt gleich ſtarke Beiſpiele genug. In England ſind viele große Städte, die vor hundert, ja vor fünfzig Jahren bedeutungslos waren. In Deutſchland ſind alle Städte ſeit dem letzten Kriege in einer merkwürdigen Umwandlung und Ausdehnung begriffen. In Rußland ſind Odeſſa, Petersburg, Taganrog und andere Orte aus dem baren Nichts entſtanden. Und in Ungarn hat eine ganze Reihe von Orten ſeit hundert, ja zum Theil erſt ſeit fünfzig Jahren ihr Haupt aus dem Staube und Schutte, in welchen die Türken ſie geworfen hatten, zu einer bemerkenswerthen Blüthe erhoben. — Das Hauptleben in Peſth fängt mit der Regierung Maria Thereſiens an und hat ſeitdem in ſeiner Entwickelung und ſeinem Wachsthume mit der Entwickelung der Energie des ganzen Lebens in Ungarn gleichen Schritt gehalten,

d. h. ſie iſt in einer geometriſchen Progreſſion bis auf dieſe Stunde herab auf eine unerhörte Weiſe geſtiegen.

Noch zu Maria Thereſiens Zeiten war die Stadt ſo ziemlich auf den engen Raum der alten Stadt, oder der jetzt ſogenannten inneren Stadt beſchränkt, die nicht einmal den ſiebenten Theil des jetzt von Peſth bedeckten Flächenraumes einnimmt. Jetzt aber hat ſie vier bedeutende, weit ausgedehnte Vorſtädte, die zum Theil prächtigere Gebäude haben als die eigentliche Stadt ſelbſt und zu dieſer ſich ganz ähnlich verhalten, wie die Vorſtädte Wiens zu ihrem Kerne. Sie erhielten ihre Namen nach den vier letzten ungariſchen Königen, unter deren Regierungen ſie entſtanden, und heißen Thereſien-, Joſeph-, Leopold- und Franzſtadt.

Peſth iſt ſehr regelmäßig gebaut und ſein Plan bis auf die große Weitläufigkeit ſehr verſtändig ausgeſponnen. Denn von ſeinem Kerne, der inneren Stadt, aus führen nach allen Seiten hin große, breite, radiale Hauptſtraßen aus, die wieder durch ziemlich leicht herauszufindende, concentriſch um den inneren Kern ſich ſchlingende Quergaſſen mit einander verbunden werden. Nur die Thereſienſtadt macht in Bezug auf die Quergaſſen einige Schwierigkeit. Denn ihr Plan iſt ſo wenig mit dem der Nachbarſchaft in Harmonie geſetzt, daß die Linien ihrer Straßen ſich durchaus nicht an die der Nachbarſtraßen anſchließen wollen und immer in conträren Richtungen gehen.

Was Ofen, für ſich allein betrachtet, betrifft, ſo

hat es gar keinen Plan. Es iſt hier weder von concentriſcher noch von radialer Ausbildung der Straßen die Rede, und es läßt ſich weder ein eigentlicher Mittelpunct, noch ein allmäliges Verlaufen der Stadt erkennen. Die Urſache davon iſt das ungünſtige Terrain der in den Weg tretenden Berge, welche den Bewohnern nicht erlaubten, ihre Häuſer auf eine rationelle Weiſe neben einander zu legen.

Faßt man die ganze Situation und Localität von Buda-Peſth zuſammen, ſo ſtellt ſich darin eine ſo auffallende Aehnlichkeit mit der Situation von Prag hervor, daß dieſelbe unabweislich zu einer Paralleliſirung beider Stadtlagen auffordert.

Beide Städte, Prag wie Buda-Peſth, liegen an einem Strome, der ſie in zwei, zu verſchiedenen Zeiten vielfach von einander getrennte, ſehr von einander verſchiedene und doch zuſammengehörige Theile ſpaltet:

Ofen = Kleinſeite mit dem Hradſchin,
Peſth = Alt- und Neuſtadt.

In Ofen läuft ein ſchmaler, länglicher Bergrücken zur Donau hervor, der die älteſten Bauwerke, Häuſer, Paläſte, Kirchen, Königsſchlöſſer, Gouvernementsgebäude und Feſtungswerke trägt.

In der Kleinſeite geht ein ganz ähnlicher, langer, ſchmaler, auch faſt gleich hoher und ſchroffer Bergrücken zur Moldau hervor, der ebenfalls, als Akropolis von Prag, mit den älteſten, wichtigſten und intereſſanteſten Gebäuden der Stadt belaſtet iſt.

Ein anderes nicht bebautes, breites Vorgebirge, der

Laurenzoberg, umſchließt die Kleinſeite, und das zwiſchen beiden Bergen liegende Thal iſt mit Häuſern angefüllt.

Ebenſo tritt ein anderer nicht bebauter, kahler, breiter Berg, der Blocksberg, bei Ofen hervor, und das zwiſchen ihm und dem erſten Berge liegende Thal iſt mit Häuſern angefüllt.

Auf der flachen Seite der Donau liegt Peſth, der wichtigſte Theil des Ganzen, ſich weit in der Ebene hin ausbreitend.

Ebenſo liegt auf der ebenen flachen Seite der Moldau das Hauptſtück von Prag, die Alt- und Neuſtadt. Wie in Prag auf dieſer Seite das regſte ſtädtiſche Leben, die größte Einwohnerzahl, der bedeutendſte Verkehr und der weitere Aus- und Anbau der Stadt ſtatthat, ſo findet man auch bei Buda-Peſth dieß Alles auf der Peſther Seite, während Ofen zurückbleibt, das von Beamten, Adeligen, Weinbauern und anderen weniger in das ſtädtiſche Leben eingreifenden Bürgern bewohnt wird, ganz ebenſo wie auch die Kleinſeite weniger mit fortſchreitet und ebenſo viele leere Paläſte zeigt, wie die andere Seite neue Gebäude hat.

Ueberſchaut man das ganze Buda-Peſth vom Blocksberge aus, ſo hat man einen ganz ähnlichen Anblick, als wenn man das ganze Prag vom Laurenzberge aus anſieht. Nur iſt bei Buda-Peſth Alles viel größer, Alles mehr gedehnt und ausgezogen, während bei Prag Alles ſich concentrirter, voller, reicher, aber auch enger und ſchmaler darſtellt, in demſelben Maße, in

welchem die Moldau enger und ſchmäler iſt als die mächtige Donau.

In Summa kann man behaupten, Buda=Peſth ſei das im Hohlſpiegel betrachtete und zerfließende Bild von Prag, jedoch mit der Beachtung des großen Unterſchiedes, daß ſich hier das Alte und Ehrwürdige zum Neuen und Eleganten gerade umgekehrt verhält als in Peſth.

Auch zu dem Lande, welchem beide Städte als Capitalen im Herzen liegen, verhalten ſie ſich ungefähr auf gleiche Weiſe. Ich meine, nicht blos die Gruppirung ihrer Häuſer und die Lage der Stadttheile, ſondern auch ihre geographiſche Lage iſt eine ähnliche. Böhmen wie Ungarn nämlich ſtellen ſich beide als zwei ſehr gut abgerundete, faſt überall von Gebirgen umſchloſſene Länder dar, deren Mitte der Hauptfluß des Landes (in Böhmen die Moldau=Elbe, in Ungarn die Donau) durchſchneidet. An dieſen Hauptflüſſen nun, im Centrum ſeines Landes, liegt Buda=Peſth wie Prag, alle beherrſchten Provinzen im Kreiſe um ſich herum ordnend.

So lange ein um die mittlere Donau herum ſich abrundendes Ungarn beſteht, iſt auch die Capitale dieſes Landes immer ſo ziemlich in die Budapeſthiſche Centralgegend gefallen. Die Römer machten gern die großen Flüſſe zu Gränzen ihres Reiches, da dieſelben den Vortheil der leichten Ueberblickung und Bewachung der Gränzen und eine bequemere Verſorgung der Standquartiere mit Proviant und Munition gewährten. So hielten ſie in Aſien den Tigris feſt, ſo in Europa die Rhein= und Donau=

gränze. Sie zerriſſen dadurch den natürlichen Zuſammenhang mancher Ländergebiete und Erdoberflächenſtücke, der insbeſondere durch die von allen Seiten zuſammenſtrömenden Gewäſſer vermittelt wird.

So lange die Römer an der Donau ſtanden, konnte es daher von keinem Einfluſſe auf die Entwickelung einer Stadt ſein, daß ſie an der Donau im Mittelpuncte des von Alpen-, Karpathen- und walachiſchen Gebirgen umgränzten Flachlandes lag. Sobald aber die Hunnen und Avaren und dann die Ungarn auch über die Donau hinausgingen und das ganze Weideland bis an die Alpen eroberten, ſehen wir ſofort das Gewicht des Centrums deutlich hervortreten, und von da an fallen alle Reſidenzen und Capitalen, die das ganze Land Hungaria beherrſcht haben, in die bezeichnete Gegend. Nur müſſen wir hier, wo es ſich natürlich nicht von mathematiſch genauen Figuren und Centralpuncten handelt, nicht gerade bei dem kleinen Fleck Ofen ſtehen bleiben, ſondern das Gebiet etwas ausdehnen.

Als ein ſolches ausgedehntes centrales Reſidenz- und Metropolengebiet Ungarns kann man die ganze Scheitelgegend des großen rechten Winkels bezeichnen, den die Donau in der Mitte des Landes bildet. Die Donau kommt nämlich aus Oeſterreich in weſtöſtlicher Richtung herangefloſſen und ſchreitet ſo bis in die Mitte des Landes, bis in jene oben beſchriebenen Engpäſſe, bis in jenes mittlere Bergländchen, genau genommen, bis Waizen vor. Hier aber macht ſie einen Dreh und ſetzt ihren Lauf nach Süden fort, indem ſie dann über 40 Mei-

len weit dieſe Richtung beibehält. Das weſtöſtlich laufende Stück mit dieſem nordſüdlich gehenden bildet einen rechten Winkel, und da — in dem Scheitel dieſes Winkels iſt der Hauptlebepunct Ungarns zu ſuchen.

Schon der große Ring des Chakans der Avaren lehnte ſich an dieſen centralen Winkelſcheitel. Attila hatte hier eines ſeiner Hauptlager, das er nicht ſelten bezog, wie man wenigſtens aus dem alten Namen Ofens: „Etelvar,“ oder „Etzelburg“ mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchließen kann. Die Hunnen wie die Ungarn und andere dieſes Land erobernden Völker kamen zunächſt faſt alle über die Karpathen an den Ufern der Theiß herunter. Wie bei Attila ſahen wir daher auch bei Arpad die erſten Lager an der Theiß. Aber ſchon der ungariſche Herzog Geyſa wohnte in jenem bezeichneten Donauwinkel in Gran, wo ſeine Nachfolger, die Könige Stephan u. ſ. w., für beſtändig blieben. Nach dem Einfalle der Tataren wurde die Reſidenz der ungariſchen Könige nach Stuhlweißenburg, welches nur 6 Meilen von Peſth liegt, verlegt. Doch war Stuhlweißenburg mehr nur der Krönungsort und das Verſaille Ungarns. Denn ſelbſt ſo lange noch die Könige unter Bela IV. ſich wirklich nicht nach Buda-Peſt überſiedelten, war doch dieſe dem Centrum nähere Gegend immer der Hauptſchauplatz der wichtigſten Staatsauftritte und politiſchen Bewegungen durch ſeine Reichsverſammlungen auf dem Rakoſchfelde, wo die Geſetze gemacht und die Könige gewählt wurden, während man in Stuhlweißenburg dieſe nur krönte, jene beſtätigte.

Stuhlweißenburg mochte ſich ſchon damals zu Buda-Peſth verhalten, wie jetzt Preßburg. Denn obgleich nun die Reichstage ſogar in dieſer Stadt an der Gränze gehalten werden, ſo bleibt doch Peſth, als Sitz des Palatines, der Magnaten, der oberſten Behörden des Landes, als Brennpunct der nationalen und wiſſenſchaftlichen Bildung, als Sitz der Univerſität und Akademie, als vornehmſter Stapelplatz des ungariſchen auswärtigen und Binnenhandels, als entſchieden reichſter und bevölkertester Ort, die eigentliche Capitale des Landes.

Das beiſpiellos ſchnelle Wachsthum der Stadt iſt daher auch, weil ſie Centrum iſt, ein ſehr treuer und richtiger Maßſtab der allgemeinen ſchnellen Entwickelung von ganz Ungarn, denn die Zunahme der Population, der Induſtrie, der Bildung, der Regſamkeit des ganzen Landes muß natürlich zunächſt im Centrum ſeine Wirkung zeigen, ſowie denn auch von hier aus zunächſt die Rückwirkung auf das Ganze ſtattfindet.

Buda-Peſth hat jetzt über 100,000 Einwohner, während man noch nicht recht über die Anzahl der Hunderte einig iſt, die es vor hundert Jahren haben mochte. Die Ungarn blicken mit Stolz auf ihre Hauptſtadt und träumen ſchon davon, daß es einmal wieder die Reſidenz ihrer Könige werden möchte. Ja ſie träumen es ſchon nicht mehr, ſondern ſie behaupten und ſprechen offen davon, daß es bald ſo kommen müſſe. Die Stadt wird von Jahr zu Jahr genußvoller, prächtiger, cultivirter. Beſtändig laſſen ſich mehr und mehr Mag-

naten bewegen, von Wien aus ſich nach Buda=Peſth über=
zuſiedeln. „Wenn er nur zuweilen einmal zu uns kom=
men wollte, unſer König,“ ſagen die Ungarn, „wir woll=
ten ihm einen Palaſt bauen, wie er ihn in Wien nicht
beſitzt.“

Die Peſther Meſſe.

Als geographiſcher Mittelpunct des Landes iſt Peſth auch der Mittelpunct des ganzen ungariſchen Handels. Es hat vier große Märkte oder Meſſen, welche ihrer Bedeutſamkeit nach mit Recht ungariſche Reichsmeſſen genannt werden. Die wichtigſte von allen iſt die Ende Auguſt beginnende, denn zu dieſer Zeit ſind alle Verkehrsſtraßen in Ungarn im beßten Stande, die Donau frei, die Landwege trocken, und dann geſchehen auch die meiſten Einkäufe für den Winter.

Ich war ſehr glücklich, daß ich gerade zu dieſer Zeit in der Stadt ankam, und ich will es verſuchen, von dem merkwürdigen Treiben, das dieſe Meſſe hier veranlaßte, und deſſen Gleichen man nirgends bei uns ſieht, ein Bild zu entwerfen.

Die vornehmſten Schauplätze des Peſther Meßverkehrs ſind folgende:

erſtens der lange Quai am Donauufer hin, an welchem die Schiffe anlegen und an dem ſich eine Reihe von Magazinen hin erſtreckt,

zweitens das Quartier der Juden, wo alle Gehöfte von Waaren und Menſchen wimmeln,

drittens die Marktplätze im Innern der Stadt, die mit Buden bedeckt ſind, und endlich

viertens die freien Plätze in der Joſephsſtadt vor der Hatvanenlinie, welche der Roßmarkt oder der Bauernmarkt genannt werden.

Gleich an dem folgenden Tage nach meiner Anweſenheit galt mein erſter Ausflug dem ſchönen Donau-Quai, der ſchon jetzt prachtvoll und bequem iſt und, wenn erſt einmal die neue Peſther Brücke fertig iſt, einzig in ſeiner Art ſein wird. Es iſt ein über eine Stunde langer, breiter Strich freien Landes, der auf der einen Seite die Donau und auf der anderen eine Reihe von großen ſchönen Häuſern hat, die in ihrem Rez de chaussée faſt durchweg zu Magazinen und Krambuden dienen.

Am Morgen war der ganze Quai von Tauſenden von handelnden Menſchen erfüllt. Die Schiffe, die Dampfer, die großen Donau-Hajos, die Theißfahrzeuge, öſterreichiſche Boote von der oberen Donau und andere von Semlin, Belgrad, Syrmien ꝛc. lagen in Reihe und Glied am Ufer hin. Ein Theil ihrer Waaren war auf dem freien Platze des Quais aufgehäuft.

Ich ging zuerſt zu den Schiffen und ließ dann einige Magazine die Revue paſſiren.

Dieſe Schiffe hatten alle vorn auf der Spitze einer langen Stange irgend einen Gegenſtand ausgeſteckt, z. B. einen großen Topf, eine Weinflaſche, einen Stuhl, einen Tiſch, einen Beſen, ein Kreuz, einen hölzernen Trog, einen

rieſengroßen Löffel u. ſ. w. Ich glaubte Anfangs, daß damit die Waare bezeichnet werden ſollte, welche ſie führten, hörte aber bald, daß es nur ein Abzeichen oder gleichſam ein Wappen ſei, welches die Schiffe führten, um ſich ihren Kunden gleich von Weitem bemerklich zu machen. Nur nahm es ſich wunderlich aus, daß ſich alle dieſe Dinge nicht etwa wie bei unſeren Wirthshausſchildern im Bilde präſentirten, ſondern wirklich in natura in der Luft baumelten.

Die größten und ſolideſten Flußſchiffe dieſer mittleren Donau, die man als bei Raab dieſſeits der Donau-Verflachung, die unterhalb Preßburg ſtatt hat, beginnend und als unterhalb Semlins bei den Donau-Katarakten endend annehmen kann, heißen auf Ungariſch „Telyfohajo's“ (ſprich: Teltjfohajo's), d. h. ſo viel als ganze oder vollkommene Schiffe. Dieſe Telyfohajos ſind überhaupt die größten Donauflußſchiffe, die es auf irgend einem Schifffahrtsſtücke dieſes Stromes giebt; ſie tragen bis zu 10000 und 12000 Metzen Weizen, was der Ladung eines nicht ganz kleinen Seeſchiffes gleichkommt. Sie beſchiffen auch die untere Theiß bis Szegedin hinauf, denn die Schifffahrt dieſes Fluſſes gehört durchaus in jeder Beziehung noch mit zu dem bezeichneten mittleren Donau-Schifffahrtsgebiete. Ja die meiſten und beßten Telyfohajos werden ſogar an der Theiß in Szegedin, welches an dieſem Fluſſe ebenſo die größte Handels- und Schifffahrtsſtadt wie Peſth an der Donau iſt, gebaut, andere auch in Eszek an der Drau. Eszek bekommt das harte ſchöne Eichenholz zu dieſen Schiffen

aus den Wäldern Slavoniens und Szegedin aus denen Siebenbürgens.

Ich beſah ein ſolches Szegedin'ſches Telyfohajo im Detail und muß geſtehen, daß es das größte und ſolideſte Donauflußſchiff war, welches ich ſah, obgleich es bereits 27 Jahre alt war. Gewöhnlich werden dieſe Schiffe 30 Jahre alt und darüber, denn ſie ſind alle aus dem beßten Eichenholze gebaut, wenigſtens gilt dieß durchaus von dem unteren, im Waſſer gehenden Theile. Wegen der großen Sonnenhitze auf den ungariſchen Flüſſen leidet der obere Theil mehr und wird häufig erneuert. Das Ausbeſſern der Schiffe nennen ſie „ſchopen", und die Ausbeſſerer oder Kalfaterer heißen „Schoper". Die Schiffe werden durchweg auf folgende Weiſe geſchopt: Alle Fugen und Riſſe werden mit Werg ausgehämmert und darauf Latten genagelt, und zwar ſo, daß ein Nagel dicht bei dem anderen ſteckt, ſo daß ihre großen metallenen Köpfe dem Schiffe zugleich zur Zierde dienen, wie bei den altmodiſchen Lederſtühlen unſerer Sattler.

Die Telyfohajos werden jährlich eleganter und beſſer gebaut, und ich ſah mehre auf der Theiß, die man in Betracht der Umſtände und namentlich im Vergleich mit den oberen Donauſchiffen Prachtgebäude, freilich etwas plumper Art, nennen konnte. Dieſe Verbeſſerung des Schiffsbaues iſt zum Theil ein Zeichen von dem zunehmenden Verkehr in Ungarn, zum Theil wird ſie dem Verkehre wieder beſſeren Vorſchub leiſten.

Der dicke, künſtlich gearbeitete Strick, an welchem

die Schiffe den Fluß hinaufgezogen werden, und welchen die Oeſterreicher „Zwiſel" nennen, heißen die Ungarn „Rud", d. h. eigentlich die „Deichſel". Der Strick aber, welcher vom Maſte des Schiffes zum Zwiſel hinabläuft, heißt „Allatsáy," und den Anker nennen ſie „Vasmatska" (ſprich: Waſchmatſchka), deſſen buchſtäbliche Bedeutung einen recht guten Vergleich in ſich ſchließt. Es heißt nämlich: „die Eiſenkatze".

Die Cajüten auf den Telyfohajos, welche ich ſah, fand ich ſehr geräumig und hinten auf jedem einen großen Kaſtenheerd, den ſie „Tüzhely" (ſprich: Tüsshelj), d. h. Ort des Feuers, nennen. Wegen der heißen Sonne in den ungariſchen Steppen, durch welche die Flüſſe und Schiffe ziehen, müſſen die letzteren ſehr ſtark getheert werden, und wir fanden an mehren in der That den Theer in Maſſen ausgegoſſen. Die vornehmſte Waare, welche dieſe Telyfohajos bringen, iſt Getreide aus dem Banat und aus der Batſchka, außerdem aber noch vieles Andere. Die Hauptzielpuncte ihrer Reiſen ſind auf der einen Seite Peſth, auf der anderen Szegedin, dann aber auch Raab, Eszek, Neuſatz u. ſ. w.

Außer den „vollen Hajos" kommen dann aber auch noch viele kleinere Schiffe aus den unteren Donaugegenden. So z. B. ſah ich am Peſther Quai zu dieſer Zeit nicht weniger als 10 große „Plätten" liegen, die alle mit Töpfen, buntbemalten Kiſten, Möbeln, Manufacturwaaren, großen Blöcken Pech und anderen Gegenſtänden aller Art, die ſie auf der Meſſe eingekauft hatten, beladen und für die Türkei beſtimmt waren.

Bei den hieſigen Deutſchen hört man immer viel von „harten“ und von „weichen“ Schiffen reden. Unter jenen verſtehen ſie die aus Eichenholz gebauten, vorzugsweiſe die Szegediner und Eszeker Telyfohajos, unter dieſen aber die aus Tannenholz gezimmerten, beſonders die hier ſogenannten „Paſſauer Zillen.“ Ich glaube, daß hier alle die von Paſſau, von Linz, aus Baiern und Oeſterreich kommenden Schiffe ſo genannt werden. Dieſe Paſſauer Zillen ſind gewöhnlich mit den öſterreichiſchen Farben, Kienrußſchwarz und Ockergelb, angeſtrichen. Sie gehen in der Regel nicht wieder die Donau aufwärts zurück, ſondern bleiben hier und werden als Holzwaare verkauft, oder ſie werden hier ausgebeſſert, bekommen ein Dach und fahren dann auf dem Fluſſe weiter. Sie führen meiſtens Thonerde, Töpferwaaren, Kehlheimer Steine, Graphit, Bauholz und andere Gegenſtände mit ſich. Die feinen öſterreichiſchen Manufacturgegenſtände gehen per Dampf heran, oder kommen zu Lande. Während die ungariſchen Schiffe aus dicken Balken gezimmert ſind, ſind dieſe Paſſauer Zillen nur aus Bretern zuſammengenagelt.

Ich vermag auf keine Weiſe zu beſtimmen, wie ſich jetzt die Landzufuhr zu der Waſſerzufuhr nach Peſth verhalten möge. Aber ſo viel iſt wohl gewiß, daß dieſe in einem weit größeren Wachsthume begriffen iſt als jene. Die Raizen, wie ich ſchon oben bemerkte, ſind auf dieſem Theile der Donau die vornehmſten Schiffer, und man kann wohl mit Gewißheit annehmen, daß die größere Hälfte der Schiffer aus ihrer Nation genommen iſt.

Neben den Schiffen war zunächſt der Topfmarkt,

und ich muß ſagen, daß ich noch in meinem Leben nicht ſo viel Topfwaare und beſonders ſo viel wunderliches, fremdartiges und eigenthümliches Thongebilde auf einem Fleck geſehen habe. Ich will einige beſchreiben, weil ſie Gelegenheit geben zur Berührung ungariſcher Sitten und Gewohnheiten.

Zunächſt und vor allen Dingen gab es da lange Reihen von rieſengroßen Töpfen oder Urnen, in denen die Ungarn das Schweineſchmalz und das geſalzene Schweinefett aufbewahren, welches in ihren Haushaltungen und Küchen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt.

Ferner ſah man irdene Pfannen zum Braten des Fleiſches. Der gemeine Ungar verbraucht deren viele, da er Fleiſch in großen Quantitäten genießt. Wer bei uns gebratenes Fleiſch ißt, kann auch eine eiſerne Bratpfanne bezahlen. Ich glaube aber, daß unſere Armen ſich auch wohl die grobe ungariſche irdene Bratpfanne gefallen ließen, wenn ſie nur das Fleiſch darin hätten.

Alsdann zeigten ſich große Haufen von „Nudelſeigern." Dieſe Nudelſeiger von Erde ſind unten durchlöchert. Es werden darin bei den ungariſchen Bauern die im Waſſer gekochten Nudeln aufgetragen, von denen das Waſſer unten durch die Löcher abläuft.

Unzählig waren die eigenthümlich geſtalteten Pfannen für das ungariſche Nationalgericht Nötis. Dieſes wird aus Weizenkörnern bereitet, die man erſt im Waſſer keimen ließ. Die Keime ſelbſt werden nachher, nachdem man die Körner trocknete, abgerieben, und der zerſtoßene Teig wird in jenem Topfe ſo lange gebacken, bis er ſich mit

einer bräunlichen Kruſte überzieht. Es giebt dieß ſelbſt ohne Zucker und Gewürz einen ganz ſchmackhaften Kuchen.

Wiederum gab es ungeheuere Maſſen von den in Ungarn gewöhnlichen Waſſerkrügen. Dieſelben ſind wunderlicher Weiſe folgendermaßen eingerichtet: Der Hals, durch den das Waſſer eingefüllt wird, iſt eng und hat in ſeiner Röhre ein kleines Sieb ſtecken, das ebenſo wie das Ganze aus Thon gemacht iſt. Das Sieb iſt dazu da, damit keine Unreinlichkeiten und Thiere mit hineinkommen. Getrunken wird aber nicht aus dem Halſe, ſondern aus dem Henkel. Dieß iſt mir wirklich ſo curios vorgekommen, wie die verkehrte Welt, und doch iſt es ſo. Der Henkel nämlich, an welchem das Gefäß angefaßt wird, iſt hohl, und ſeine Höhlung ſteht mit dem Inneren in Verbindung. Nach außen hin hat er ein kleines Löchelchen, und durch dieſes Löchelchen des Henkels ſaugen die Ungarn das Getränk hervor. Sie loben es, daß bei dieſer Einrichtung des Gefäßes und bei dieſer allſeitigen Abſchließung das Getränk ſehr kühl bleibe, aber ich habe keinen Begriff davon, wie man auf dieſe Weiſe das Innere des Kruges gründlich reinigen könne.

Ebenſo wunderlich, obgleich doch zweckmäßiger als dieſe thönernen Trinkkrüge für den Hausgebrauch iſt das allgemein in Ungarn bei Magyaren, Deutſchen, Walachen und Slaven übliche Trinkgefäß, deſſen ſie auf der Reiſe, bei Feldarbeiten und bei dem Weiden des Viehes ſich bedienen, nämlich die berühmte und ſchon mehrmals von uns erwähnte „Tſchuttora.“ Da ich auf der Peſther Meſſe wenigſtens einige Tauſende dieſer Gefäße zu ſehen

bekam, ſo möchte hier der Platz ſein, wenigſtens ein=mal eines von dieſen Tauſenden zu beſchreiben. Die Tſchuttora iſt eine runde dickbäuchige Flaſche aus Holz, auf zwei Seiten flach gedrückt, mit einem kleinen, engen Halſe; ſie wird in der Regel aus einem einzigen Stücke Holz gedrechſelt, oben und unten bleibt ein Loch, da=mit der Arbeiter mit ſeinen Inſtrumenten das Innere ausräumen könne. In das obere Loch wird dann der Hals geſetzt, das untere aber wird wieder mit einem genau eingefügten Holzſtücke verſchloſſen, und dann auf dieſen Zapfen eine zierliche Roſette von buntem Leder genagelt. Gewöhnlich überzieht man die Tſchuttoras, um ihre dünnen Holzwände zu verſtärken, mit Füllen=leder; übrigens ſind ſie ſtets mit Riemenwerk geziert und können an Riemen um den Hals gehängt werden. Auch haben ſie vier kleine, aber ſehr kurze und nahe bei einander geſtellte Füßchen, auf denen die bauchige Ma=ſchine ebenſo wenig feſtſteht, wie ihr Beſitzer, wenn er ſie geleert hat, auf ſeinen beiden langen Beinen. Es giebt kein ungariſches Haus, in welchem man nicht Tſchutto=ras von allen Größen findet, zuweilen ſo große, daß ſie einem Fäßchen gleich kommen. Auch die vornehmen Ungarn ſind in die Tſchuttoras ſo verliebt, daß ſie ſie auf Reiſen, Jagden und bei ähnlichen Gelegenheiten häufig gebrauchen. Und vom Tokayer an bis zu dem Sumpf=oder Salzwaſſer, welches die Hirten in den Steppen trin=ken, werden aus dieſer Flaſchenform die meiſten, ungariſchen Getränke, die köſtlichſten und die geringſten, genoſſen. Es iſt offenbar, daß die ungariſche Nation die Tſchuttora

von allen anderen Gefäßen mit Vorliebe geſchmückt und mit Sorgfalt ausgearbeitet hat. Und in allen Volksliedern, in denen wir das „Fläſchchen" (Ich und mein Fläſchchen ſind immer beiſammen) oder den „Becher" (Laß reichen mir einen goldenen Becher Weines) beſingen, preiſen die Magyaren die Tſchuttora. Es giebt eine Menge Tſchuttoralieder bei ihnen. Es iſt nun kein Zweifel, daß dieß mit Füllenleder überzogene Utenſil ſchon ſeit uralten Zeiten von den Magyaren gerade ſo verfertigt worden ſei, wie ſie es noch jetzt verfertigen, und ſicherlich ſind ſie auch nomadiſirend mit Tſchuttoras um den Hals in Aſien umher gezogen und ebenſo pilgernd in Ungarn eingewandert. Man ſucht ihre Brüder in Aſien vergeblich und hat ſich umſonſt bemüht, aus der Sprache, aus den Urkunden, aus den Geſetzen die magyariſche Verwandtſchaft und Brüderſchaft in Aſien zu entdecken. Solche Dinge wie die Tſchuttora ſind oft ebenſo conſtant und unveränderlich, wie Sprache, National-Charakter und Anderes. Man ſollte auch ſie irgendwo in Aſien zu ſuchen nicht vergeſſen. Die Nomaden, welche eine ganz ebenſo zuſammengeſetzte Tſchuttora führen, müßten ſofort dem nach Magyaren-Brüdern Suchenden ſehr bemerkenswerth erſcheinen.

Endlich, um nun mit den Gefäßen zu ſchließen, beſahen wir uns noch die Vorräthe von Thonſchüſſeln für den in allen ungariſchen Steppen ſo nöthigen „Tarhonya" (ſprich: Tarhonja). Dieſer Tarhonya iſt ein mit ſauerer Milch angemachter Mehlteig, der in jenen Schüſſeln über dem Feuer getrocknet, zerrieben und ge-

röſtet wird. In dieſem Zuſtande läßt er ſich einen ganzen Sommer über, ja, wenn ſie ihn vor Feuchtigkeit bewahren, 2 bis 3 Jahre lang aufbewahren. Sie nehmen davon einige lederne Säcke voll in die Steppen mit und thun zu Zeiten davon eine Hand voll an's Schweinefleiſch. Den Hirten und einſamen Puſten-Bewohnern, die nicht immer gleich das Nöthige bei der Hand haben, thut der Tarhonya auf dieſe Weiſe gute Dienſte, beſonders auch deßwegen, weil er das viele Fett, welches ſie dort eſſen, in etwas dämpft und ſie ein wenig von der eigenthümlichen ungariſchen Krankheit, in welche ſie bei dem vielen Fleiſch- und Fetteſſen leicht verfallen, vor dem „Csömör" (ſprich Tſchömör) bewahrt.

Dieſer Cſömör iſt in Ungarn ſo allgemein und gewöhnlich, daß ich nicht unterlaſſen kann, gleich hier davon zu ſprechen, um ſomehr, da ich eben neben jenen Töpfen das erſte Beiſpiel eines mit dem Cſömör Behafteten erblickte. Es ſaß dort ein alter Ungar, der ganz elend ausſah, gähnte, ſich dehnte und, als wir ihn fragten, was ihm fehle, uns ganz lamentabel antwortete: „Ah Jesus Maria, megcsömöröttem!" (Ach Jeſus Maria, ich habe den Tſchömör gekriegt). Für gewöhnlich bedeutet „csömör" weiter nichts als Ekel, Uebelbefinden, und „megcsömöröttem" heißt dann blos: „mir iſt ganz übel geworden." Aber dann iſt csömör auch eine beſtimmt ausgeprägte Art von Uebelkeit, die beſonders durch vieles Fleiſcheſſen herbeigeführt wird und oft ſehr plötzlich eintritt. Den Patienten wird dabei

12 *

zunächſt übel, ſie verlieren den Appetit, müſſen beſtändig unwillkürlich gähnen, fühlen ſich matt in den Gliedern, ſteif im Rücken und bekommen dabei gewöhnlich kleine Puſteln, Knöpfe oder Knötchen in der Haut. Csomo (ſprich: Tſchomo), heißt im Ungariſchen nämlich der „Knopf" oder „Knoten", und wahrſcheinlich hat die Krankheit daher den Namen: Csömör, und vielleicht iſt dann wegen der Häufigkeit dieſer Krankheit unter den Ungarn der beſondere Name überhaupt auf jedes allgemeine Uebelbefinden und auf den Begriff „Ekel" ausgedehnt worden. Kein Arzt und keine Medicin, behaupten ſie, kann dabei etwas helfen, und die Krankheit dauert unabwendlich 3 Tage, die ſie beſtändig mit Gähnen und Faſten hinbringen. Eine Hauptlinderung gewährt ihnen dabei das Reiben des Rückens, das Biegen und Kneten der Gelenke. Die gemeinen Leute laſſen ſich ſogar herzhaft in die Seite ſtoßen, mit Füßen treten, die Arme aufheben und mit einem derben Ruck wieder niederziehen und dergleichen mehr, und ſie behaupten, daß ihnen dieß beſonders wohlthuend ſei und allein die Krankheit vertreiben könne. Die deutſchen Ungarn, ſagte man mir, bekämen den Cſömör nicht, aber die kleinen Edelleute auf dem Lande, wo ſie ziemlich geſchäftlos und üppig lebten, wären ihm ſo gut unterworfen, wie die Bauern, und mir wurde das Beiſpiel eines ſolchen Edelmannes citirt, der oft am Cſömör litte, und deſſen Frau ſich alle Augenblicke entſetzte, wenn er zu klagen anfinge: „Ah Jesus Maria megcsömöröttem," weil ſie dann mit ſeiner Laune drei Tage lang zu ringen und dabei

mit Kneten, Rückenreiben, Gliederziehen, Recken, Rucken und Kratzen bei ihrem Gemahle die Hände vollauf zu thun hätte.

Die Leute, welche die genannten Sachen feil hatten, waren zum großen Theile Slaven und Magyaren. Auch viele deutſche Bauern, Coloniſten aus den entfernteren Gegenden Ungarns, waren mit ſolchen rohen Kunſtproducten da. (Mit Lebensmitteln und den Gegenſtänden des täglichen Verbrauchs kommen ſonſt größtentheils nur deutſche Bauern auf die Peſther Wochenmärkte, weil die nächſte Umgegend von Peſth viele deutſche Colonieen enthält.) Man erkennt dieſe aus entfernten Gegenden kommenden deutſchen Bauern nicht gleich als ſolche, weil ſie oft ihr Deutſchthum in Schnurrbärten, Gatjen, breitkrämpigen Hüten und Ziſchmen vermummt haben und von außen auf den erſten Anblick frappant ausſehen wie Magyaren. Einer dieſer Bauern, den ich anredete, und der aus dem Bakonyer Walde mit Holzſchnitzwaaren, Rechen, Löffeln, Schaufeln, Wannen u. ſ. w. herbeigekommen war, beſtätigte mir die guten Nachrichten über den Fortgang des Kartoffelbaus, die ich bereits am Neuſiedler See geſammelt hatte, auch für ſeine Nachbarſchaft. Auch er ſprach wörtlich wie dort, die Ungarn hätten noch vor dreißig, ja vor zwanzig Jahren alles Schlimme von den Kartoffeln geſagt und ſie nur den Schweinen gegeben. Jetzt aber bauten ſie ſie im Bakony faſt allgemein. Es kamen bei unſerem Geſpräche noch mehre deutſche Bauern hinzu, einige in der Landwirthſchaft kundige Magyaren hatte ich ohne=

dieß noch bei mir, und ich warf daher bei dieſer Gelegenheit vor dieſem Conſilium die Frage auf, ob es wahr ſei, was ich gehört und geleſen habe, daß die meiſten ungariſchen Benennungen von ackerbaulichen Inſtrumenten entweder deutſchen oder ſlaviſchen Urſprungs ſeien. Sie proteſtirten alle mit Hand und Fuß dagegen und ſagten, das ſei nicht wahr, die Benennungen ſeien ächt ungariſch. Ja der kleinſte Theil des Pfluges habe ſeinen eigenen ungariſchen Namen, woraus man ſehen könne, daß ſie ſchon längſt, auch ehe ſie nach Ungarn gekommen, Ackerbau getrieben haben müßten. Als ich dieß nicht recht glauben wollte, wurden die Leute gar ſo heftig, daß es ſchien, als habe ich ſie durch meine Behauptung ſtark beleidigt. Nun in Deutſchland darf ich es doch wohl ſagen, daß die Namen der hauptſächlichſten Ackerbauinſtrumente in der That höchſt wahrſcheinlich nicht ungariſch, ſondern ſlaviſch und deutſch ſind.

„Eke“ z. B heißt der Pflug. Dieß iſt entweder von dem deutſchen Worte „Egge“ genommen, das fälſchlich auf den Pflug angewandt wurde, oder kommt vom deutſchen Worte „ackern“ her, oder endlich, was das Wahrſcheinlichſte, von dem Ausdrucke „Haken,“ deſſen auch noch einige Slaven in Ungarn ſich für die Bezeichnung des Pfluges bedienen, indem ſie ihn „Hak“ nennen.

„Barona“ heißt die Egge, welches Wort für daſſelbe Inſtrument bei allen Slaven in Gebrauch iſt.

„Ispót“ kommt vom deutſchen Worte: „Spaten“ her. Die Vorſetzung des „i“ vor das „s“ iſt in ſolchen Fällen

ganz gewöhnlich bei den Ungarn, z. B. in den Worten: „Istwan“ (Stephan), „Istállo,“ der Stall, „Istáb,“ der Stab.

„Laitorja“ heißt die Leiter, „Sak“ der Sack, „Tengely“ Dinkel, „Lentse“ Linſen. Dieß ſind nur einige ſolche agronomiſche Benennungen, es giebt ihrer aber noch viele.

Daß übrigens die einzelnen Theile des Pflugs und anderer Werkzeuge ächt ungariſch ſind, kann immerhin wahr ſein, denn nachdem die Ungarn das ganze Inſtrument mit dem einen Namen empfangen hatten, werden ſie ſich nicht bemüht haben, auch den fremden Namen jedes einzelnen Nagels zu lernen, ſondern dieſe Nebendinge lieber ſelber getauft haben.

Einer der in dieſer Gegend des Marktes bedeutendſten Artikel und dabei ein ächt ungariſcher war die Seife. Es waren wirklich erſtaunliche Quantitäten davon auf dem Platze. Dieſe Seife wird alle in den ungariſchen Steppen, beſonders an der Theiß bei und in Debretzin und Szegedin gemacht. Die geſchätzteſte kommt aus Debretzin, in großen, langen, ziegelſteinartigen Stücken, „Töke szappan“ (Seifenklötze) genannt. Inwendig ſieht ſie aus wie Limburger Käſe, in einigen Sorten mehr gelblich wie Wachs, in anderen mehr weiß wie Talg. Sie iſt ſehr leicht und trocken. Die Hausfrauen waren überall geſchäftig, dieſen Artikel mit Begierde aufzukaufen.

Von Debretzin kommt alles ächte Magyariſche, — aus jener Gegend, wo die Magyaren zuerſt in Ungarn eindrangen, und wo ſie wahrſcheinlich daher auch am

gründlichſten die fremdartige Urbevölkerung vernichteten und verwiſchten. In Debretzin blüht der „Magyar Hit“ (der magyariſche Glaube) vorzüglich, d. h. der Glaube der Reformirten, der ſo genannt wird, im Gegenſatze zu dem „Nemet Hit“ (dem Glauben der Deutſchen), d. h. dem Lutheriſchen Glauben. Die Debretziner meinen, oder meinten wenigſtens ſonſt, ehe die Peſther Sprachreinigungen vorgenommen wurden, ſie ſprächen das nachahmungswertheſte Ungariſch. Aus Debretzin kommen die beßten eigentlich ungariſchen Producte, wie z. B. das eben genannte Product, das dort in nicht weniger als 100 Seifenſiedereien gewonnen wird. In Debretzin giebt es 210 Kepeneſchneider und 700 Ziſchmenmacher. In Debretzin werden die ächten ungariſchen Tabackspfeifen gemacht, und zwar jährlich, wie die neueſte ungariſche Statiſtik behauptet, 11 Millionen Stück, was für jede Seele des Königreichs 1 Stück wäre. „Gehen Sie nach Debretzin,“ ſagten mir Viele in Peſth, „wenn Sie Ungarn kennen lernen wollen. Denn in und bei Debretzin wachſen endlich auch die ſchönſten und großen Melonen,“ die wiederum eine ächt ungariſche Frucht ſind. Vielleicht haben die Ungarn die Melonenzucht, beſonders die Zucht der Waſſermelonen, oder doch wenigſtens die große Neigung für ſie mit aus den Ländern am ſchwarzen und kaspiſchen Meere gebracht, welches die Mutterländer dieſer Frucht, der Gurken und ähnlicher ſolcher Gewächſe zu ſein ſcheinen, denn ſie werden dort in großer Menge, wie die Erbſen oder Bohnen bei uns, auf den Aeckern ge-

pflanzt. In ganz Ungarn ſind ſie jetzt faſt ebenſo ſtark verbreitet, und die Magyaren ſelbſt ihre vornehmſten Pfleger. Auf dem Peſther Markte befanden ſich beſonders auch große Quantitäten von Waſſermelonen, die hier köſtlich ſind und gewöhnlich zur Zeit der Auguſtmeſſe reif werden, weßhalb man dieſe Meſſe auch wohl die „Melonenmeſſe" nennt. Die Waſſermelonen werden in Ungarn etwas anders gegeſſen als in Rußland. In Rußland ſchneidet man ſie in Scheiben, an denen der zugehörige Theil der Rinde ſitzen bleibt, und beißt dann ein wie an einem Brotſtücke. In Ungarn aber nimmt man die ganze Melone vor ſich und höhlt ſie mit dem Löffel aus, indem man ein Stück nach dem anderen herausbricht und den Saft zugleich mit dem Löffel ſchöpft. Dieſe Weiſe gefällt mir beſſer. Sie iſt luxuriöſer und dem Charakter der Melone angemeſſener. Ich ſah in Peſth eine vom landwirthſchaftlichen Verein ausgeſtellte Melone von 60 Pfund. Ein Ungar aus Debretzin ſagte mir, es wäre nichts Seltenes, daß dort die Zuckermelonen ſogar bis zu einem Gewichte von 100 Pfund anſchwöllen und doch dabei, was die Hauptſache ſei, vollkommen ſüß und ſchmackhaft blieben. Bei dem Dorfe Sámſon (ſprich: Schaamſchon) bei Debretzin ſeien die beßten, und da ſei auch eigentlich die Quelle und der Ort des Urſprungs aller ungariſchen Melonen. Auch die Kürbiſſe würden dort über einen Centner ſchwer, ja er habe mehre von 200 Pfund Gewicht geſehen. Die geringen Leute eſſen in Ungarn viel Kürbiſſe; dieſe werden in Scheiben ge-

ſchnitten, wie Kaſtanien gebraten und von Weibern auf den Straßen verkauft.

Die Peſther Meſſe hat nicht nur für ganz Ungarn eine große Wichtigkeit, indem ſie den verſchiedenen Theilen des Reichs Gelegenheit giebt, ihre Waaren gegen einander auszutauſchen, ſondern auch, und zwar faſt noch mehr für die an Ungarn angränzenden Provinzen, die türkiſchen im Süden ſowohl, als die deutſchen und polniſchen im Norden. Die deutſchen Provinzen, Oeſterreich, Mähren, Schleſien und dann der weſtliche Theil Galiziens umlagern das an rohen Naturproducten reiche Ungarn mit einer ganzen Kette induſtrieller, Leder, Wolle, Baumwolle, Seide und andere ſolcher Artikel verarbeitenden Manufacturſtädte, die bei Neunkirchen beginnt, über Neuſtadt nach Wien geht, von Wien über Brünn nach Teſchen ſich weiter ſchlingt und ſich endlich über Biala hinaus in Galizien verliert. Die Hauptartikel, welche dieſe Gegenden in Peſth ſuchen, ſind Baumwolle, Wolle, Taback und Felle, alsdann auch Wachs, Wein, Getreide und noch viele andere minder bedeutende Sachen, als Knoppern, Hölzer, Galläpfel u. ſ. w.

Die Juden ſind es beſonders, welche die genannten Provinzen durch ihre Commiſſion und Spedition mit Ungarn und namentlich mit der Peſther Meſſe in Verbindung ſetzen, ſowie die Raizen, wie wir ſchon ſagten, dasjenige Volk ſind, das den Verkehr die Donau hinab nach der Türkei vornehmlich beſorgt, und wie die Deutſchen den Verkehr mit Wien und, man kann

faſt ſagen, den ganzen übrigen Handel in ganz Ungarn vornehmlich leiten.

Der Hauptſchauplatz des genannten Verkehrs ſind daher die Gehöfte in dem Judenviertel, alle die großen inneren Hausplätze an der großen Königsſtraße hin, welche mitten durch die Thereſienſtadt zieht, und in welcher Gegend die meiſten Juden wohnen. Dieſe Straße iſt zur Marktzeit die belebteſte von allen. Juden, Ungarn, Siebenbürger und Walachen treiben ſich hier hin und her. Vier-, ſechs- und achtſpännige Wagen, mit rieſengroßen Dächern bedeckt und mit Fellen oder anderen ſolchen Gegenſtänden verſehen, fahren durch die Thorwege aus und ein. Zuweilen ſpringen noch neben den ſechs Pferden zwei bis drei Füllen nebenher, und ebenſo viele Pferde ſind noch zur Reſerve oder zum gelegentlichen Verkauf hinten angebunden. In den inneren Gehöften bieten ſich ein Schmuz, eine Unordnung, eine Plunderwirthſchaft, eine Packerei und Zottelei dar, die ihres Gleichen ſuchen, und die man ſich denken kann, wenn man hört, daß ungariſche und polniſche Juden auf der einen Seite und Walachen und Slowaken auf der anderen die handelnden Parteien ſind, und zum Theil noch ſtinkende Felle und Bettfedern die Gegenſtände, um die es ſich handelt. Ich würde es der Mühe werth finden, dieſe Judenhöfe zu ſchildern, wenn nicht am Ende der große Bauernmarkt vor der Hatvaner Linie, der während der Meſſe am 29ſten, 30ſten und 31ſten Auguſt ſtattfindet, doch noch alles Andere an Intereſſe überböte.

Ich ging am erſten Markttage, einem Sonntag-nachmittage den 29ſten Auguſt zu dieſem merkwürdigen Markte hinaus, in Geſellſchaft einiger böhmiſchen Induſtriellen, gewiß der beßten Begleitung, die ich mir wählen konnte. Denn was die Engländer in Europa ſind, das ſind die Böhmen in der öſterreichiſchen Monarchie, die Seele der meiſten induſtriellen Unternehmungen und die Begründer neuer Erfindungen. Sie lobten mir beſtändig die Induſtrie ihres Vaterlandes und ſetzten mir mit den Bildern, die ſie davon entwarfen, die rohen Producte, welche ich auf jenem Markte ſah, in ein hell contraſtirendes Licht.

Wir kamen durch verſchiedene Gegenden der Stadt Peſth, durch Theile, in welchen ſeit der Ueberſchwemmung noch manche Gebäude darniederlagen, durch andere Theile, in welchen ganze Reihen kleiner zierlicher Häuſer an die Stelle der alten, durch das Waſſer zerſtörten auf hohen Dämmen wieder aufgebaut waren. Auf einem freien Platze, den wir überſchritten, wurde ein Bettfedernmarkt abgehalten, auch ein Markt, wie ich ihn noch nie geſehen hatte. Die Bettfedern waren in Bettkiſſen verpackt, und ſo der ganze Platz mit ſolchen über einander gepackten Bettkiſſen bedeckt. Den Vorübergehenden öffneten die Verkäufer ſogleich die Kiſſen und zeigten ihnen die Güte ihrer Federn, indem ſie ſagten: „Die ſchönſten Gänſedaunen, meine Dame, zu 15 Gulden Schein die ganze große Decke. Es iſt nur ein und ein halbes Pfund Federn darin, und doch bildet das Ganze eine Maſſe, wie ein Berg.“ Ich ſah ein junges hübſches

Mädchen um einige Kiſſen handeln. Wir wünſchten ihr im Stillen, ſie möchte ſanft in den Dunen träumen, und traten aus dem Federſtaube des Bettmarktes auf den Sandſtaub der großen Hatvaner Straße. Hier trieb ſich eine große Maſſe von Menſchen und Thieren zur Stadt hinaus. Die Sonne ging für uns unter, als wir hier eintraten, denn es ſchwebte eine für die Sonnenſtrahlen undurchdringliche Decke feinen Staubes über dem ganzen Getümmel. Wir überließen uns dem Strome der Maſſen und wurden auf dieſe Weiſe zu dem Ziele, zu welchem wir zu gelangen wünſchten, richtig und glücklich hinaus geſtoßen und geſchoben.

Es war dieß erſehnte Ziel ein großer, weiter, wüſter Platz, der mit Menſchen und Thieren aller möglichen Nationen und Racen der Art angefüllt war, daß man behaupten konnte, es ſei hier für einen Ethnographen Beobachtungsſtoff auf ſechs Monate geweſen. Ich glaube nicht zu viel anzunehmen, wenn ich ſage, daß damals auf dieſem Platze und ſeiner Nachbarſchaft ſich zum wenigſten 30,000 Menſchen hin- und hertummelten. Der Boden des Platzes war ſehr uneben und bildete hier und da kleine wellenförmige Hügel und niedrige Abhänge. Auf dem einen Hügelchen nun hatten einige hundert Weiber einen Hühnermarkt etablirt, mit Eiern und lebendigem Federvieh. Hier war ein Hügel mit einer großen Heerde von Schweinen beſetzt, dort auf einer Ebene wurden Schaaren von Pferden feilgeboten, dort wieder war ein Thal mit Schafen bedeckt. An jenem Abhange oder Graben hatte ſich eine Reihe ſlowakiſcher Leinwandhändler

poſtirt, und zwiſchen dem Allen durch ſchlängelte ſich eine Straße von Boutiken mit den Kaufproducten der ungariſchen Ziſchmenmacher. Auf der Spitze eines Raſenhaufens hatte ein Orgeldreher ſeine Fahne aufgeſteckt und erklärte in ungariſcher Sprache den umſtehenden Völkern die „vier letzten traurigen Lebensmomente“ des Kaiſers Napoleon, die er in Originalbildern auf ſeiner Tapete hatte. Außer von Napoleon war auf dieſem ganzen Markte, ſoviel ich bemerkt habe, von keinem einzigen anderen großen Manne die Rede, und ich betrachte den Umſtand, daß die Slowaken, Magyaren und Walachen außer ihm keinen anderen Mann kennen, deſſen vier letzten Lebensmomenten ſie noch einige Aufmerkſamkeit zu widmen würdigten, als ein nicht geringes Zeugniß der außerordentlichen Größe dieſes Menſchen.

Am Eingange des Marktes, in einer langen Cohorte an einer Mauer hin, ſaßen vor allen Dingen die Paprikahändlerinnen. Ich mußte mich wundern über die großen Quantitäten dieſes ſcharfen Stoffes, welchen ſie feilboten. Sie hatten ganze Mehlſäcke bis an den Rand voll rothen Paprikaſtaubes, von dem für unſeren Gaumen ſchon eine Meſſerſpitze voll hinreicht, uns ein Gericht zu verderben, — und doch iſt dieß auf allen ungariſchen Bauermärkten gewöhnlich. In den Hotels der ungariſchen Städte bekommt man, wenn man will, faſt jedes Gericht mit Paprika ſervirt, z. B. „Paprikafleiſch,“ „Paprikafiſch,“ „Paprikaſpeck.“ Bei den gemeinen Ungarn verſteht ſich der Paprika ſo von ſelbſt,

daß es gar nicht mehr hinzugeſetzt wird, und es kommt einem ſo vor, als wüchſe in des Ungarn Keller, Küche, Stall und Felde Alles ſchon von Haus aus mit Paprika vermiſcht. Nur Brot backen ſie noch nicht aus Paprika. Uebrigens iſt dieſer Paprika die Schote desjenigen Gewächſes, welches wir türkiſchen Pfeffer (Capsicum annuum) nennen, und welches in Ungarn, der ganzen Türkei, in Südrußland bis zum kaspiſchen Meere in allen Gärten wächſt, entſchieden aber in Ungarn ſeine ergebenſten Anhänger hat. Die Kerne und die Schote ſelbſt werden zu Staub zermahlen, denn das Ganze iſt von dem pfefferigen Feuer durchdrungen. Wahrſcheinlich iſt dieſer Paprika auch der Taufpathe zu unſerem oſtindiſchen „Pfeffer" geweſen, denn die Griechen kannten ihn ſchon und nannten ihn *πέπερι* (peperi), von welchem Worte das lateiniſche piper, das deutſche Pfeffer, das ſlaviſche peprika, das ungariſche paprika u. ſ. w. abzuleiten.

Die Slowaken ſind auf dieſem Markte in Leinwand die vornehmſten Kaufleute, ſie verfertigen dieſen Artikel ſelber. Sie bewohnen den nordweſtlichen Theil Ungarns, der an Schleſien und Mähren gränzt, und es haben ſich von dieſen Ländern aus noch mehre Induſtriezweige über die Gebirge zu ihnen hinüber verzweigt. Was die Böhmen für die ganze öſterreichiſche Monarchie ſind, das ſind die Slowaken ungefähr wieder für Ungarn; bei ihnen giebt es mehr Fabriken und Induſtrie als in irgend einem anderen Theile des Königreichs.

Die Ungarn findet man bei den Pferden und dem

Rindvieh. Man hat hier Gelegenheit genug, die Reiterkünſte der Tſchikoſen (Pferdehüter) zu bewundern, die überall mitten durch das Menſchengetümmel hindurchgaloppiren, um ihren Käufern Luſt zu machen. Ich ſah einen dieſer Leute, der beſonders lebhaft war; der Käufer, dem er das Pferd vorparadiren ließ, bemerkte ihm, es ſchiene ihm, als drehe ſich das Pferd bei'm Umwenden nicht gewandt genug. „Was? nicht wenden?“ ſchrie darauf der Tſchikoſe, ſetzte dem Pferde die Sporen in die Seiten, daß es in die Luft flog, und ließ es auf den Hinterfüßen, wie ein Kreiſel, dreimal um ſich ſelber eine Pirouette ſchlagen. — Die Ungarn ſind von Haus aus eine Reiternation, und ſo lange ſie nun auch ſchon entnomadiſirt und ackerbauend innerhalb der feſten Gränzen ihres jetzigen Vaterlandes ſtill ſitzen, ſo haben ſie doch immer noch nicht dieſen merkwürdigen Trieb, den ſie ſich bei'm Herumziehen in Aſien aneigneten, verloren. Vielmehr blüht er unter ihnen noch ſtets mit der alten Energie. Einige Gelehrte ſind entſchieden der Meinung, daß die heutigen Ungarn und die alten Parther ganz daſſelbe Volk ſeien, und in der That kann man das, was die Römer von den Parthern erzählen, in Europa wenigſtens, nirgend beſſer deuten und verſtehen lernen als in Ungarn. Obgleich durchaus völlig ſtammverſchieden, ſo doch in vieler Hinſicht mit ihnen geiſtes- und ſittenverwandt ſind die Polen, die ebenfalls ein großes Reitervolk bilden. Von beiden, von den Ungarn wie von den Polen, hat Europa einen ausgezeichneten Zweig ſeiner Reiterei em-

pfangen, von dieſen die Uhlanen, von jenen die Huſaren. Die Huſaren ſind durchaus rein ungariſchen Urſprungs, was auch das Wort „husz“ (d. h. zwanzig, weil nach einem alten Rekrutirungsgeſetze von zwanzigen einer Reiter werden mußte, wonach Huſar alſo ungefähr ſoviel als „der Zwanzigſte“ heißt), das ein ächt magyariſches iſt, ſchon zu erkennen giebt. Die Uhlanen mögen nur eine durch die Polen verbeſſerte und vervollkommnete urſprüngliche Erfindung der Tataren oder Koſaken ſein. Es iſt auffallend, daß, ſo große Naturreiter alle dieſe Völker, die Tataren, Koſaken, Polen und Ungarn, ſind, doch ſo wenige Kunſtreiter unter ihnen gefunden werden. Ja es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß, je ſchlechter ein Volk von Haus aus im Allgemeinen reitet, es um ſo mehr Kunſtreiter uns zu liefern ſcheint. Die meiſten Kunſtreiter, welche wir ſehen, ſind Belgier, Franzoſen und Italiener, und gerade dieſe Völker ſind von Haus aus nicht die beßten Cavaleriſten, und eben die Italiener, die dem berühmteſten Kunſtreitergeſchlechte (Franconi) den Namen gaben, die ſchlechteſten von allen. Ebenſo giebt es manche ſehr muſikaliſche Völker ohne Componiſten, andere höchſt poetiſche Völker ohne Schriftſteller. Auch kann man die Bemerkung machen, daß, je mehr eine gewiſſe angeborene Gutmüthigkeit (Bonhommie) unter einem Volke zu Hauſe iſt, deſto weniger echte wahre und hohe Tugend unter ihnen erſcheine.

Auch an Zigeunern war auf dieſem Markte ein Ueberfluß. Auf einem Platze traf ich ein Dutzend bei Tiſchen aufgeſtellter Zigeunerweiber, deren jedes einige Stücke Lein=

wand feilbot. Sie ſagten uns, die Leinwand gehöre ſlowakiſchen Bäuerinnen, die ihnen dieſelbe zum Verkaufen gegeben hätten. Es war merkwürdig anzuſehen, wie täppiſch ſie ſich bei dieſem Geſchäfte benahmen, wie unbeholfen ſie ein großes Stück Leinwand in der Hand hielten, damit den Käufern nachliefen und ihnen die Enden des Tuchs auseinander riſſen, um ihnen die Schönheit der Waare zu zeigen. Zuweilen, wenn ſie nichts verkauft hatten, warfen ſie die Leinwand wieder auf den Tiſch und fingen unter einander an zu ſcherzen oder zu ſingen, indem ſie ſich um nichts bekümmerten. Ich glaube, die Slowakinnen hätten ein paar Paviane ebenſo gut damit beauftragen können. Es iſt unglaublich, welchen tief eingehenden und unvertilgbaren Stempel der Unmündigkeit, der Wildheit und Uncultur die vornehmen Bramanen dieſen Sudr's durch die Sklaverei und Unterdrückung, in welcher ſie ſie hielten, aufgeprägt haben, indem ſie die Fabel erdichteten, ſie, die Bramanen ſelber, ſeien aus dem Munde Brama's gemacht, die Sudr's aber aus dem niedrigſten und unedelſten Theile ſeines Körpers. Dieſe Fabel laſtet noch wie ein ſchrecklicher Fluch auf den Zigeunern, den Brüdern und Nachkömmlingen der Sudr's, und wo man ſie auch beobachten mag, man iſt immer verſucht, zu behaupten, es fehle ihnen durchaus etwas, um volle Menſchen zu ſein.

Indem wir weiter gingen, kamen uns wieder zwei Zigeuner entgegen, ein langer junger Menſch und eine kleine Frau in mittleren Jahren, beide ſchwarz wie

Afrika. Das Weib lamentirte und geſticulirte heftig gegen den langen Menſchen. Wir redeten ſie an, ſie ſagte, es ſei ihr Mann, ein Nichtsnutziger, ein Geck, ein Verſchwender, und dabei fing ſie bitterlich an zu weinen, indem ſie hinzuſetzte, er habe ſich, ohne daß ſie es gewußt, ein buntes baumwollenes Halstuch gekauft und dafür 20 Kreuzer ausgegeben, und nun ſei dieſes Tuch noch nicht einmal gut, ſondern laſſe von der Farbe. „Da ſehen Sie, meine Herren,“ ſagte ſie, indem ſie dem Manne das Tuch, das er bereits umgebunden hatte, aufhob, „ſehen Sie, ſein Hemd iſt ſchon ganz blau gefärbt. Ach weh! wehe! wehe!“ Der lange Zigeuner ſtand ganz geduldig daneben, indem er fortwährend lachte. Auch ließ er es ſich ruhig und lachend gefallen, daß die Frau ihm an den Hals ſprang und das Tuch aufhob, um es uns zu zeigen. Als ſie es ihm aber herunterreißen wollte, hielt er es mit beiden Händen feſt, unter beſtändigem Lachen. Keine Thränen haben mich je weniger gerührt als die von Zigeunern, und es iſt nichts leichter, als ſie vom Lachen zum Weinen, oder vom Weinen zum Lachen zu bringen. Ohne daß wir fragten, holte unſer Zigeuner aus einer Maſſe von Lumpen, in die er ſie ſorgfältig eingewickelt, ſeine Papiere hervor, ſeinen Paß, eine Art von Gewerbeſchein u. ſ. w., die er zwiſchen zwei Breter geſteckt und mit Schnüren umbunden hatte. Eine ſolche Sorgfalt war mir bei Zigeunern noch nicht vorgekommen. Doch wenden ſie auch blos bei ihren Legitimationen ſo viele Mühe an, auf die ſie ſo viel halten, wie auf die koſtbarſten Documente und Privilegien, und weil ſie ſchon

gewohnt ſind, daß Jeder ſie meiſtert und eine Autorität über ſie auszuüben ſich anmaßt, ſo legitimirten ſie ſich auch bei uns ohne Weiteres und ungefragt mit ihren Scheinen.

Auf dieſem Markte war es auch, wo ich zum erſten Male die ungariſche Zigeunermuſik hörte, und zwar in einem Tanzlocale neben dem Markte, wo den ganzen Tag über Déjeûner, Diner und Thé dansant war. Es war hier natürlich nur Bauernvolk, Alles aus der unterſten kraftvollſten Grundſuppe der Magyaren. So enge der Raum für die Maſſe der Menſchen war, ſo eifrig waren doch die Tänzer im Hin- und Herſchwenken, im Ergreifen, Heben und Fahrenlaſſen ihrer Mädchen. Es wogte auf und nieder, und der Boden wurde geſtampft und getreten, als würde er von hundert Dreſchflegeln gepeitſcht. Dabei war es eine Hitze zum Erſticken, und der feine Staub, der, von allen den Viehheerden und den Ab- und Zufahrenden aufgeregt, die Luft erfüllte, drang in die offenen Thüren und Fenſter, und zwiſchen all dieß Getümmel ſchmetterten die Trompeten und Cymbeln der Zigeuner. „Wenn das nicht bare Tollheit und Wahnſinn iſt,“ dachte ich bei mir, „ſo ſind auch noch andere Dinge vernünftig zu nennen,“ und drängte mich mit Mühe und mit gedroſchenen Füßen zu den Zigeunern durch. Es war ein junger, ſchöner, ſchlanker Kerl, der in der Mitte der Muſikbande ſaß und das Hauptinſtrument jeder Zigeunercapelle, die Cymbeln, ſchlug. Dieſe zigeuneriſchen Cymbeln (ungariſch: Tzimbalom) ſind übrigens nicht das,

was die Alten Cymbeln nannten, zwei metallene Becken, die aneinander geſchlagen werden, ſondern eine Art ſehr großer, mit unzählig vielen Saiten beſpannter Cyther, die man mit zwei kleinen Hölzchen, an deren Enden ſich mit Leder überzogene Knöpfe befinden, erklingen macht. Dieſe Cymbeln ſind ſo auch im ganzen ſüdlichen Rußland, in den Koſakenländern im Gebrauche. Neben dem jungen Cymbelnſchläger, der die Hauptſtimme führt und deſſen Geklirre die Baſis aller ungariſchen Zigeunermuſik ausmacht, ſah ich einen alten Zigeuner mit ganz weißem Haar, aber dunkelbraunem Angeſicht, der den Baß ſtrich, dann zu jeder Seite einen Violiniſten und als Flügelmänner zwei Trompeter.

In ganz Ungarn ſind die Muſiker hauptſächlich und faſt ausſchließlich immer nur zweien Nationen entnommen, den Deutſchen und den Zigeunern. Unter den Deutſchen begreifen wir natürlich zugleich auch die Böhmen, Mähren u. ſ. w. Die Ungarn ſelbſt haben im Ganzen wenig Talent und Sinn für Muſik. Ja ſie erſcheinen, wenn man ſie z. B. mit den geſangreichen ſlaviſchen Stämmen vergleicht, als höchſt unmuſikaliſch. Ich ſage nicht, daß ſie unempfänglich für die Harmonie der Töne ſeien, — denn welches Volk wäre dieß wohl? — aber ich ſpreche nur von dem Grade dieſer Empfänglichkeit und namentlich von ihrem ausübenden muſikaliſchen Talente. Die deutſchen Muſiker in Ungarn ſind natürlich die vornehmeren, man findet ſie an den Theatern, in den Kirchen, auf den Bällen der gebildeten Claſſen, in den großen Peſther Hotels u. ſ. w. angeſtellt. Die

Zigeuner aber concurriren überall mit ihnen bei den niedrigen Claſſen, zuweilen in den kleinen Theatern, und ſie ſind auch oft in nicht ganz unbedeutenden Städten die ein- für allemal angeſtellten Stadtmuſiker. Die Deutſchen ſpielen natürlich gewöhnlich nur deutſche, italieniſche und franzöſiſche Muſik, wie bei uns. Die Zigeuner aber, welche die eigentlichen ungariſchen Volksmuſikanten ſind, haben ſich eigenthümlicher Compoſitionen, in denen ein ganz beſonderer Geiſt herrſcht, bemächtigt. Die Ungarn ſagen, daß dieſe Muſik die eigentliche, urſprünglich magyariſche und aus dem magyariſchen Geiſte hervorgegangene Nationalmuſik ſei, und vergleicht man die Lieder damit, welche hier und da die ungariſchen Bauern ſingen, ſo muß man geſtehen, daß dieß Alles von einem und demſelben Klange und Guſſe ſei. Es herrſcht in allen den muſikaliſchen Wendungen und Ideen dieſer Compoſitionen etwas Originelles, das durchaus von Allem, was man bei Deutſchen oder Slaven hört, verſchieden iſt. Dabei ſind ſie aber alle ſo von einem Genre, von einer und derſelben Färbung, daß, wer ſich einmal darauf eingehört hat, ſofort jede ihm vorgetragene ungariſch-zigeuneriſche Melodie als ſolche wiedererkennt. Ob aber dieſes ungariſche Muſikgenre ſchon mit den Magyaren aus Aſien herübergekommen ſei, oder ob es ſich erſt an der Donau unter ſlaviſchen Einflüſſen und mit Beihülfe der allein dieſe Muſik ausübenden Zigeuner ausgebildet habe, iſt nicht mehr zu entſcheiden. Daß übrigens Slaven dabei nicht ohne Einwirkung geblieben ſind, ſcheint wohl höchſt wahr-

ſcheinlich, denn es giebt viele ungariſche Geſänge und Dichtungen, welche von den Slaven auf die Magyaren übergingen. Leider hat uns Niemand die Schlachtgeſänge und Kriegsmuſiken, welche die erſten Magyaren auf den Kampfplätzen bei Merſeburg und auf dem Lechfelde geſpielt haben mögen, in Noten gebracht, um darüber entſcheiden zu können. Denn ſie müſſen rein magyariſch geweſen ſein, da die Ungarn damals weder mit den Slaven in bedeutende Verbindung gekommen waren, noch auch bereits die Zigeuner bei ſich eingeführt hatten. Die Zigeuner kamen bekanntlich erſt im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts nach Ungarn, und es fragt ſich, wer nun während der erſten fünf oder ſechs Jahrhunderte der Anweſenheit der Ungarn in den Donauländern dasjenige Handwerk übte, in deſſen Beſitz die Zigeuner nun ausſchließlich ſind. Auch bei den Tataren — wenigſtens bei denen in der Krim, wahrſcheinlich aber auch bei den übrigen Tataren — ſind die Zigeuner die gewöhnlichen Muſiker. Ich habe ſie dort öfter gehört, aber leider mein Ohr nicht genug mit ihren Tonweiſen imprägnirt, um darüber entſcheiden zu können, ob zwiſchen ihrer Muſik und dem, was ihre Brüder in Ungarn ſpielen, einige Aehnlichkeit exiſtire.

Die Ungarn ſind in ihre Zigeunermuſik förmlich verliebt, und wenn er ſich erſt ein wenig darauf eingehört hat, begreift das auch ein Fremder wohl. Es iſt etwas ſo Eigenes, etwas ſo tief Melancholiſches, oft eine ſo wilde Verzweiflung und eine ſo laute, herzzerreißende Klage in dieſen Tonweiſen, daß man ſich zuweilen wider

Willen davon hingeriſſen fühlt. Und obgleich im Ganzen das Spiel und der Vortrag der Zigeuner ſehr roh und wild ſind, ſo erheben ſich doch auch viele unter ihnen (namentlich Cymbel- und Violinſpieler), weniger durch die Höhe der Kunſt, welche ſie mit Mühe erreichten, als durch die muſikaliſche Begeiſterung, welche ihnen ſcheinbar innewohnt, zu ausgezeichneten Leiſtungen.

Ich bemerkte ſchon oben, daß einige Zigeunerbanden und ihre Anführer in ganz Ungarn berühmt ſind und nannte den Bunko von Raab. Mehre Male hörte ich, während ich in Peſth war, Bunko mit ſeiner Bande ſei angekommen. Es wollte mir aber nicht gelingen, ihn irgendwo zu treffen und zu hören. Auch die Zigeuner von Komorn ſind ſehr berühmt, und noch andere ſolche jetzt gelobte Bandenanführer ſind Bihary und Tarkos. Ja man citirt ſogar noch mit Entzücken Zigeunermuſiker aus dem vorigen Jahrhunderte, z. B. den Barna Mihaly, den man den ungariſchen Orpheus nannte, und die Zigeunerin Zinka Panna, die 1772 als berühmte Violinvirtuoſin ſtarb. Man ſieht ſie häufig in den ungariſchen Journalen angeführt und gelobt und wegen ihrer Leiſtungen hochgeprieſen. Man lieſt in dieſen patriotiſchen Journalen häufig ſolche Anekdoten, wie die, daß in einer Geſellſchaft Beethoven'ſche Sachen von Deutſchen vorgetragen worden ſeien, in deren Lobe ſich alle Theilnehmer der Geſellſchaft mit Worten ergoſſen hätten, dann aber wären Zigeuner aufgetreten und hätten „Magyar Notas" vorgetragen, und alle Zuhörer wären

verſtummt und hätten geweint. Ich ſage, ich begreife das vollkommen. „Egy Magyar nótát (ſprich: „Etj Mojar notaat"), d. h. „Nun ſpielt mal ein Ungriſches auf," iſt ein gewöhnliches Verlangen der ungariſchen Gäſte in den Peſther Hotels. Und ſelbſt die deutſchen Muſikanten müſſen einige Maghar Notas verſtehen, mit denen ſie dann in der Regel nach Abſpielung vieler anderer Compoſitionen den Schluß machen, um einen guten Eindruck zu hinterlaſſen. Um ſie indeſſen beſtändig zu hören, iſt die ungariſch-zigeuneriſche Muſik, wie überhaupt alle Nationalmuſik, zu einförmig und zu wenig manchfaltig entwickelt, und die Gebildeten, ſo gern ſie auch dann und wann einmal ſich mit Maghar Notas berauſchen, müſſen dann doch zu unſeren cultivirteren und ideeenreicheren Compoſitionen ihre Zuflucht nehmen.

Es iſt aber ſehr ſchade, daß wir von dieſer ungariſchen Muſik ſo wenig Notiz nehmen, obgleich es doch ſo leicht wäre, da in Peſth ſchon manches von den Kunſtkennern zu Papier gebracht und durch den Druck Jedermann zugänglich geworden iſt. Beſonders hat ſich in neuerer Zeit der Capellmeiſter am Peſther ungariſchen Nationaltheater Egreſſy (ſprich: Egreſchi) in dieſer Hinſicht ſehr verdient gemacht. Er hat eine Menge von Compoſitionen herausgegeben, die alle in dem Geiſte der ungariſch-zigeuneriſchen Nationalmuſik gedichtet ſind. Ich hörte und ſah von ihm z. B. die hübſche Compoſition: „Hontholan" (der Heimathloſe) und dann eine andere: „Siralom, vigalom" (traurig,

luſtig), welche letztere in höchſt melancholiſchen Molltönen beginnt und ſich endlich zu einer ſehr luſtigen Dur-Weiſe aufheitert. Die beliebteſte von allen ungariſchen Weiſen iſt aber der Rakotzi-Marſch, die ungariſche Marſeillaiſe; er bezieht ſich auf die bekannte Rakotziſche Empörung im Anfange des vorigen Jahrhunderts. Ich glaube, daß dieſe Compoſition auch in jener Zeit der ungariſchen Revolte entſtanden iſt, und nicht etwa erſt ſpäter componirt wurde. Doch weiß ich dieß nicht mit völliger Gewißheit. „Wenn ich den Rakotzi höre,“ ſagte mir ein ungariſcher, nicht mehr junger Herr, „ſo iſt mir gerade ſo, als müßte ich ſofort in den Krieg ziehen, die Welt zu erobern. Es juckt mir dann immer in den Fingern, eine Piſtole, einen Säbel, ein Stück Holz zu ergreifen, gleichviel was, ich nehm's und marſchire mit.“ In der That fand auch ich den Rakotzi, von einer vollen Bande Zigeuner vorgetragen, hinreißend, und ich glaubte ſtets ähnliche Anwandlungen, wie jener Herr, in mir zu verſpüren, wenn nur die erſten Töne ſeiner Melodie angeſchlagen wurden. Der Rakotzi war bis vor nicht gar langer Zeit in Wien noch verboten. Jetzt aber iſt er überall erlaubt, und man kann ihn auch, wie man mir geſagt hat, von öſterreichiſcher Regimentsmuſik vortragen hören. Dieß iſt gewiß das beßte Mittel, ihn für Oeſterreich unſchädlich zu machen.

Wir kamen ſpät Abends zu unſerer Königin von England zurück, und nachdem wir den Staub des Rakoſch-Feldes (denn jener Bauernmarkt, den wir beſuchten, läßt ſich ſchon als ein Stück des berühmten Ra-

koſch=Feldes*), auf dem ehemals die Landtage gehalten und die ungariſchen Könige gewählt wurden, wie auf dem Marsfelde bei Paris die fränkiſchen und auf dem Felde bei Warſchau die polniſchen, betrachten, und eben die düſtere Wolke ſchwarzen Staubes, welche über ihm ſchwebte, umdüſterte auch die ungariſchen Reichstagsverſammlungen), nachdem wir alſo, ſage ich, dieſen claſſiſchen Rakoſch=Staub von uns abgeſchüttelt hatten, was keine geringe Arbeit war, denn wir mußten in unſerer Königin von England ein förmliches Bad nehmen, und nachdem uns dieſe huldreiche Königin mit Speiſe und Trank wieder etwas erfriſcht hatte, machte ich noch allein einen einſamen Spaziergang an den Donauquai, weil die ſchöne klare Mondſcheinnacht für den ſtaubigen, heißen Tag einigermaßen zu entſchädigen verſprach, und weil ich mir es etwas genauer anſehen wollte, auf welche Weiſe all das Volk, das ich hier am Morgen verſammelt gefunden hatte, ſeine Nacht verträumte.

Ich fand hier folgende Situationen, Zuſtände und Nationalſchauſpiele:

Der ganze Donau=Strand war mit einer unzähligen Menge ſchlafender Weiber, Mädchen und Männer bedeckt, die alle dicht zuſammengekauert, in Mäntel, Decken oder Matten gehüllt, auf dem Pflaſter neben ihren Waaren ſchliefen. Die meiſten lagen ohne Weiteres ſo da im offenen ſchönen Mondſcheine und ſchienen einer

*) Dieſer Name iſt wahrſcheinlich ſlaviſch und ſtammt von Rak (Krebs) her. Es fließt ein kleiner Bach Rakoſch (der Krebsbach) bei'm Felde vorbei.

trefflichen, geſunden Ruhe zu genießen. Nur wenige, wohlhabende oder verweichlichte hatten ihre Zelte auf ihre Schlafſtätte herabgelaſſen und lagen mit allen ihren Habſeligkeiten unter der ſchützenden Bedeckung eines ſolchen Zeltes, das ſich wie die Flügel eines Adlers über ſie ausbreitete. Dieſe ungariſchen Marktzelte, wahrſcheinlich eine uralte magyariſche Zeltform, ſind nämlich viereckig, pyramidaliſch an vier Stäben, welche das Tuch auseinander halten, aufgerichtet. Dieſe vier Stäbe laſſen ſich ſo nahe zuſammenſtellen, daß das Ganze aufrecht ſteht, oder ſo weit auseinander bringen, daß das Zelt niederſinkt.

Diejenigen, welche Schiffe hatten, oder einen Platz in einem Schiffe gewinnen konnten, lagen oder ſaßen ſchlafend in den Schiffen zuſammen. Sie füllten ſowohl die großen inneren Räume der Schiffe, wo ein Feuer brannte, als auch die äußeren Vorplätze und Dächer der Fahrzeuge. Könnte ich nur einige dieſer Schiffe mit vollkommener Naturtreue malen oder in einem Diorama zeigen, ſo würden meine deutſchen Beſchauer ſich über die Eigenthümlichkeit des Anblicks genugſam wundern. Sonderbarer Weiſe wußte ich gerade, als ich mir dieſe Scenen beſah, eine Menge Deutſche in der nicht fernen Königin von England, die an der Verwunderung über ein ſolches Diorama-Bild ohne Zweifel Antheil genommen hätten, die Sache ſelber aber in Natura mit mir ſich anzuſehen durchaus verſchmäht hatten. Ich ſtieg auf den Schiffen zwiſchen den Schlafenden herum, was ſie ganz ohne Gegenrede

duldeten. Der eine oder andere hob wohl einmal das Haupt in die Höhe, ließ es aber, nachdem er mich angegafft, gleich wieder auf ſeine Bunda (Schafpelz) niederſinken.

Hier und da waren noch viele Geſellſchaften wach und mit Converſation, Geſang, Tanz und Spiel beſchäftigt. Die belebteſten und zahlreichſten Gruppen fanden ſich in der Nähe der großen Donaubrücke. Hier waren unter einander viele magyariſche jubelnde Mädchen in Mitten einer Anzahl von Männern und Frauen mit allerlei ausgelaſſenen Spielen beſchäftigt. Sie forderten ſich gegenſeitig heraus und führten die merkwürdigſten gymnaſtiſchen Uebungen aus, die ohne Zweifel national waren, die ich aber nicht zu beſchreiben wage, theils weil ſich dieß nicht ganz gut thun läßt, ohne den Anſtand zu verletzen, theils weil ich ſie auch ohne viele Worte oder ohne ein verſinnlichendes Bild nicht ganz deutlich machen könnte. Mir kamen dieſe Spiele allenfalls für Huſaren, nicht aber für Mädchen paſſend vor, was ſich ſchon darin zeigte, daß ſie immer ihre weiten Kleider wie Beinkleider unten zuſammenſchlagen mußten. Doch ſchienen ſie nichts Beſonderes darin zu finden, genirten ſich auch nicht vor uns männlichen Zuſchauern und rüttelten dann und wann eines von den nebenan liegenden Mädchen aus dem Schlafe auf, wenn ſie wußten, daß es dieß oder jenes ſchwierige Stück ausführen könne. Dieſe ſprang dann auch gewöhnlich ganz willig hervor, rieb ſich den

Schlaf aus den Augen und fing mit an, Gymnaſtik zu treiben.

Von dem hohen Donauquai führt hier bei der Brücke eine Treppe zum Fluſſe ſelbſt hinab. Auch auf dieſer Treppe war jede Stufe mit Leuten beſetzt, oder belegt, die zum Theil wachten, zum Theil ſchliefen. Es waren theils Magyaren, theils Slowaken, die auf den erſten Blick an ihrer Kleidung, ihrer Phyſiognomie und ihrem Benehmen zu unterſcheiden waren. Einer unter ihnen, ein Slowake, ſtand auf der höchſten Stufe der Treppe und machte mit dem Munde Muſik. Er ahmte einen Dudelſack höchſt frappant und höchſt komiſch nach, indem er mit dem Arme ein zuſammengelegtes Kleidungsſtück drückte, als wäre es ein Dudelſack, die Backen aufblies und die näſelnden Töne dieſes Inſtruments meiſterhaft herausbrachte. Dabei tanzte er auf einem kleinen Raume hin und her, wie dieß die ſlaviſchen Hirten, indem ſie ſich ſelber den Dudelſack zum Tanz blaſen, zu thun pflegen. Mehre Weiber umgaben ihn und tanzten nach ſeiner Muſik, die beſtändig und ganz unermüdlich forttönte, um ihn herum, indem ſie ihn hier und da mit Geſang unterſtützten. Es war dieſer ſchauſpieleriſche Dudelſackpfeifer und Komiker ein Slowake, was wohl zu bemerken iſt, denn erſtlich iſt der Dudelſack wohl ein ſlaviſches, aber kein magyariſches Inſtrument, was auch ſchon ſein ungariſcher Name Dutka oder Duda vom ſlaviſchen Worte dugy (d. h. ich blaſe) andeutet, und dann haben die etwas ſteifen Ungarn durchaus nicht dieß gewandte ſchauſpie-

leriſche Weſen, welches die Slaven auszeichnet. Ueberhaupt muß ein Unparteiiſcher geſtehen, daß die gemeinen Slaven (ich meine hier die Slowaken), die Ruſſen und ebenſo alle übrigen für den erſten Abord und für den oberflächlichen geſelligen Umgang ein viel einnehmenderes Weſen haben als die etwas finſteren und rauhen Magyaren. Sie (die Slaven) ſcheinen weit poetiſcher, geſangreicher, geſprächiger, heiterer, tanzluſtiger. Doch, ſetze ich gleich hinzu, will ich damit keineswegees die Magyaren im Allgemeinen vor den Slaven herabſetzen, ich bin weit entfernt davon und werde ſpäter noch oft Gelegenheit haben, durch verſchiedene Facta dieſes Urtheil näher zu bedingen und zu vervollſtändigen.

Ich ſchritt über die Schlafenden auf der Treppe hinab und ging an den Strand des Fluſſes. Hier ſah ich eine Gruppe von Magyaren bei einander ſitzen, auch von ihnen ſchlief die Hälfte. Aber ein Alter, mit breitkrämpigem Hute, ſeinen Arm auf einen langen Stab ſtützend, ſaß in der Mitte und ſang ein Lied, von dem ich mir nur die Anfangsworte merkte. Sie hießen:

„Rákos, Rákos, hova lettél.“

Das Lied klang ſehr melancholiſch und höchſt traurig, der Alte trug es mit ſehr viel Ernſt und Ruhe vor. Ich ſprach davon ſpäter mit einem gebildeten Ungarn, und er ſagte mir, es ſei ein altes ungariſches Volkslied auf den Rakos geweſen, deſſen Sinn dieſer ſei:

Rakoſch, Rakoſch, wohin biſt du gekommen?
Aus deinem ſchönen Rufe biſt du ganz gefallen,
Es ſpürt's mein Herz, und ich muß ſeufzen,
Wenn ich den Rakos pflüge.

Braunes Mädchen aus dem Dorfe,
Hei! nicht trinke aus dem Rakos,
Ueber ungriſche Knochen fließt ſein Waſſer,
Und ſein Geſchmack iſt ganz verdorben.

Auf Ungariſch heißt das Lied ſo:

Rakos, Rakos hova lettél
Szep hiredböl de Kiestél
Erzo szivem 's selsohajtók
Midön Rakos téren szántok.
Bazna leány a salubol
Hej! ne igyál a Rakosbol
Magyar esontokon folannók vize
Könyeektöl sós ánnak ize.

Die Töne des Dudelſacks, der Tänzer und der ſchreienden und ſpielenden Mädchen vom Quai herab waren indeß immer mehr und mehr verſchollen und endlich ganz verſtummt, und die melancholiſchen Laute und Melodieen des alten magyariſchen Sängers zuletzt nur noch die einzigen, die ſich auf der Donau ganz beſcheiden vernehmen ließen; denn der Sänger machte ſich nichts weniger als breit damit und ſang immer ſtill für ſich in ſeinen Freundeskreis hinein, als kümmere er ſich nicht um die Welt außerhalb dieſes Kreiſes. Ich konnte nicht umhin, dort zu weilen und mir abwechſelnd die Donau, ſowie die gegenüberliegende Stadt Ofen, ihren Palaſt und Feſtungsberg, den Blocksberg und dann den ſchönen Himmel und den ſtillen Mond zu betrachten.

Sehr merkwürdig war es mir, daß bei den Geſprächen jener ſo verſchiedenartigen Leute beſtändig einige deutſche Brocken und Redensarten mit unterliefen, und wenn ein Slowake und ein Magyar ſich nicht einigen konnten, ſo halfen ein paar deutſche Worte oft aus.

Dieß mag indeß wohl nur in Peſth und einigen anderen ſolchen Städten ſo ſein, wo das tägliche Marktvolk faſt ganz deutſch iſt, und daher denn auch die nichtdeutſchen außerordentlich herankommenden Leute leicht etwas Deutſch aufſchnappen. Auch war es mir ſehr merkwürdig, daß hinter einer deutſchen Redensart, wenn ſie vorgetragen war, gewöhnlich ein großes Gelächter erfolgte. Ich konnte nicht recht ausmachen, ob ſie ſich damit über das Deutſche beluſtigen wollten, oder ob ſie dann einige Bonmots oder Kernſprüche darin vorgebracht hatten. Auch bei der Beſichtigung des Peſther Brückenbaues fiel es mir ſpäter auf, daß die dort arbeitenden Engländer mit den Ungarn ſich in der Regel durch die Vermittelung einiger deutſchen Worte verſtändigten.

Schließlich komme ich auf das Thema, von dem ich eigentlich ausgegangen war, und das mir die Gelegenheit zur Betrachtung aller dieſer verſchiedenen Menſchen und Scenen gegeben hatte, auf den Meßverkehr und Handel Peſth's, zurück. Derſelbe iſt jetzt ſo bedeutend, daß es nun an der ganzen Donau hin nach Wien keine größere Handelsſtadt giebt als Peſth. Der Handel Peſth's war von jeher bedeutend. Nur durch die unglückliche Türkenzeit wurde er auf Nichts reducirt; jetzt aber hat er eine noch nie erreichte Höhe erſtiegen und ſcheint wie die Stadt ſelbſt noch bei Weitem nicht bei ſeinem Culminationspuncte angelangt zu ſein. Man hat Peſth daher auch ſchon ein zweites Wien und das Donau-London genannt. Sowie die Verhält-

niſſe jetzt noch ſind, können ſich beide, Wien und Peſth, ohne Streit und Eiferſucht ſehr friedlich die Hand reichen. Die Gegenſtände ihres Handels ſind völlig verſchieden. Wien's Handel baſirt ſich auf Kunſt-, und der von Peſth auf Natur-Producte. Für die Wieneriſchen oder überhaupt für die öſterreichiſchen Kunſtproducte iſt Peſth nur als eine Colonie von Wien zu betrachten, von welcher aus dann auf Wien's Auftrag alle anderen ungariſchen Plätze mit denſelben verſehen werden. Da die Donau abwärts in die türkiſchen Länder auch nur beſonders Kunſtproducte gehen, weil an Naturgegenſtänden dieſe Länder ſelber reich genug ſind, ſo wird dann Peſth auch in dieſer Richtung von Wien überflügelt, da die Orientalen natürlich, was ſie aus Oeſterreich bedürfen, lieber an der Quelle in Wien ſelbſt ſuchen, als aus zweiter Hand in Peſth nehmen. Uebrigens iſt es nicht unwichtig, daß in neuerer Zeit ſich ſchon viele kleine Induſtriezweige von Wien aus nach Peſth übergeſiedelt haben, und jetzt hier bereits manche Luxusgegenſtände verfertigt werden, welche man ſonſt ausſchließlich nur in Wien finden konnte. Sollte Peſth ein zweites Wien nicht nur in Bezug auf den Reichthum und die Fülle der Kaufläden, ſondern auch in Bezug auf die Güte und die Ergiebigkeit der Quellen der Fabrikate werden, ſo würde freilich für den Orient keine Donauſtadt gelegener ſein als ſie.

Die nächſten, für den Handel wichtigen Localitäten Peſth's ſind wirklich mit denen Wien's unvergleichlich gut. Während Wien nun an einem kleinen Donau-

Arm liegt und ſowohl für ſeine Dampfſchiffe als auch für die größeren Flußfahrzeuge kleine entfernte Hülfshäfen nöthig hat, liegt Peſth unmittelbar an der großen offenen Donau, an der es ſich mit einem bequemen und magnifiken Quai ausbreitet, deſſengleichen es keinen zweiten an der ganzen Donau giebt.

Eine Adelscongregation zu Peſth.

Die Provinzen oder Kreiſe, in welche ganz Ungarn ſeit alten Zeiten eingetheilt iſt, heißen bekanntlich „Comitatus,“ oder in ungariſcher Sprache: „vármegye“ (ſprich: „waarmeje“) und endlich in deutſcher Sprache „Geſpanſchaften.“ Das ungariſche Wort „vármegye“ bedeutet buchſtäblich ſo viel als Schloßbezirk oder Burgkreis. Der deutſche Ausdruck „Geſpanſchaften“ hat, wie die ſlaviſchen Gelehrten behaupten, nichts mit den Zeitworten „ſpannen“ oder „anſpannen“ zu thun, ſondern kommt aus dem Slaviſchen von dem Worte „Span,“ welches ſo viel bedeutet als einen Condominus, einen Socius domini. Allein es fragt ſich, ob dieſes ſlaviſche Wort nicht wieder der eigentlich von dem deutſchen „Geſpann“, welches man auf dieſelbe Weiſe erklären konnte, herrührt, ſo daß „Geſpann“ ſo viel bedeutet als einen „Aulae Regiae familiaris,“ einen vom Könige eingeſetzten Königsfreund, mit einem Worte einen Comes. Daſſelbe Wort iſt auch in’s Ungariſche übergegangen, wo eine gewiſſe Art von Ne-

ben= oder Hülfsbeamten ebenfalls „Ispan“ genannt werden. Einer ſolchen Geſpanſchaft ſteht der Obergeſpan (Comes, Graf) als oberſter Beamter vor, und dieſe Obergeſpane ſind lauter angeſehene, hochgeachtete Perſonen, meiſtens lauter Magnaten des Reichs, ſo wenig imponirend uns auch der Name klingen mag. Dem Obergeſpan zur Seite ſtehen in jedem Comitate zwei Vicegeſpane (Vicecomes, ſtellvertretende Grafen). Auf ſie folgen die Vorſteher der kleineren Bezirke, in welche wieder die Geſpanſchaften eingetheilt ſind, die „Stuhlrichter“ (Judices nobilium) nebſt ihren Vice=Stuhlrichtern, Geſchworenen (Jurassores), Fiscalen und Vice=Fiscalen.

Dieſe ganze Eintheilung und Organiſation der Comitate iſt alſo ganz und gar daſſelbe, was früher unter dem Namen von Gauen oder Grafſchaften, Gaugrafen und deren Unterrichtern und Beiſitzern in Deutſchland beſtand, und ſie iſt wohl ohne Zweifel als Nachahmung von daher auf Ungarn übergegangen. Es iſt wirklich höchſt bewundernswürdig, daß wir das, was Karl der Große in Deutſchland und Frankreich einführte oder doch aus den vorhandenen Elementen geſtaltete, und was bei uns längſt der Strom der Begebenheiten verwiſchte, noch heutiges Tages in faſt völliger Unverſehrtheit in Ungarn in Activität ſehen, und zwar ſo, daß es ausſieht, als habe Karl der Große dieſe Gaugrafen und dieſen ganzen Verwaltungs=Organismus eben eingeſetzt, und daß wir, um jene entlegenen Zeiten deutlicher zu verſtehen, nichts Beſſeres thun

können, als unſere Blicke auf die ungariſchen Zuſtände zu wenden. — Ich glaube, ein genauer Vergleich deſſen, was wir noch in Ungarn deutlich vor Augen haben, mit dem, was wir von den Karolingiſchen Inſtitutionen hören, würde wahrſcheinlich dazu dienen, auf beide Seiten hin viel Licht zu verbreiten.

Wie die Grafen Karl's des Großen werden auch die ungariſchen Gaugrafen (Obergeſpane) vom Könige ſelber auf Lebenszeit ernannt. In Deutſchland wurden die Grafen bald erblich und erhielten fürſtliche und territoriale Gewalt. In Ungarn aber blieben ſie von jeher, auch das iſt wirklich ein höchſt merkwürdiges und noch keineswegs genug bewundertes hiſtoriſches Phänomen, wechſelnd. Nur in neueſter Zeit, wo übrigens bei der Macht, die das Königthum erlangt hat, und bei der Schärfe, womit man nun einen Beamten von einem Oberherrlichkeit übenden Beſitzer zu unterſcheiden weiß, dergleichen weniger gefährlich iſt, ſind von 50 Obergeſpanſchaften 12 in gewiſſen Familien allmählig erblich geworden, nicht aber durch die Macht der Gewohnheit, ſondern durch königliche Verfügung.

Alle übrigen Comitats-Beamten vom Vicegeſpan an wechſeln alle 3 Jahre und werden dann jedes Mal von dem Adel des Comitats neu gewählt. Auch dieſe dreijährige Periode der Beamtung und die neue Wahl gewiſſer unteren Beamten durch den Adel ſcheint eine alte Feudal-Gewohnheit zu ſein, die noch in dieſem Augenblicke in vielen auf der Baſis der Feudal-Ver-

faſſungs = Grundſätze organiſirten Provinzen (z. B. in Kurland, Litthauen ꝛc.) beſteht.

Die Wahl jener Comitats = Beamten geſchieht in dem Comitatshauſe auf der dort zuſammenberufenen Verſammlung des ganzen Provinz=Adels. (Jeder Prälat, jeder Magnat, jeder Edelmann und einige unbeachtete Deputirte der Städte ſind daſelbſt zu erſcheinen und zu ſtimmen berechtigt). Außer zu den genannten Wahlen wird der Adel des Comitats aber auch noch zu den Wahlen der Deputirten für den Reichstag und dann regelmäßig im Laufe des Jahres 4 Mal, um Statuten für das Comitat zu machen und allerlei ökonomiſche, politiſche und polizeiliche Gegenſtände zu berathen und zu entſcheiden, zuſammengerufen. Man nennt ſolche allgemeine Verſammlungen des Comitatsadels „Congregationen," auf Ungariſch: „Varmegye Gyulés," d. h. Schloßbezirks=Verſammlungen. „Man könnte ſie," bemerkt ein ungariſcher Geſchichtsſchreiber, „mit Recht auch „Status provinciae," Provinzialſtände, nennen, wie man die Reichsſtände=Verſammlungen „Status regni" nennt (auf Ungariſch: Orszag Gyulés oder Dieta)." Im Kleinen geht es auf dieſen Congregationen ebenſo her, wie im Großen auf dem Landtage, und ſie beſchließen für ihr Comitat ungefähr ebenſo viel, wie der Reichstag für das ganze Land.

Die alle 3 Jahre ſtattfindenden neuen Wahlen der Beamten nennt man die „Reſtaurationen." Die Verſammlung ſelbſt wird daher auch wohl „Reſtauration" genannt, und alle Augenblicke hört man: „Jetzt iſt in

dieſem Comitate Reſtauration, jetzt in jenem." Die dreijährigen Wahlperioden ſind nämlich nicht in allen Comitaten gleich, und die Reſtaurationen fallen daher bei ihnen immer zu verſchiedenen Zeiten ein. Auf Ungariſch heißt die Reſtauration: „Tisztválasztás."

Dieſe Reſtaurationen und dann die Congregationen zur Wahl der Reichstags-Deputirten ſind die belebteſten Verſammlungen, die Ungarn aufzuweiſen hat. Und bei ihnen ereignen ſich jene animirten Scenen, von denen unſere Zeitungen zuweilen Kunde geben. England zeigt Aehnliches nur bei ſeinen Reichstags-Deputirtenwahlen, Ungarn auch bei einer zweiten Gelegenheit, ſeinen Beamtenwahlen. Auf den gewöhnlichen, regelmäßig alle 3 Monate wiederkehrenden Adelsverſammlungen geht es anſtändiger und ruhiger her, weil hier die perſönlichen und Privat-Intereſſen nicht ſo in's Spiel kommen, ſondern nur die öffentlichen der Gemeinde, und weil auf dieſen Verſammlungen auch nur die gebildeten Edelleute erſcheinen, während die ungebildeten Bauern-Edelleute, obgleich ſie auch zu erſcheinen berechtigt wären, dabei ausbleiben, da ſie doch von den verhandelten Dingen nichts verſtehen und nicht mit zu reden wiſſen.

Auf den Wahlverſammlungen iſt aber die Maſſe des ungebildeten Bauernadels gerade prädominirend. Denn obgleich ſie auch da zu erſcheinen vielleicht wenig Luſt hätte, ſo wird ſie doch von den Großen, welche ſich ihrer als Mittel bedienen, vorgeſchoben und in's Feuer getrieben. Da es ſich dabei einfach darum

handelt, eine Stimme abzugeben oder ein Geſchrei zu erheben, ſo läßt ſie ſich auch leicht dazu bewegen.

Einer ſolchen Wahl=Congregation habe ich ſelber nicht beigewohnt. Aber was man mir hier und da Glaubwürdiges davon erzählt hat, werde ich noch bei verſchiedenen Gelegenheiten wiederzugeben Anlaß nehmen. Ich war aber einige Male Zeuge davon, durch welche zuvorkommende Herablaſſung die höheren Beamten und Adeligen ſchon im Voraus die Stimmen des geringen Adels für ſich zu gewinnen ſuchen. Man muß wiſſen, daß dieſe geringen Adeligen, die ich meine, in vieler Hinſicht, z. B. in Hinſicht auf Bildung, gute Lebensart, Reichthum, Kleidung ꝛc., um kein Haar beſſer ſind als die gemeinen ungariſchen Bauern, daß ſie in mancher Hinſicht, z. B. in Bezug auf ihren Stolz, ihre Rohheit, ihre Anmaßung und Unverbeſſerlichkeit, ſogar noch ſchlechter ſind als ſie, — daß ſie aber dagegen in Bezug auf ihre Gerechtſame in den Congregationen den Prälaten und Magnaten gleichſtehen, d. h. daß ſie alle ihr Stimmrecht exerciren und ihr „Nein" oder „Ja" ebenſo geltend machen können, wie die Letzteren, — daß ſie alſo die allergefährlichſte und ſchlimmſte Claſſe von Leuten in ganz Ungarn ausmachen; denn ſie ſind die privilegirte Dummheit, die hochgeſtellte Ochlokratie. Freilich führen gegen dieſe Anſicht der Sache die ungariſchen Patrioten an — wie das namentlich mir in der Unterredung mit einem derſelben geſchah — daß eben dieſer ungariſche Bauernadel „durch ſeinen natürlichen, geſunden

Sinn, durch ſeinen eigenthümlich richtigen Inſtinct und durch ſein feſtes Beharren," wie ſie ſich ausdrücken, in kritiſchen Fällen ſchon oft die ungariſche Freiheit und das Beſtehen der Verfaſſung aufrecht erhalten und durch ſeine energiſchen Proteſtationen in Fällen, wo die Könige ſich Uebergriffe erlauben wollten, und wo gerade die Magnaten oft beſtochen, der Verfaſſung entfremdet und für die Könige gewonnen waren, dieſelbe gerettet hat. Und jene ungariſchen Patrioten betrachten daher jenen Bauernadel mehr oder weniger als die eigentliche feſte und haltbare Baſis der ungariſchen Freiheit, indem ſie ſagen, daß dieſer Adel, im Ganzen genommen, wohl uncultivirt und in unbedeutenden Fällen, z. B. bei Wahlen u. ſ. w., beſtechlich ſei, daß er aber in allen weſentlichen Dingen einen ſehr guten Tact zeige und da, wo es ſich um Sein oder Nichtſein handele, unbeſtechlich und namentlich viel unbeſtechlicher als die Magnaten ſei. Allein, wenn dem ſo iſt, ſo iſt es doch betrübt, daß die ungariſche Verfaſſung kein beſſeres Bollwerk finden konnte als dieſen rohen Bauernadel. Eine aufgeklärte Bürgerſchaft würde gewiß eine ebenſo ſolide und für Fortſchritte und Entwickelung weit zugänglichere Baſis ſein.

Dem ſei indeß, wie ihm wolle, genug, wenn die Wahlen zu den Vicegeſpan- und Stuhlrichterſtellen oder zu den Deputirtenpoſten bevorſtehen, ſo wird jene Liebenswürdigkeit und zuvorkommende Herablaſſung der Vornehmeren gegen die Geringeren immer größer und, je näher der Wahltag kommt, ſtets progreſſiv größer

und größer. Die alten Beamten werden in allen ihren Verfügungen gegen den niederen Adel immer milder, nachſichtiger und behutſamer, und die neuen Candidaten, welche ſich ihrem bereits erlangten Anſehen und Einfluſſe gemäß einigermaßen mit der Hoffnung ſchmeicheln können, daß ſie gewählt werden, wenden alles Mögliche an, die Gemüther der adeligen Herren Dorfbewohner zu gewinnen, die ſie ihre Vettern und ihre Brüder nennen. Sie fahren auf den Dörfern herum, kehren bei den vornehmſten Stimm- oder Rädelsführern ein und bitten ſie um ihre Stimme. Weil dieſe Leute gewöhnlich ſehr geneigt ſind, ſich einmal auf Koſten Anderer gütlich zu thun, ſo verſprechen ſie ihnen, daß es an nichts fehlen ſoll, wenn ſie zur Congregation in die Stadt kommen, daß Wein fließen und Braten dampfen ſoll, ſoviel das Herz wünſchen kann. Sie miethen viele Wagen und laſſen ſie auf ihre eigenen Koſten in die Stadt fahren. Auch hier in der Stadt miethen ſie ganze Schenken oder Häuſer, in welche ſie ihre Leute einquartieren und wo ſie für ihre Verpflegung ſorgen. Am Abend vor dem Tage der Wahlen fahren die verſchiedenen Candidaten wohl noch einmal in den Schenken der Stadt herum und ſehen nach, ob auch Alles in Ordnung iſt, ob die, welche ihnen ihre Stimme verſprochen, wirklich gekommen und ob ſie zufrieden ſind. Gewöhnlich haben die, den verſchiedenen Candidaten ergebenen Parteien auch verſchiedene Farben und Abzeichen an ſich, z. B. weiße oder blaue Federn an dem Hute. Die Herren Candidaten halten dann auch Anreden in dieſen

Schenken an ſie, bei denen ſie zuweilen, um beſſer gehört zu werden, auf den Tiſch treten, und die ſie gewöhnlich mit der Ermahnung ſchließen: „Nun, Freunde, ihr ſollt leben! Ein rechter Mann bleibt ſeiner Farbe treu. Morgen ſehen wir uns wieder!"

Am anderen Morgen überbieten ſich die verſchiedenen Parteien im frühen Aufſtehen. Denn es iſt zunächſt vor allen Dingen wichtig, welche von ihnen zuerſt das Comitatshaus beſetze, die mit weißen, die mit blauen, oder die mit rothen Federn. Zuweilen, wenn ſie zuvor nicht zu viel getrunken haben, kommen ſie ſchon des Nachts um 2 Uhr an und füllen den Saal. Sie können freilich den Anderen den Eingang nicht weigern, ſo lange noch Platz iſt. Aber manche Comitatsſäle ſind im Verhältniß zu der Maſſe vom Adel, die im Comitate vorhanden iſt, ſo eng, daß ſchon oft eine Partei, die frühzeitig bei der Hand war, ihn ganz erfüllte, und ſo die Gegenpartei dann gar nicht einmal hinein gelangte und zum Stimmen kommen konnte. Sowie ſich die verſchiedenen Candidaten ihrer bereits gewonnenen Partei zu vergewiſſern ſuchen, ſo ſuchen ſie auch zuweilen ſich ihre Anhänger unter einander abſpänſtig zu machen, durch Beſtechung, durch Ueberredung, durch Ueberbietung der Verſprechungen des Gegners. Wer da der thätigſte, der ſplendidſte und großmüthigſte iſt, der ſiegt. Die Beamtenſtellen werden auf dieſe Weiſe oft ſehr koſtſpielig, und es werden dem Reiſenden im Lande Vicegeſpane bezeichnet, denen ihre Stellen 20,000 bis 30,000 Gulden und mehr koſteten, und manche ſind doch noch froh,

wenn ſie ſie nur dafür bekommen. Viele, die nicht ſo viel haben, leihen das Geld dazu von ihren Freunden auf; denn das Amt bringt auf directen und indirecten Wegen wieder viel ein, gewährt Einfluß im Staat und giebt die Anwartſchaft auf weitere Beförderung.

Die Wahl ſelbſt geſchieht gewöhnlich ſo, daß der Obergeſpan die Candidaten in Vorſchlag bringt, und die Maſſe dann durch Acclamation ſie annimmt oder durch laute Mißbilligung durchfallen läßt. Der Obergeſpan muß beurtheilen, für wen das meiſte Geſchrei iſt; iſt dieß ungewiß, ſo müſſen die Stimmen gezählt werden. Bei dem Aufrufen der Namen und bei den Acclamationen ergreifen oft die Parteien ihre Candidaten und heben ſie auf den Schultern in die Höhe, indem ſie ihr „Eljen! Eljen!“ (Vivat! Vivat!) rufen und ſchreien: „Das iſt der rechte Mann, den wir wollen!“ Andere aber inſultiren denſelben, die Seinigen dagegen vertheidigen ihn, und ſo kommt es dann äußerſt häufig zu ſolchen tumultuariſchen Auftritten, daß die Obergeſpane, Biſchöfe, Prälaten und andere anſtändige Leute ſich ſchleunigſt zu Thüren und Fenſtern zurückziehen. Selbſt wenn er ſchon gewählt, iſt der Herr noch nicht einmal in völliger Sicherheit. Die Liebkoſungen und Ehrenbezeigungen, welche ihm ſeine guten Freunde erweiſen, ſind oft ſo äußerſt unbequemer Art, daß ſie gewaltig ſeinen Comfort ſtören.

Bei den gewöhnlichen geſetzgebenden Generalcongregationen geht es, wie geſagt, weil hier blos die Elite

des Adels ſich einfindet, ganz anders zu, obgleich freilich manchmal auch lebhaft genug. Ich wohnte der Eröffnung der Peſther Congregation am Ende des Monats Auguſt und dann auch noch mehren ihrer Sitzungen bei.

In den Vorzimmern des Hauptſaales gingen mehre Haiducken, große, ausgezeichnete Leute, in ſchöner ungariſcher Kleidung und voller Rüſtung und Bewaffnung auf und nieder. In jedem Comitatshauſe ſind mehre ſolcher Haiducken angeſtellt, welche die gewöhnliche innere Polizei des Comitats ausüben und ſtets zur Verfügung des Vicegeſpans ſind; ſie laſſen jeden Edelmann — und auch jeden anſtändig Gekleideten in den Saal. Selbſt der Fremde darf ſich mitten unter die Redner miſchen. Es iſt freilich in jedem Comitatsſaale auch eine Galerie für die nicht mitſtimmenden Zuhörer; aber es iſt für Niemanden, außer für die Frauen und die Schlechtgekleideten, ein Zwang vorhanden, ſich auf dieſe Galerie zu beſchränken.

Der Peſther Comitatsſaal iſt, obgleich einfach, doch ſeinem Zwecke vollkommen entſprechend eingerichtet. Er iſt mit den lebensgroßen Bildniſſen mehrer alter Reichspalatine, eines Bathyany, Weſſelenyi, Palffy, Eſterhazy, geziert. Ich beſah mir dieſe ſchönen ausdrucksvollen Figuren und las auch die merkwürdige, nun ſchon ſehr veraltet klingende Unterſchrift unter einem anderen großen Bilde, welches die Zuſammenkunft der gekrönten Häupter im Jahre 1814 vor Paris vorſtellte; ſie lautete: „Domita

Gallorum ferocia usurpationibusque coërcitis Vindices libertatis Europae Felici foedere juncti.“

Indeß füllte ſich der Saal mehr und mehr mit Edelleuten, jungen und alten Beamteten und Nichtbeamteten, Fiscalen, Stuhlrichtern, Juraſſoren, Advocaten, Juraten u. ſ. w. Manche waren im bloßem Surtout, die meiſten aber in ungariſcher Nationaltracht, die bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich nur von ſchwarzem Tuche genommen wird und in einem kurzen, knapp anliegenden Attila (Ueberrock), in ebenfalls äußerſt knappen, mit Schnüren beſetzten Beinkleidern, in kurzen Stiefeln (Topanken) und in dem Kalpak (der ungariſchen Mütze) beſteht. Alle waren natürlicherweiſe bewaffnet; denn zur ungariſchen Kleidung darf auch nie der „Kard“ (der krumme Säbel) fehlen. Die Bewegung und Converſation im Saale war ſehr ruhig und anſtändig. Endlich trat der Präſident der Verſammlung herein, und die Sitzung wurde eröffnet.

Der eigentliche Präſident der Peſther Congregation iſt der Reichspalatin, der auch immer ſchon vom Hauſe aus Obergeſpan des Peſther Comitats iſt. Der Erzherzog Palatin wohnt aber ſeit einiger Zeit den Congregationen gar nicht mehr bei, oder läßt ſich doch wenigſtens gewöhnlich daſelbſt durch einen Stellvertreter, einen ſogenannten Adminiſtrator, repräſentiren. Auch andere Obergeſpane bedienen ſich zuweilen ſolcher Adminiſtratoren. Ein ſolcher Adminiſtrator alſo, übrigens ebenfalls ein ungariſcher Magnat, trat herein, und unzählige „Alázatos szolgaja! Alázatos szolgaja!“ (ſprich:

Alaſatoſch ßolgaja), d. h. ergebenſter Diener*), begrüßten ihn. Es iſt die gewöhnliche ungariſche Begrüßungsformel. Im gemeinen Leben hört man von den beiden Worten indeß meiſtens nichts als: „lasatos!“ und einiges Geziſchel dahinterher.

Der Präſident nahm Platz am Ende einer in der Mitte des Saales aufgeſtellten Tafel, zu beiden Seiten die Vicegeſpane, Secretäre und andere Beamten. Die anderen Edelleute ſtanden und gingen im ganzen Saale rund herum. Es waren freilich einige Bänke da; doch wurden ſie nur zum Stehen benutzt, weil es ſehr voll war. Neben dem Präſidenten lag ein Haufen von Papieren, Adelsdiplomen, gedruckten Brochuren, Protocollen u. ſ. w. Zunächſt wurde das Protocoll der vorigen Congregation verleſen, und dann vertheilten die Vicegeſpane die Brochuren, die etwas über gemiſchte Ehen enthielten und zur Vorbereitung auf einen in dieſer Beziehung zu machenden Antrag dienen ſollten. Es griffen, da dieſer Gegenſtand gerade damals in Ungarn alle Gemüther beſchäftigte, viele Hände darnach. Die Vicegeſpane konnten nicht Jedem ein Exemplar beſonders überreichen, und da das Gedränge zu arg wurde, ſo ergriffen ſie die Brochuren zu ganzen Päckchen und ſchleuderten ſie über die Köpfe hin in den Saal hinaus, und die Herren fingen ſie ſich nun begierig und unter Lachen aus der Luft.

*) Die Bezeichnung für „Diener“ haben die Ungarn nicht aus ſich ſelbſt, ſondern von den Slaven. Szolga kommt vom ſlaviſchen Sluga her.

Von dem, was nun vorgebracht wurde, verſtand ich natürlich nichts, doch ließ ich mir den Inhalt erzählen. Es waren einige Propoſitionen, die man bei dem nächſten Landtage machen wollte, eine ſehr lange Verhandlung über einen Caſſenbeamten, der die Caſſe um 14,000 Gulden betrogen hatte, eine Berathung darüber, wie dem in Zukunft abzuhelfen ſein möge, die Uebergebung und Publication einiger vom Könige beliebter Erhebungen in den Adelſtand und die Ueberreichung der Diplome und dergleichen. Jene Verhandlungen über Caſſendefraudationen und darüber, wie ihnen abzuhelfen und vorzubeugen ſei, und dann die Beſprechung der Fleiſchtaxen und dergleichen gehören ſeit alten Zeiten zu den gewöhnlichen Verhandlungen der Congregationen (die Fleiſchtaxe iſt in Ungarn beinahe ebenſo wichtig wie bei uns die Brottaxe, denn dort heißt das Gebet: Gieb uns unſer tägliches Fleiſch). Ebenſo häufig ſind auch die Publicationen von Adelsdiplomen. Ich hatte Gelegenheit, ein ſolches ungariſches Adelsdiplom („litterae armales“) zu ſehen. Es iſt natürlich in lateiniſcher Sprache geſchrieben und außerordentlich lang, denn erſtlich befinden ſich darin alle die langen Titel des Königs von Ungarn und Kaiſers von Oeſterreich, alsdann ſind die ſämmtlichen außerordentlichen und nicht außerordentlichen Dienſte hergezählt, welche der zu nobilitirende Bürger um den Staat gehabt hat, und am Ende ſind auch alle Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Prälaten, Obergeſpane und Vicegeſpane nebſt ihren Titeln darin namhaft gemacht, theils wahrſcheinlich der Zierde wegen, theils, wie man

mir ſagte, auch deßwegen, weil dieſe genannten Perſonen gewiſſermaßen alle Garanten für die Ernennung ſeien.

Uebrigens intereſſirte mich die Art und Weiſe, wie es bei der Beſprechung dieſer Gegenſtände herging, weit mehr als die Gegenſtände ſelbſt. Die Redner baten um's Wort mit dem Ausrufe: „Kerem! Kerem!“ (ſprich: Kerrem = „ich bitte!") und ſtanden dabei von ihren Plätzen auf oder traten, wenn ſie ohnedieß ſchon ſtanden, etwas näher zu den Tiſchen der Präſidenten, die Alles im Kreiſe umgab, heran. Zuweilen auch ſprach ein Redner mitten aus der Menge heraus und über die Köpfe ſeiner Vormänner weg. Im Ganzen, muß ich ſagen, ſprachen faſt alle Redner, die ich hörte, mit ſehr würdevoller, männlicher Haltung, und dabei zu meiner großen Verwunderung äußerſt geläufig und mit einem ſehr guten Ausdruck, ohne anzuſtoßen, ohne zu ſtottern, und zuweilen ſchienen ſie wie begeiſtert und feurig beredt. Wenn Einer etwas beſonders Anſprechendes und Treffendes geſagt hatte, wurde ihm von allen Seiten, auch von den Galerieen herab ein „Eljen! Eljen!“ (ſprich: Ehljen!) zugerufen. Dieſes Wort wird von den Ungarn ſowohl da gebraucht, wo wir „Bravo!" ſagen, als auch da, wo wir „Vivat" rufen. Außer dem häufigen „Kerem, Kerem“ und „Eljen, Eljen“ war ein anderes Wort, das beſtändig im Saale wiedertönte, das „Hajunk! hajunk!“ (ſprich: Hojunk), womit ſie zur Ruhe verweiſen. Es heißt ſoviel als: „hört! hört!" obgleich es in ſeiner Anwendung nicht ganz das engliſche

„hear! hear!“ iſt. Denn die Engländer brauchen in ihrem Parliamente dieſen Ausdruck, auch wenn gerade kein Lärm iſt, ſondern vielmehr, wenn ſie auf die Wichtigkeit eines Vortrags hinweiſen wollen. Die Ungarn aber gebrauchen ihr „Hajunk!“ gewöhnlich nur da, wo wir „Pſt!“ ſagen. Es iſt immer etwas geräuſchvoll in den ungariſchen Verſammlungen (wegen der Säbel, der Sporen und des Herumgehens) und das Hajunkrufen nimmt daher kein Ende, doch es iſt noch ein Uebelſtand mehr dabei, denn dieſes Wort iſt ſelbſt ſchon gar nicht ſo zum Stillſchweigen auffordernd, wie unſer „Sch!“ oder „Pſt!“ ſondern vermehrt vielmehr den Lärm wieder. Ich werde nie die Phyſiognomie eines alten Herrn vergeſſen, der gerade vor mir ſtand und alle Augenblicke mit dem ärgerlichſten und grießgrämigſten Geſichte von der Welt, indem er ſich umdrehte, in den weiten Raum des Saales ſein donnerndes Hajunk hinausrief. Zuweilen wurde ſoviel Hajunk gerufen, daß die Stimmen der Redner völlig darunter verlöſchten.

Der beredteſte und beßte Sprecher unter allen war der ſeit dem letzten Landtage ſo berühmt gewordene Deputirte und Edelmann Koſſut (ſprich: Koſchut). Er ſaß, wie bekannt, eine Zeit lang im Gefängniſſe, weil er wider das Verbot der Regierung gewiſſe Landtagsverhandlungen, die nicht gedruckt werden ſollten, durch eine unendliche Menge von Abſchriften, die er davon nehmen ließ, veröffentlicht hatte. Er wurde ſpäter wieder freigelaſſen und iſt nun Redacteur des geleſenſten ungariſchen

Blattes, des „Pesti Hirlap,“ das freilich auch ausländiſche Angelegenheiten nicht außer Acht läßt, es ſich aber doch beſonders zum Ziel geſetzt hat, ungariſche Zuſtände zu beſprechen und inländiſche Ereigniſſe, Fehler und Mängel bekannt zu machen und zu erörtern. Herr von Koſſut ſoll in dieſem Blatte mit außerordentlichem Freimuthe, mit völliger Furcht- und Schonungsloſigkeit alle Mißbräuche, alle Ungerechtigkeiten, von denen er hört, alle Härten oder Grauſamkeiten, die ſich Jemand zu Schulden kommen ließ, alle Uebelſtände der Verfaſſung oder Verwaltung in irgend einem Theile des Reichs, von denen er ſichere Kunde erhält, aufdecken. Zunächſt wählt er meiſtens ſolche Gegenſtände, über die auf dem bevorſtehenden ungariſchen Landtage Beſchlüſſe gefaßt werden möchten, um die dabei als Wahlmänner oder Deputirten etwa Betheiligten ſchon im Voraus darauf vorzubereiten und zu unterrichten. Alsdann hat er es ſich insbeſondere zur Aufgabe gemacht, eine der allerſchwächſten Seiten ſeines Vaterlandes anzugreifen und dadurch wo möglich zu heilen, nämlich die Beſtechlichkeit und Ungerechtigkeit der Richter, der Stadtmagiſtrate und der Comitatsbeamten, deren Frevelthaten er überall, wo er nur kann, verfolgt und umſtändlich erzählt. Es kann nicht fehlen, daß Herr von Koſſut auf dieſe Weiſe ſehr viele Feinde hat, aber er hat noch weit mehr Freunde, denn das ganze große Publicum Ungarns iſt auf ſeiner Seite, und er iſt jetzt der Liebling und Held des Tages. Sein Hirlap iſt das verbreitetſte aller ungariſchen Blätter, und mehre Male

hörte ich während meiner Anweſenheit in Peſth die Leute begierig fragen: „Was hat Koſſut hierüber oder darüber geſagt? Laßt uns ſehen, was iſt das Neueſte von Koſſut?“ Ganz Ungarn ſieht jetzt auf dieſen Mann hin, und auch ich erblickte ihn nun mir gegenüber.

Er war von mittelgroßer Statur und von ſehr angenehmen Aeußern, ſein Kopf und ſein Geſicht waren das Hauptſtück an ihm, und der Ausdruck ſeiner regelmäßigen Züge entſchieden ſchön, männlich und kraftvoll. Er iſt in das mittlere Mannesalter getreten und in der beßten Kraft ſeiner Jahre, er hat einen ſehr vollen Haarwuchs, einen buſchigen Backenbart und nichtsdeſtoweniger etwas ſehr Angenehmes, Beſcheidenes und Mildes in ſeinem Weſen. Wenn ich mir ſeine Geſichtszüge zerlegte, ſo fand ich lauter echt ungariſche Eigenthümlichkeiten, nämlich: feurige Augen, einen ſehr runden Kopf, eine ſchöne, edle, gerade, etwas ſpitzige Naſe (die zu der gewöhnlich rundlichen, etwas aufgeworfenen Naſe der Slaven einen directen Gegenſatz bildet), etwas breite, ſtarke Backenknochen, ein kurzes energiſches Kinn und einen ſtarken, nicht ſo langen Hals, wie ihn die germaniſchen Nationen gewöhnlich haben. Dabei liegt aber, wie mir es ſchien, ein großer Ernſt und ein Anflug von Melancholie in ſeinen Zügen. Auch war die Farbe ſeiner Wangen nicht ſehr lebhaft, was ſich bei einem Manne, der ſich mit politiſchen Angelegenheiten befaßt, und der ohnedieß ſchon im Verhaft war, leicht erklärt.

Was die Weiſe ſeines Vortrags betrifft, ſo fand ich ſie äußerſt anziehend. Ich hörte ihn einmal eine volle halbe Stunde lang fließend reden, ohne daß er auch nur ein einziges Mal anſtieß oder ſich beſann. Sein Organ war ſo wohltönend, wie man es bei einem ſo ſchönen Geſichte nicht anders vermuthet, und die kräftigen, energiſchen, ich möchte ſagen, kriegeriſchen Laute der ungariſchen Sprache, die uns bei manchem ungebildeten und rohen Ungarn rauh, hart und harmonielos klingen, erſchienen auf ſeiner gewandten Zunge ſehr ausdrucksvoll. Das „Eljen, Eljen“ unterbrach ihn mehr als irgend einen der anderen Redner, und das „Hajunk, Hajunk“ war weniger nöthig als bei irgend einem Anderen, weil alle ſchon von ſelbſt geſpannter aufmerkten.

Ich glaube, daß vor allen Dingen das den Ungarn eigene männliche Gefühl, ihr nationaler Stolz, das Bewußtſein, daß ſie freie Leute ſeien, ſowie ihr feuriger Eifer für die patriotiſchen Angelegenheiten ſie vorzugsweiſe zu guten Rednern macht, und daß wir Deutſche in dieſer Hinſicht noch Vieles für unſere Deputirtenkammern von ihnen lernen könnten. Denn es ſcheint mir, daß ſie, im Ganzen genommen, ihrer Sprache mächtiger ſind als wir.

Uebrigens bin ich natürlich weit davon entfernt, ſie alle für beredte Leute ausgeben zu wollen. Ich ſah vielmehr auch in dieſen Peſther Congregationen Viele ſehr ſtumm und müßig daſitzen, Andere gingen blos herum, ihren Säbel und Kalpak in der Hand haltend und ihre eleganten Attilas zur Schau tragend. Einen

Herrn ſah ich ſitzen, der, ſtatt zu ſchreiben und zu ſprechen, ſeine Feder kaute und am Ende der Sitzung ſie gradatim völlig aufgegeſſen hatte. Einen Anderen ſah ich nichts thun als ſeine goldenen Ringe, einen nach dem anderen, um die Finger drehen, und ein Dritter bürſtete unaufhörlich ſeine Mütze und las die kleinen Federchen und Stäubchen von dem ſchönen glänzenden Marderfelle, aus dem ſie gemacht war, ohne daß ich auch nur den geringſten Laut von ihm vernommen hätte. Andere ſchrieen nichts als zu Zeiten „Eljen!“ dann auch „Hajunk!“ und unterließen es wohlweislich, anſtatt dieſer Ausdrücke auch einmal „Kerem!“ zu rufen.

Die Polizei im Saale hat, wie geſagt, der erſte Vicegeſpan und in ſeinem Dienſte die Haiducken. Er iſt in dieſer Beziehung das, was der Sprecher im engliſchen Parliamente iſt. Wer ſich ungehöriger Ausdrücke bedient, den ruft er zur Ordnung; auch kann er den, der ſich nicht zur Ordnung bequemen will, in eine Geldſtrafe nehmen, oder unter Umſtänden zum Saale hinaus verweiſen. Wie überall in dem ganzen ungariſchen Staatsbaue viele Sonderbarkeiten vorkommen, ſo findet denn auch bei jener Geldſtrafe, die ſie „Action“ nennen, noch das ſtatt, daß derjenige, den ſie treffen ſoll, ihr dadurch ausweichen kann, daß er ſich aus dem Saale entfernt, ehe der Vicegeſpan die Strafſentenz: „Ich nehme Dich für dieſe Ungehörigkeit in Strafe von 25 Gulden,“ beendigt hat. Er muß aber den Haiducken zu entkommen wiſſen, denn vertreten dieſe ihm, etwa

auf einen Wink des Vicegeſpans, den Weg, ſo muß er doch bleiben und zahlen; kann er nicht auf der Stelle die Action erlegen, ſo muß er nachher zu Hauſe dem an ihn geſandten Gerichtsboten das Doppelte zahlen. Als ich einen ſtädtiſchen Deputirten fragte, was denn wohl ſolche ſtrafbare Ungehörigkeiten wären, ſagte er: „Oho, z. B. wenn irgend ein ſtädtiſcher Deputirter es ſich herausnehmen wollte, über irgend eine wichtige Prärogative des Adels ſich freimüthig auszulaſſen, gewiß würde er dann ſehr bald die Action zu zahlen bekommen, denn die ſtädtiſchen Deputirten haben wohl Sitz, aber keine Stimme in dieſen Verſammlungen.“ Hierüber entſpann ſich unter uns ein weitläufigeres Geſpräch, und wir entfernten uns bei dieſer Gelegenheit aus dem Saale.

Der Peſther Brückenbau.

Es iſt mir keine Brücke bekannt, über die in neuerer Zeit ſo viel geſchrieben und geſprochen worden wäre, als die neue Donaubrücke, welche jetzt zwiſchen Peſth und Ofen im Baue begriffen iſt. Aber es giebt auch wohl nur wenige Brücken, deren Ausführung ſo außerordentlich große politiſche und phyſiſche Uebelſtände hinderlich in den Weg traten. Sie iſt eine wahre Rieſenarbeit, und die Ungarn betrachten ſie als ein großes Nationalwerk. Es lohnte ſich daher wohl der Mühe, ihr unſere beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen, und zwar um ſo mehr, da ſie nun nach der berühmten Trajaniſchen Brücke bei Orſowa das erſte und einzige ſtehende Joch ſein wird, welches die untere und mittlere Donau überbrückt*).

Die Donau iſt überhaupt einer der brückenärmſten Ströme in Europa (die ruſſiſchen Flüſſe ausgenommen).

---

*) Eine ſtehende Rheinbrücke giebt es im mittleren und unteren Laufe des Stromes noch gar nicht. Napoleon's Pläne kamen in dieſer Hinſicht nicht zur Ausführung.

Während die kleine Themſe beinahe 50 Mal in ihrer Hauptader überbrückt iſt, laſſen ſich bei der Donau von Ulm an nicht einmal ein Dutzend Brücken zuſammenbringen. Die außerordentliche Breite des Stromes, ſein reißendes Waſſer, ſein noch wenig geregelter Lauf und in Folge deſſen die großen Ueberſchwemmungen, ſo wie der heftige Eisgang ſind die vornehmſten phyſikaliſchen Hinderniſſe, außerdem aber auch zum Theil die geringe Verkehrsthätigkeit der an ihr hin wohnenden Völker.

Zwiſchen Peſth und Ofen iſt die Donau im Durchſchnitte 250 bis 300 Klaftern breit, und da die Städte früher wenig mit einander zu theilen hatten, ſo mochte lange Jahrhunderte hindurch das Bedürfniß einer Brücke nicht fühlbar ſein. Man half ſich mit fliegenden, an Seilen befeſtigten Schiffen, und dieß zwar noch bis vor 75 Jahren. Erſt im Jahre 1767 wurde eine hölzerne Brücke auf ungefähr 50 Pontons zwiſchen beiden Städten errichtet, die nachher der Kaiſer Joſeph 1788 auf 42 Pontons an ihre jetzige Stelle verlegte.

Dieſe Brücke iſt ein ziemlich ungenügendes Machwerk. Im Winter nutzt ſie gar nichts. Denn vom December bis in den März wird ſie bei Seite gelegt und die Verbindung zwiſchen Peſth und Ofen dann durch Schiffe bewerkſtelligt. Dieß iſt zu Zeiten nicht gefahrlos, und es kommen ſogar Tage vor, wo die beiden Schweſterſtädte ganz und gar auseinander geriſſen ſind, weil gar kein Uebergang zu wagen iſt. Außerdem aber iſt die Brücke auch für die außerordentliche Paſſage von Viehheerden, von großen Laſtwagen, von

Soldaten ꝛc. viel zu ſchmal, weßhalb ſie auch bei verſchiedenen Gelegenheiten, z. B. wenn Soldaten hinübermarſchiren, für einige Augenblicke geſperrt werden muß. Im Sommer, wenn das Waſſer niedrig iſt, ſinkt das Mittelſtück der Brücke ſo zuſammen, daß die Pferde ſich einen mit Holz belegten Berg an's Ufer hinauf zu quälen haben, und mehre Male hat es ſich ſchon ereignet, daß ganze Laſtwagen durchbrachen und in die Pontons oder den Fluß hinabfielen.

Dieſe Uebelſtände ſind nun ſchon ſeit langer Zeit erwogen worden, beſonders aber ſeit etwa 14 bis 15 Jahren. Unzählige Aufſätze wurden in den Journalen über die Wichtigkeit des Peſther Brückenbaues geſchrieben, und auf mehren Landtagen ward darüber debattirt. Erſt als der eifrige, patriotiſche und einflußreiche Graf Szechenyi (ſprich Sſeetſcheeni) ſich an die Spitze des Unternehmens ſtellte, deswegen eine Reiſe nach England machte, mit dortigen Architekten ſich beſprach und darüber einen Bericht veröffentlichte, kam die Sache etwas in Fluß, und auf dem letzten Landtage wurde ſie endlich nach ſehr vielen und heftigen Debatten in Richtigkeit gebracht, worauf der Bau begonnen wurde.

Man wird es bei uns kaum begreifen, wie der bloße Bau einer einzigen Brücke zwiſchen zwei Städten ſo ſehr das Intereſſe eines ganzen großen Königreichs in Anſpruch nehmen könne, daß er ſogar Gegenſtand langwieriger Reichstags-Verhandlungen werden mußte. Es erklärt ſich dieß aber theils aus der Wichtigkeit des Baues für das ganze Land, theils aus ſeiner

Koſtſpieligkeit, theils endlich aus gewiſſen politiſchen Uebelſtänden.

Zunächſt wird mit einer ſoliden, ſtehenden ſteinernen Donaubrücke nur Ofen und Peſth gedient ſein. Dieſe beiden Städte werden dadurch in ihrem Verkehr ſich viel inniger an einander anſchließen. Ja es iſt wohl wahrſcheinlich, daß durch dieſe feſte Brücke eine völlige Verſchmelzung beider Städte zu einer einzigen großen Commun vorbereitet und gefördert werden wird. Allein ſelbſt abgeſehen davon, daß auch das ganze Königreich bei dem Wohle keiner ſeiner Städte ſo intereſſirt iſt, als bei dem von Peſth und Ofen, ſeiner Hauptſtädte, ſo iſt es auch zu bemerken, daß, ſo weit die Donau Ungarn durchſtrömt, d. h. auf einer Strecke von ungefähr 100 Meilen, auch nicht eine einzige feſte Brücke exiſtirt (bei Komorn und Peterwardein ſind nur Schiffbrücken, bei Preßburg und Gratz fliegende), daß alſo, wenn die Donau mit Eis geht, oder weit und breit die Gegenden überſchwemmt und den Uebergang beſchwerlich oder unmöglich macht, dadurch gewiſſermaßen das ganze Königreich in zwei von einander geſchiedene Hälften getheilt wird, die eine Zeit lang nicht mit einander verkehren können. Das ganze Land iſt daher dabei intereſſirt, daß irgendwo eine bleibende Möglichkeit des gegenſeitigen Verkehrs gegeben werde, und muß dieſe vor allen Dingen in dem Herzpuncte der Monarchie, in Buda-Peſth, wünſchen, durch welche Centralpulsader das meiſte Handelsleben ſtrömt.

Die Koſtſpieligkeit des Baues iſt ein anderer Umſtand, der viele Schwierigkeiten machte. Man vermuthet, daß die neue Brücke nicht weniger, als 500,000 Pfd. Sterling koſten werde, und in einem Lande, wie Ungarn, das an Producten ſo reich und an Geld ſo arm iſt, war es nicht leicht, dieſe Summe zu ſchaffen, oder ſich darüber zu einigen, von wem man ſie nehmen ſollte. Es iſt daher auch dahin gekommen, daß man ſich an einen Wiener Capitaliſten, an den in Ungarn ſo mächtigen Banquier Sina, hat wenden müſſen, der die Regulirung der pecuniären Seite des Unternehmens über ſich nahm. Freilich ſind viele Ungarn darüber entrüſtet, daß man dieſe Sache einem Fremden übertrug, und ich habe viele ſo ſprechen hören: „O Himmel, warum hat man nicht lieber eine Subſcription im ganzen Lande herumgehen laſſen? Hätte ich nicht gern 100 Gulden gezeichnet, und giebt es nicht Viele, die mit Freuden noch mehr hergegeben hätten, um wenigſtens zu verhüten, daß man das ganze Land einem Ausländer zinsbar machte!“ Man hat nämlich dem Baron Sina dafür, daß er die Brücke auf ſeine Koſten herſtellt, die Einnahme eines Brückenzolls auf beinahe 100 (ich meine genau 85) Jahre zuſichern müſſen. Ich vermag natürlich nicht darüber zu entſcheiden. Aber wer da weiß, wie ſelten in Ungarn die disponiblen Capitalien ſind, und wie ſchwer ſich ſolche anſcheinend leichte Sachen ausführen laſſen, der wird vielleicht jenen zu Vorſchüſſen ſo bereitwilligen und den Brückenbau-Beförderern Vorwurf

wurf machenden Patrioten nicht in allen Stücken beiſtimmen.

Der dritte Grund endlich, warum der Brückenbau Reichstags-Angelegenheit wurde, waren gewiſſe Vorrechte, auf welche bei dieſer Gelegenheit der Adel verzichten ſollte. Der ganze ungariſche Adel hat nämlich bisher das Privilegium genoſſen, über die ungehobelten Tannenbalken der Ofen-Peſther Brücke ſchreiten, fahren oder reiten zu können, ohne auch nur einen Kreuzer zu bezahlen, während man von Denen, die nicht zum Adel gerechnet wurden, einen ſolchen Brücken-Kreuzer zur Erhaltung der Brücke und zur Vermehrung der Einkünfte der Städte allerdings erhob. Bei dem neuen Brückenbau wollte ſich der Banquier Sina und überhaupt kein Capitaliſt zu Vorſchüſſen verſtehen, wenn nicht auch der Adel und Alles, was ihm gleich, auf dieſes Privilegium verzichte, weil ſonſt zu fürchten ſei, daß überhaupt das angelegte Capital ſich nicht gehörig rentiren möchte. Es hängt nun aber das beregte Privilegium überhaupt mit dem allgemeinen Privilegium des Adels, über alle Brücken des Landes, auf allen Straßen und Wegen des Königreichs, bei allen Zollhäuſern Ungarns, ſie mögen Namen haben, welche ſie wollen, blos mit der Redensart den Zoll zu bezahlen: „ich bin ein Edelmann,“ d. h. vollkommen wege-, ſtraßen-, geleits- und brückenzollfrei, durchzupaſſiren, zuſammen. Sie fürchteten, daß der Angriff auf eines ihrer Privilegien, wenn auch nur auf das kleinſte und wenn auch nur in einem einzigen Falle, ebenſo ſchlimm ſei, wie der Verſuch, eine, wenn auch

noch ſo kleine Breſche in eine große Ringmauer zu ſchießen, und daß dadurch dann alle in Frage geſtellt werden könnten. Daher weigerten ſich einige lange und hartnäckig, das Zugeſtändniß zu machen. Nichtsdeſtoweniger aber ging dann doch auf den Betrieb vieler aufgeklärten Männer der Vorſchlag, daß auch der Adel ſich bei der neuen Brücke unterwerfen müſſe, durch, und dieſelbe konnte darnach in Verding gegeben und der Bau in Angriff genommen werden.

Der Peſther Brückenzollfreiheit des ungariſchen Adels iſt dadurch allerdings gewiſſermaßen derogirt. Aber einſtweilen beſteht ſie leider noch immer bei der alten Brücke, und es wird überhaupt wohl noch lange dauern, bis jene in die feſte Burg der ungariſchen Adelsprivilegien geſchoſſene Breſche — es iſt wohl nur der erſte Schuß zu einer Breſche — ſo weit gehörig erweitert ſein wird, daß auch die übrigen Brücken und Wege für jeden ehrlichen Mann gleich offen und gangbar werden. Und es müßte daher jeder richtig fühlende Mann ſich ein Verdienſt daraus machen, gegen das Empörende, was jenen Privilegien zum Grunde liegt, zu predigen. Was mich betrifft, ſo konnte ich nie ohne eine aufrichtige Betrübniß und ein ebenſo aufrichtiges Aergerniß über die alte Peſth-Ofener Schiffbrücke gehen.

Man ſtelle ſich vor: Auf jeder Seite der Brücke iſt eine ganze Bande von ſchnurrbärtigen Kerlen (ſie reden leider meiſtens deutſch) aufgeſtellt, die ſogleich vor allen Edelleuten — dem Geſetze nach werden als

ſolche betrachtet erſtlich die wirklichen Edelleute, dann aber auch die einheimiſchen Bürger der königlichen Freiſtädte, ſo wie endlich einer eingeſchlichenen Gewohnheit gemäß jeder Wohlgekleidete, d. h. alſo jeder Wohlhabende — ihre Schranken öffnen, während ſie jeden armen Handwerksgeſellen, jeden unprivilegirten Bettler, jeden Judenjungen und überhaupt jeden Juden, er mag reich oder arm ſein, jeden Bauer und endlich jeden nicht wohlhabend ausſehenden Fremden, wenn er ihnen nicht ſchon von Weitem mit dem Kupferkreuzer entgegenkommt, ohne Weiteres bei'm Arme nehmen und zum Zahlen zwingen. Jene Brückenwächter nun haben durch die Länge der Zeit, in welcher ſie ihr Handwerk betrieben, eine außerordentliche Geſchicklichkeit darin erlangt, jeden Menſchen ſogleich nach Stand und Würden zu tariren. Weil ſie immer mit Luchsaugen Alles, was zur Brücke herankommt, belauern, ſo kennen ſie faſt alle Ofener und Peſther Bürger, ihre Domeſtiken, Kinder, Hausgenoſſen ꝛc. perſönlich und wiſſen ſchon, ob ſie zu den privilegirten gehören oder nicht. Die Fremden aber, die ſie nicht kennen, durchblicken ſie ſofort, ſelbſt ohne ſie, wie man dieß ſonſt mit den Hexen machte, in's Waſſer zu werfen oder auf die Wage zu legen, bis in ihr Innerſtes und wiſſen ohne Weiteres, weß Geiſtes Kind ſie ſind. Daher vergreifen ſie ſich auch ſelten oder nie und ſetzen ſich nie der Gefahr aus, von einem Edelmanne eine Zurechtweiſung zu erhalten. An Sonn- und Feiertagen muß man ſie beſonders bewundern, denn da ſind die Handwerks-

geſellen faſt ebenſo elegant gekleidet wie andere ehrliche Leute, und da heißt es, Augen haben. Aber ſie kennen den Handwerker und den Juden auf der Stelle heraus, und hätte er ſich bei Bouton in Paris kleiden laſſen. Heran hier! hier her! halt an! ſchrieen dieſe Kerls jedem Armen zu, und ich war mehr als ein Mal Zeuge, daß ganz zerriſſene, armſelige Judenjungen von der Brücke verwieſen wurden, weil ſie nicht bezahlen konnten. Die reichen Juden zu Peſth, um ſich ſolchen Scandalen nicht auszuſetzen, zahlen ein für alle Mal jährlich ein Gewiſſes und gehen dann frei durch. Die Zigeuner — ſo habe ich wenigſtens aus freilich nicht ganz zuverläſſiger Quelle erfahren — ſind die einzigen Armen, die wiederum, wie die Edelleute, keinen Zoll geben. Ich weiß nicht, woher ſie dieß Privilegium haben, und ob ſich darin das Sprüchwort: les extrèmes se touchent, bewährt. Vielleicht ſind ſie zu große Nullen in bürgerlicher Hinſicht und fliegen ſo frei, wie die Vögel, aus und ein.

Mich empörten dieſe Dinge anfangs ſo, daß ich in den erſten Tagen auch wider den Willen der Zöllner meinen Kreuzer bezahlte, denn wer ſchlöſſe ſich nicht lieber freiwillig den Unterdrückten an als den Unterdrückern. Ich begriff anfangs gar nicht, daß nicht in allen vornehmen Claſſen, oder doch in der edlen Hälfte von ihnen ſo viel Großmuth ſteckte, daß ſie ebenfalls freiwillig ſich der Abgabe unterzögen, um dann auf dieſe Weiſe die ſcandalöſe Unterdrückung, Herabwürdigung und Belaſtung zu untergraben. Allein ſo iſt der Menſch, er lernt

ſich an die Duldung und ſogar an die Ausübung des Unedelſten mit Leichtigkeit gewöhnen.

Ebenſo unbegreiflich wie die Bevorrechteten kam mir aber auch das Volk vor, welches ſich eine ſolche arge Belaſtung gefallen ließ, und lange, lange Jahre gefallen ließ, ohne je einen Verſuch zu machen, dieſe Kette zu ſprengen und ſeine Herren eines Beſſeren zu belehren über die allgemeinen Rechte der Menſchen und Staatsbürger. Auch anderswo haben allerdings die Vornehmen noch Manches vor den Geringen voraus. Allein die Sache iſt dann verſteckter und legt ſich nicht ſo ſtraßenkundig und ſo ſtündlich handgreiflich zu Tage, wie in Ungarn und namentlich bei dieſer Brücke, wo der Reiche mit einem Beutel voll Ducaten unbeſteuert durchſchreitet, während neben ihm der Arme angehalten wird und aus ſeinen Lumpen und Lappen den letzten Kreuzer hervorſuchen und hergeben muß.

Wie wir geſagt, geſegnet ſei der neue Brückenbau, bei dem mehr Gleichheit der Rechte und Pflichten in Ausübung gebracht werden wird, und geſegnet ſei der Grundſtein dieſer Brücke, der zu gleicher Zeit der Grundſtein ungariſcher Gleichheit ſein wird, und ſomit auch der wahren Freiheit, von welcher die Gleichheit unzertrennlich iſt. Ich beſuchte dieſe geſegnete Brücke zu wiederholten Malen mit einer Erlaubnißkarte, die ich auf dem Brückenbau-Comptoir empfing. Denn die Correſpondenz in Angelegenheiten der Brücke, die Verwaltung der Gelder und die dabei vorkommenden Geſchäfte

ſind ſo bedeutend, daß man dafür ein eigenes Comptoir mit ziemlich zahlreichen Beamten angelegt hat.

Die alte fliegende Brücke, ſo wie die erſte Schiffbrücke waren weiter unten an der Donau, und die Ofener hatten aus dem Mittelpuncte ihrer Stadt bis dahin weit zu laufen. Die jetzige Schiffbrücke wurde weiter aufwärts gelegt, und die neue ſteinerne wird noch etwas weiter aufwärts gebaut und trifft nun nahe auf das Ofener Stadtcentrum. Auffallend iſt es, daß weder ihr Ofener Brückenkopf, noch ihr Peſther Ende mit einer großen in's Innere der Stadt führenden Straße correſpondirt. Das Ofener Ende trifft ſogar auf eine ziemlich enge und ſchroffe Seite des Feſtungsberges; doch ſagt man, daß ſich dieß nicht habe vermeiden laſſen, weil der Grund der Donau weder oberhalb, noch unterhalb der gewählten Stelle ſo günſtig geweſen wäre. — Engländer ſind die Architekten, die den Bau leiten. Da ich mit ihnen bekannt wurde, ſo hatte ich in ihnen die beßten Führer zur Beſichtigung der Werke. Es iſt ein Modell der Brücke entworfen worden, aus dem man ſich genau unterrichten kann.

Die Brücke wird ungefähr 250 Wiener Klaftern oder gegen 1500 Fuß lang. Um das Brückenjoch, das aus einem Syſtem von eiſernen Ketten beſtehen wird, zu tragen, ſind 4 Brückenpfeiler nöthig, zwei in der Nähe der beiden Flußufer und zwei in der Mitte des Stromes. Die 4 Hauptketten, welche die größte Laſt tragen ſollen, werden 42,000 Centner wiegen. Sie werden in England gemacht, weil man in Ungarn

weder die Oefen und Inſtrumente herrichten kann, ſie zu ſchmieden, noch auch die großen Probirmaſchinen hat, um die einzelnen Theile der Ketten einem ſtrengen Examen zu unterwerfen und zu unterſuchen, ob ſie die gehörige Stärke und Tragfähigkeit beſitzen. Eine ſolche Probirmaſchine herzurichten, würde allein eine enorme Summe koſten, und nur in England, wo ſie oft in Thätigkeit geſetzt werden kann, lohnt es ſich der Mühe, dieſe Summe aufzuwenden. In Ungarn wäre ſie nach der Beendigung des Brückenbaues überflüſſig.

Man hat den 1. Mai 1840 den Bau der Brücke begonnen, und was man bisher davon fertig brachte, beſteht blos in zwei Fangdämmen für 2 der 4 Pfeiler. Um nämlich dieſe Pfeiler, die unten und in der Mitte aus Kalkſteinen beſtehen und oben und an den Ecken mit Granit eingefaßt werden ſollen, im Fluſſe bauen zu können, muß man zunächſt große Kaſten und Fangdämme in den Strom hineinſetzen, aus denen dann das Waſſer ausgepumpt werden kann. Dieſe Fangdämme allein ſind eine Rieſenarbeit, wie aus folgenden Daten hervorgehen wird. Es werden rund um den Platz herum, auf dem die Pfeiler gebaut werden ſollen, Pilotis eingerammt, einer dicht neben dem anderen, und zwar in einer doppelten Reihe oder Wand. Dieſe beiden Pfeilerwände ſtehen etwa 8 Fuß von einander. Der Flußſand, welcher ſich während der Arbeit zwiſchen den Wänden ſammelt, wird mittels rieſengroßer Schöpfkellen, deren jede von 4 Menſchen dirigirt wird und mit einem Male 4 bis 5 Centner Fluß-

ſand ausſchöpft, herausgeſchafft, und dann ſtatt deſſen eine waſſerdichte Thonerde dazwiſchen geſchlagen. Auf dieſe umſtändliche und ſchwierige Weiſe erhält man erſt einen waſſerdichten Kaſten. Um dieſen waſſerdichten Kaſten nun aber gleich von vorn herein die gehörige Feſtigkeit zu geben, gegen den Strom und namentlich gegen den furchtbaren Eisgang der Donau Stand zu halten, ſind einem jeden künſtliche und ſehr ſolide Eisbrecher vorgebaut, und außerdem iſt auch noch das ganze Innere der Kaſten mit einem Syſtem in verſchiedenen Richtungen laufender Querbalken ausgefüllt. Zu einem Fangdamme für jeden der Brückenköpfe braucht man nicht weniger als 2000 Pilotis, von denen ein jeder ein mächtiger Fichtenbaum iſt; zu jedem der mittleren Pfeiler ſind 1400 Pilotis nöthig, für die ganze Brücke alſo in summa ungefähr 7000 Pilotis, zu deren Erlangung man mehre Wälder hat plündern müſſen. Jeder Pilotis iſt unten mit einer eiſernen Spitze verſehen, die beinahe einen Centner wiegt, und es werden daher auf dieſe Weiſe allein an ſolchen Spitzen etwa 700,000 Pfund Eiſen in die Tiefe des Flußbettes geſenkt. Jeder Pilotis wird 3 Klaftern tief in das Flußbett eingerammt, was für alle Pilotis 21,000 Klaftern oder etwa 5 Meilen Weges Tiefe abgiebt. Dieſe ungeheuere Strecke muß durch langſame und mühſelige Stöße der eiſernen Blöcke, die anfangs den Pilotis 2 Zoll, dann nur einen Zoll, nachher $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{8}$ Zoll und zuletzt ganz unmerkbar in die Tiefe weiter hinabfördern, zurückgelegt werden. Nimmt man im Durchſchnitt bei jedem Stoße

etwa ½ Zoll an, was wohl das Maximum der Annahme iſt, ſo kommt man demnach zu dem Reſultate, daß jeder Pilotis etwa 400 Stöße mittels der eiſernen Ramme empfangen muß, und für die Fangkäſten der ganzen Brücke etwa 3 Millionen Stöße erforderlich ſind. Und dabei iſt dieſe ganze Arbeit der Fangdämme gewiſſermaßen verlorene Mühe; denn es bleibt von der ganzen Sache nachher, wenn die ſteinernen Pfeiler ſelbſt gebaut ſind, nichts weiter ſtehen, als was tief im Flußbette ſteckt. Die Pilotis werden nämlich, nachdem ſie ihre Dienſte gethan, unter dem Waſſer abgeſägt. Ich muß ſagen, ich möchte hier bei dieſem Brückenbau um keinen Preis Zimmermann ſein, um, nachdem ich mich müde und lahm gearbeitet, doch nichts fertig zu ſehen und den Maurern den ganzen Ruhm zu laſſen.

An jedem Brückenkopfe wird ſpäter, um das Waſſer auszupumpen, eine Dampfmaſchine von 24 Pferdekraft errichtet werden. Die Tannen, aus denen die Pilotis gehauen worden, ſind aus Baiern gekommen, alles Eichenholz, welches dabei nöthig war, aus Slavonien, wie denn eben Slavonien an Ungarn Alles liefert, was aus Eichenwäldern, und Baiern Alles, was aus Tannenwäldern kommen kann. Wenn die Arbeit ſo fortgeht, wie bisher, ſo kann man auf jeden Sommer etwa einen Fangdamm rechnen, und die bei der Brücke angeſtellten Leute können dann noch auf eine ziemliche Reihe von Jahren ohne Sorgen in Bezug auf Arbeit und Unterhalt ſein, ehe das Ganze fertig iſt. — Man

konnte ſich bisher mit der Regierung wegen einiger Gouvernementsgebäude, die dem Brückenbau auf der Ofener Seite im Wege ſtehen und die weggeſchafft werden ſollten, nicht einigen; da dieß nun aber wahrſcheinlich geſchehen iſt, ſo wird jetzt auch wohl von dieſer Seite her der Bau in Angriff genommen werden.

Ich fuhr mit einem der leitenden Baumeiſter zu dem Brückenpfeiler in der Mitte der Donau, und mich intereſſirte dieß Gewirre von italieniſchen, engliſchen, deutſchen, magyariſchen und ſlaviſchen Arbeitern, welche hier in der Mitte des großen Stromes auf den Gerüſten wie die Ameiſen durcheinander liefen, außerordentlich. Ich zählte über 20 Rammen, die blos bei dieſem einen Pfeiler thätig waren, wie die Hammer in einem Pochwerke. Es ſind durch dieſe Rammen ſchon viele Menſchen jämmerlich beſchädigt und an Armen und Händen zerquetſcht worden; denn ſo einfach das Ding auch iſt, daß man nicht die Hand unter eine Ramme ſtecken ſoll, die 10 Centner wiegt und 30 Fuß hoch aus der Luft fährt, ſo ſind die Leute doch immer von Neuem unachtſam und unvorſichtig; auch ſollen mehre Male von den eiſernen Blöcken bei'm Herunterſinken kleine Stücke abgeſprungen und den Leuten an die Köpfe geflogen ſein. In dem Hospital St. Rochus gab man mir die Anzahl der verſchiedenartigen Beſchädigungen und Verſtümmelungen des erſten Sommers auf 15 an. Sollte es für jeden Sommer bei dieſer Anzahl bleiben, ſo müſſen ſich noch 70—80 Menſchen

darauf gefaßt machen, bei dieſem Brückenbau zu verunglücken, ſelbſt wenn nichts Außerordentliches paſſirt.

Die engliſchen Arbeiter, welche die Architekten aus England mitgebracht haben, ſtehen als Anführer bei jedem Geſchäft an der Spitze der übrigen Arbeiter. Nach ihnen haben die Italiener, welche man aus Trieſt und Venedig hat kommen laſſen, die meiſte Erfahrung in Waſſerbauten. Endlich kommen die Peſther, deutſchen, ungariſchen und ſlaviſchen Arbeiter. Der Engländer, mit dem ich darüber ſprach, war nicht eben von der größten Hochachtung für dieſe Arbeiterclaſſe beſeelt und nannte ſie zu wiederholten Malen „a stupid people.“ Nur einen der Einheimiſchen, den er in ſeinem Dienſte hatte, ließ er gelten und ſpendete ihm das höchſte Lob, indem er ſagte: „Yes, yes, he is somewhat like an Englishman. There is some spirit about him!“ Wie im Ganzen aber dieſe Peſther Arbeiter-Claſſe in Verhältniß zu anderen, z. B. zu den Italienern, geſchätzt würde, könnte ich gleich aus den Anſätzen des Arbeitslohnes für beide ſehen. Die Italiener empfingen 25 Gulden W. W. wöchentlich, die Deutſchen und Ungarn aber nur 10. Ich fragte ihn, ob er nicht den Deutſchen wenigſtens etwas mehr geben könnte als den Ungarn; aber nein, er ließ ſich nicht erbitten.

Ich kletterte auf die vorderſte Spitze des Eisbrechers und genoß von hier aus, von dieſem kleinen feſten Puncte in Mitten des großen Stromes das herr-

liche Panorama, das ſich in den Bergen von Ofen und in dem Häuſermeere von Peſth rund um mich her ausbreitete. Mehre Donauflußſchiffe, die das ungariſche Wappen als Zeichen führten, fuhren während dieſer Zeit in der Nähe des Pfeilers vorüber.

Man war wegen dieſes Eisbrechers und wegen des Pfeilerkaſtens in Peſth während des Eisganges im vorigen Winter ſehr beſorgt, und Viele waren der feſten Meinung, beide würden nicht Stand halten und weggehen, weil die Engländer ſich wohl ſchwerlich eine richtige Vorſtellung von der Gewalt der hieſigen Eisgänge gemacht hätten. Zum Triumph der Engländer aber blieb Alles ruhig ſtehen; jedoch ſagten die Zweifler, es ſei dieß ein pures Glück geweſen; denn die Hauptmaſſen des Eiſes hätten ſich dieß Mal mehr an der Ofener Seite vorüber geſchoben, und ſie blieben dabei, daß die Brückenbauer noch viel Lehrgeld würden bezahlen müſſen. Ja Manche unter ihnen zweifeln ſogar noch daran, daß der Brückenbau überhaupt gelingen werde. Der Himmel wird es ſo fügen, daß ihre Befürchtungen ſich als eitler Wahn erweiſen mögen.

Ich blieb ſo lange auf meinem Eisbrecher, bis die Feierabendglocke läutete, und ſchiffte mit vielem Volke zum Feſtlande hinüber, um der Austheilung des Soldes beizuwohnen; denn es war gerade ein Sonnabend.

Es gab in dem Gehöfte des Brückenbaues, wo die Materialien aufgeſchichtet lagen, mehre Werkſtätten, Schmieden, Modellkammern und dergleichen aufgerichtet

waren, zwei Comptoire. In dem einen, ſagte man mir, zahlt „der Sina" aus, in dem anderen die Engländer. Wahrſcheinlich werden die Engländer von der übrigen Arbeiterclaſſe geſchieden und empfangen ihren Sold zunächſt durch die Hände ihrer Landsleute. Zum Sina drängten ſich die meiſten. Unter einem hölzernen Schuppen ſtand ein langer Tiſch, mit großen Haufen Geldes in verſchiedenen kleinen und großen Münzen belaſtet. Ach, welche ſüße, wohlthuende Laſt! dachten wohl die hundert Leutchen, welche vor dem Schuppen in einem Kreiſe ſtanden und begierige Blicke auf dieſen Tiſch warfen. Bei dem Tiſche war ein gewandter Caſſirer, der ihnen das Geld auszahlte, beſchäftigt und daneben ein anderer, der das Ausgezahlte in einem Buche notirte. Sie wurden der Reihe nach aufgerufen und traten dann zum Tiſche, das Wochenlohn zu empfangen. Der Caſſirer griff behände in die großen Haufen hinein und zählte ihnen raſch die blanken Stücke hin, indem er ihnen ebenſo raſch befahl, einzuſtreichen und ſich zu entfernen. Gott, welche rückſichtsloſe Behändigkeit in Behandlung dieſer koſtbaren Dingelchen, dieſer Münzen, die dem Armen an den Fingern hängen und kleben, und die er wohl 40 Mal erſt umdreht, ehe er ſie ausgiebt! Und dieſer Menſch wirft ſie von ſich, als wenn ſie Korn und Spreu auf der Tenne vorſtellten!

Wieder ein neuer Name! Es war ein beſcheidener, ſchüchterner Mann. Sechs Mal ſtrich er ſich mit der Hand über den Kopf und ordnete ſeine

Haare, ehe er wagte hervorzutreten. Noch ein Mal ſein Name! „Raſch, Alter, heran! Wir haben Eile mit der Auszahlung.“ Gott, was muß der Sina für ein reicher Mann ſein, der ſolche Eile hat, ſein Geld los zu werden. Endlich trat der Alte hervor — es mußte wohl ein Neuling im Soldempfangen ſein; er empfing ſein Geld, ohne es nachzuzählen, und hielt mit beiden Händen die papierenen öſterreichiſchen Bancozettel ſo feſt, daß er ſie in ſeinen zitternden Fingern ganz zerknitterte.

Man erkannte den Charakter eines Jeden an der Weiſe, wie er ſein Geld nahm. Einer trat bei ſeinem Namen ganz trotzig hervor, zog ſeine Mütze nur zögernd und ſah aus, als wollte er ſagen: „Nun nur her mit dem, was mir von Rechtswegen zukommt, und was ihr mir geben müßt.“ Auf dem mageren, mürriſchen Geſichte eines Dritten mit etwas verächtlichem Blicke las ich die Worte geſchrieben: „Ach, ihr reichen Schelme, ihr habt das Geld wie Heu und gebt uns armen Schluckern ſo wenig. Aber könnte ich nur einmal gelegentlich —!“

Der Eine ſteckte ſein Geld in die Taſche, der Andere verbarg es in ſeiner Mütze, der Dritte umkrallte es mit ſeinen Händen, als wenn ein hungriger Geier eine Maus gefangen hat. Draußen aber brachten ſie Alles wieder hervor und zählten es zwei, drei Mal nach, was ſie drinnen nicht gethan hatten, da dort der Reſpect vor dem Zahltiſche das Mißtrauen unterdrückt hatte. — Ich ſah dann, wie das mühſam erarbeitete Wochenlohn ſofort in Cours geſetzt wurde;

es wurden einige kleine Schulden an Cameraden bezahlt; andere fanden draußen ihre Frauen, die ſchon mit ihren Kindern auf das Lohn warteten; viele aber ſtritten ſich darüber, welches für den heutigen Abend das beſte Wirthshaus ſei, und gingen lärmend und jubelnd zum Thore hinaus.

Die Raizenſtadt, die türkiſchen Bäder und die orientaliſchen Pilger.

Petermann, Reiſ. im Orient I, 1; II, 388.

Wenn ich von dem großen Balcon meines Wirthshauſes, der Königin von England, aus das ſchöne Tableau von Ofen, das mir vis à vis ſtand, überſchaute, den Schloßberg mit ſeinen Kirchen und Paläſten, die Häuſermaſſe an ſeinem Fuße und an der Donau hin, den Blocksberg mit ſeiner Sternwarte und den Theil der Stadt, der zwiſchen ihm und dem Schloßberge lag, ſo fiel mir eben dieſer Stadttheil zwiſchen den beiden Bergen und das, was ſich davon am Fuße des Blocksberges hinaufzog, immer ganz beſonders auf. Es war der ſogenannte Taban oder die Raizenſtadt, dasjenige Quartier von Ofen, welches die Raizen oder Serbier vorzugsweiſe bewohnen.

Es liegen hier beinahe 1000 kleine Häuſer (genau genommen, 956), faſt alle von gleicher Größe oder Kleinheit, am ziemlich ſteilen Blocksberge in fünf bis ſechs verſchiedenen Abſtufungen oder Abſätzen des Berges hinaufgeſchichtet. Alle Häuſerchen wenden ihre Vorder-

ſeite der Stadt Peſth zu und ſcheinen, von unten geſehen, ein jedes nur ein einziges Fenſter zu haben. Auf allen den Abſätzen laufen horizontale Straßen hin, die unter einander wieder durch kleine, ſteil aufſteigende Nebenſtraßen, meiſtens nur ſteile Fußwege oder Treppen, verbunden ſind. Das Ganze ſah ungefähr ſo aus, wie die eine innere Hälfte eines großen Amphitheaters, in welchem die kleinen Häuserchen die Logen vorſtellten. Ich fand dieß ſehr eigenthümlich und war begierig, die Sache mir näher anzuſehen. „Nun, wenn Sie das ſind, lieber Ding, ſo gehen Sie doch hinauf," ſagte mir ein ungariſcher Bekannter, „ich begleite Sie aber nicht, denn ich weiß, daß da nichts zu holen iſt, mein lieber Ding!" — Ich that dieß auch und machte mich in dem „Mömáng" zur Raizenſtadt auf den Weg. „Mömáng" iſt das deutſch-öſterreichiſche und ungariſche Wort für „Augenblick," es ſoll höchſt wahrſcheinlich das franzöſiſche moment ſein, was wir „Moment" ausſprechen. Obgleich ſich die Oeſterreicher beſtreben, dieſes Wort, ſowie überhaupt die meiſten aus der franzöſiſchen Sprache recipirten Worte nicht nach deutſcher, ſondern nach franzöſiſcher Weiſe auszuſprechen*), ſo haben ſie doch dabei einen ſo eigenthümlichen Accent, daß ihnen dieß weder ein Franzoſe noch ein Norddeutſcher nachſprechen kann.

Und was die Anrede: „lieber Ding" betrifft, ſo iſt auch

*) Im Ganzen bleiben wir Deutſche uns aber nicht conſequent.

dieß ein ungariſcher Provinzialismus. Das Wort Ding wird bei den Ungarn in einem ſo ausgedehnten Sinne gebraucht, wie ſonſt nirgends mehr auf dem Erdboden. Auch wir Norddeutſche gebrauchen das Wort zur Bezeichnung aller möglichen Sachen von der Welt, aber wir bleiben doch gewöhnlich bei den Sachen und bei den concreten Dingen ſtehen und bezeichnen ſie auch dann nur mit dieſem generellen Namen, wenn wir uns auf den ſpeciellen der Sache, die wir meinen, nicht gleich beſinnen können. Z. B. ſagen wir wohl: „Geben Sie mir doch ſo ein Ding zum Schrauben," oder „laſſen Sie das Ding (den Proceß) ruhen." Nur zuweilen bei'm Schmeicheln, beſonders kleiner Kinder, — die noch wenig Perſönlichkeit haben — gebrauchen wir auch das Wort „Ding" und ſagen z. B.: „Ach du herziges Dingelchen!" Die Ungarn aber machen gewöhnlich auch alle Perſonen und ſelbſt abſtracte Eigenſchaften der Seele zu „Dingern" und haben dabei noch das Beſondere, daß ſie das Wort zum Masculinum oder auch zum Femininum machen, wenn von Perſonen die Rede iſt. Sie ſagen z. B. von einem Menſchen, der in's Irrenhaus gekommen iſt: „Er hat ſein Ding verloren, ſeinen Verſtand," ſelbſt ohne ſich die Mühe zu nehmen, das rechte Wort (Verſtand) zu finden und hinzuzuſetzen. Wie die Franzoſen „Monsieur Chose" ſagen, wenn ſie nicht gleich auf den Namen eines Menſchen kommen können, ſo ſprechen die Ungarn z. B.: „Der Ding, der Koſſut, hat's geſagt," oder: „die Ding, die Carl, wird heute Abend ſingen." Ja, ſie reden

am Ende die Perſonen ſogar ſelber mit „Ding" an, wie oben mein ungariſcher Freund zu mir ſagte: „Ja, mein lieber Ding, gehen Sie nur hin und ſchauen Sie ſich das Ding (die Raizenſtadt) an, aber nehmen Sie nur Ihr Ding (ihren Geldbeutel) in Acht, denn ſo ein Ding (ein Raize) iſt allemal der ärgſte Ding (Schelm)."

„Geh ich hier zur Raizenſtadt?" fragte ich einen Menſchen am Ende der Peſther Brücke. „Ja," ſagte er, „ganz recht, ſondern da können's noch beſſer gehen." Auch das Wort „ſondern" iſt in gewiſſen Verbindungen in ganz Ungarn ſo allgemein für unſer „aber" in Gebrauch, daß ich mich wirklich nicht einmal erinnere, ob und wo ſie unſer „aber" gebrauchen. Ich rede hier nicht etwa von einigen falſch und wenig deutſch ſprechenden, ſondern ſelbſt von gebildeten Ungarn und den in Ungarn wohnenden Deutſchen. Sie ſprechen faſt alle — natürlich immer mit einzelnen Ausnahmen — ſo: „A er iſt ein Grobian, ſondern ſein Bruder, das iſt ein feines Männchen." Sie können daher auch ſogar einen Satz mit „ſondern" anfangen und z. B. fragen: „Sondern ſagen Sie mir doch, woher kommt denn das?"

Wie dieſe Provinzialismen, ſo ſind auch in ganz Ungarn die Raizen verbreitet, von Serbien, ihrem Vaterlande, aufwärts bis nach Wien hin, wo ihre äußerſte Colonie iſt. Ihre Hauptprovinzen in Ungarn ſind das Banat, die Batſchka und Syrmien. Wir werden ſie dort ſpäter wieder treffen. Im nördlichen Ungarn, im Lande der Slowaken und Rußnaken, giebt es wenige

oder keine. Als Schiffer und Handelsvolk haben ſie ſich mehr an die Donau gehalten, und hier giebt es faſt in jeder Stadt ein eigenes Quartier, in welchem die ſerbiſchen Anſiedler beiſammen wohnen, und das „die Raizenſtadt“ genannt wird, ebenſo wie es ehemals in deutſchen Städten eigene Judenquartiere gab und noch jetzt giebt. In Raab, in Komorn, in Gran, in Waizen, in Ofen (lauter Donauſtädte) giebt es überall ſolche Raizenquartiere, und Neuſatz (das von Belgrad aus vornehmlich zuerſt bevölkert wurde) und einige andere ſüdliche Donauſtädte kann man geradezu als ſerbiſche Stiftungen und Colonieen betrachten.

Theils iſt es das Handelsgenie dieſer Nation, welches ſie in die öſterreichiſchen Länder führt, theils aber auch waren es die Unterdrückungen, denen ſie in ihrem eigenen Vaterlande von Seiten der Türken ausgeſetzt geweſen, die ſie zu verſchiedenen Zeiten zur Flucht und zu Anſiedelungen unter ungariſchem oder öſterreichiſchem Schutz vermochten. Seit 400 Jahren, ſeit dem erſten Erſcheinen der Türken in Europa, findet eine ſolche beſtändige Flucht ſerbiſcher Fürſten und Unterthanen nach Oeſterreich ſtatt, ſeit jenem erſten ſerbiſchen Fürſten, der 1419 unter der Regierung des ungariſchen Königs Sigismund vor den andringenden Türken nach Ofen floh und ſich hier mit ſeinen Leuten niederließ, bis auf unſere Tage herab, wo wir den ſerbiſchen Fürſten Miloſch haben nach Wien kommen ſehen, um den Kaiſer zu bitten, daß er ſich im Banate ankaufen dürfe. Es findet hier etwas Aehnliches ſtatt wie am Kaukaſus

mit einer ganz ähnlichen Nation, den Armeniern, die, auch vom Handelsgeiſte und von ihren Unterdrückern, den Türken, geſpornt, zu wiederholten Malen nach Rußland hinüber ausgewandert ſind und ſich in den ſüdruſſiſchen Staaten bis nach Polen verbreitet haben.

Abermals Raizen, Serbier und dann Deutſche waren es, welche als neue Coloniſten nach Ofen geführt wurden, als am Ende des 17. Jahrhunderts durch Carl von Lothringen die Stadt den barbariſchen Türkenhänden entriſſen wurde. Die Raizen wählten den Blocksberg, die Deutſchen die andere Seite, den Schloßberg. Die deutſchen Coloniſten aus dem Norden haben aber ihre Miteinwanderer vom Süden bei Weitem überflügelt. Die Stadt iſt deutſch geworden, und die Raizen hauſen nun, ſelbſt zur Hälfte in Deutſche verwandelt, in einem ziemlich unheimlichen Quartiere.

Ich ſtieg mehre Treppen hinauf und trat in eins der entlegenſten Häuſer. Vorn gleich zur Linken der Hofthür war der Schweineſtall. Ueber ihm ſah ich ein Bild angenagelt, welches das große engliſche Luftſchiff, der Adler, vorſtellte. Die Raizen greifen wie die Raben überall nach bunten Bildern und bekleben damit alle Thüren und Balken. Auch das Portrait des verſtorbenen Königs von Preußen in ungariſcher Nationaltracht war hier unter einem Schuppen angenagelt. Der Beſitzer dieſes Hauſes hieß Bogdanowitſch (buchſtäblich überſetzt: „der Sohn des von Gott Gegebenen“). Er war nicht zu Hauſe. „Im Weingarten iſt er,“ ſagte mir ſeine Frau. Denn wie alle Ofener ſind auch die

Armen unter den Raizen hier „Hauer" (d. h. Winzer) oder auch wohl blos die Weingärtenwächter der Deutſchen geworden. In den Zimmern, die ſehr reinlich waren, hing ein „Jsus kerst" (Jeſus Chriſtus) an der Wand, und daneben die heilige Roſalie nebſt anderen Heiligenbildern. Die Frau vom Hauſe, die allein mit ihrem Sohne zugegen war, redete deutſch und ſerbiſch, wie alle hieſigen Serbier durchweg beider Sprachen mächtig ſind. Der Sohn war ihr einziges Kind, und die arme Mutter jammerte nicht wenig darüber, daß dieſes ihr einziges Kind weder am Geiſte noch am Leibe recht geſund ſei. Es iſt faſt mit allen raiziſchen Müttern ſo, daß ſie nur ein einziges oder doch nur wenige Kinder haben. Sie haben dieß mit den magyariſchen Müttern gemein, welche ebenfalls wenige Kinder gebären und ſich ſogar ſchämen, gleich in den erſten Jahren ihrer Verheirathung niederzukommen, ganz im Gegenſatze zu den deutſchen und mehr noch zu den ſlowakiſchen Weibern, welche immer reich mit Kindern geſegnet ſind.

Die Raizen ſind in ganz Ungarn ſehr verrufen, und man ſagt ſprüchwörtlich: „aus einem Raizen kann man wenigſtens 4 Juden und 5 Zigeuner machen, ſo voll von Ränken, Liſt und Schelmenſtreichen ſtecken ſie." Man begreift unter dieſem Verdammungsurtheil auch die Neugriechen, Macedonier oder Zinzaren mit, die ebenfalls in allen ungariſchen Städten verbreitet ſind, und die ſonſt mit den Serbiern nichts als die Religion, was freilich ſehr viel, ich möchte in gewiſſer Beziehung hier faſt ſagen, Alles iſt, gemeinſam haben. Man

kann nun wohl im Allgemeinen dieſes Urtheil nicht als ganz aus der Luft gegriffen verwerfen; denn es lautet gar zu ähnlich mit dem, welches andere Leute, ganz unabhängig von den Ungarn, in Odeſſa und anderen Orten über dieſe Völker fällen, ja es lautet faſt wie das, was ſchon früher die Venetianer und Genueſer von den Serbiern und Griechen in ihren kaufmänniſchen Verhältniſſen mit ihnen ausſprachen, und was ſelbſt die Römer in ihrer ſprüchwörtlich gewordenen Redensart: „Graeca fides, nulla fides“ urtheilten. Nur muß man in ein ſo hartes Urtheil nicht ſo einſeitig verliebt ſein, daß man damit glaube, Alles geſagt zu haben und nun ein Recht zu beſitzen, ſich vor Raizen wie vor der Peſt zu hüten. Beſucht man die Leutchen in ihren heimiſchen Neſtern, ſo findet man immer ſo viel Menſchliches und Gutes bei ihnen, daß man eher zur Theilnahme und zum Mitleiden als zur Verachtung erregt wird.

Wie in ganz Ungarn die Raizen, ſo iſt namentlich in Peſth die Ofener Raizenſtadt ſehr verrufen. Sie ſprechen von ihren entlegenen Theilen wie vom Bakonyer Wald. „No, ich habe wohl kürzlich nichts gehört," ſagen ſie, wenn man ſie darüber befragt, „aber es iſt dort nicht geheuer, und in der Nacht iſt daſelbſt Niemand ſeines Lebens ſicher." — Ich fand dieß eines Tages ſehr beſtätigt; es paſſirte mir Folgendes. Ich wanderte eines Abends ſpät zum Blocksberge, weil mir ein befreundeter Aſtronom daſelbſt etwas an der Mondſcheibe zu zeigen verſprochen hatte, und kletterte in der Dämmerung durch die engen Winkelgaſſen und Schmuzpfade

der Raizenſtadt hin und zurück. Die Hunde, deren die Raizen immer eine Menge haben, waren die einzigen lebendigen Weſen, die mich bellend und lärmend anredeten. Da dachte ich: „jetzt könnte ſich an dir auch einmal der üble Ruf der räuberiſchen Raizenſtadt bewähren.“ Trotz meiner Furcht aber kam ich unten glücklich wieder auf ordentlichen erleuchteten deutſchen Straßen an. Es traf ſich indeß, daß ich am anderen Morgen früh wieder in dieſelbe Stadtgegend kam, und was ſah ich an demſelben Wege, den ich am Abend heruntergeſtiegen war? — Einen ermordeten Menſchen, welcher von einer Menge Volks und Polizei umgeben war und eben in ein benachbartes Haus geſchleppt wurde. „Was iſt es?“ — „Ja die Raizen haben dieſe Nacht hier Einen erſchlagen! Einen Holzhändler, der ſlavoniſches Eichenholz für den neuen Brückenbau herangeführt und dafür ſeine Bezahlung empfangen hatte. Er hatte ſich hier in der Nähe des Waſſers am Berge im ſchönen Mondenſcheine ſchlafen gelegt, mit ſammt ſeinem Gelde; es war dieß unklug, aber die Leute thun dieß hier oft, denn ſie ſind knickrig und wollen ſich in Wirthshäuſern nicht von den Wirthen prellen laſſen. Jetzt iſt das Geld fort. Er iſt freilich noch da, aber, wie Sie ſehen, ſehr ſchlimm zugerichtet!“ — „Mein Gott, wie iſt das möglich, hier mitten auf der Straße zwiſchen den vielen Häuſern?!“ — „Ach, es giebt hier ſo viele Menſchen, die nichts hören wollen! Auch giebt es in dieſer Gegend der Stadt immer eine Menge Volks von allerhand Nationen: Viehhändler,

Schiffsleute, Schiffszieher. Vielleicht haben es ſolche gethan, die ſchon längſt nun zu Pferde, Gott weiß, wohin ſind." — Ich pries mein Glück und bedauerte das Schickſal des armen Holzhändlers, deſſen Todespfeil mir, ohne daß ich es wußte, ſo nahe vorüber gezischt war.

Dieſer Vorfall trug ſich indeß, wie geſagt, ſpäter zu. Einſtweilen, bei meinem erſten Beſuche auf dem Taban, ſetzte ich noch meinen Weg von der Frau Bogdanowitſch fort und kehrte ein in einer Gräßlerei oder Greißlerei (ſo nennt man in ganz Oeſterreich gewiſſe kleine Kramläden, die mit Victualien und anderen unbedeutenden Gegenſtänden handeln). Die Gräßlerin war eine Deutſche, und an ihrem Hauſe ſtand geſchrieben: „Dieſes Haus ſteht in Gottes Hand und wird bei der Maria Leitherin genannt." Dieſe Ueberſchrift war deutſch, wie faſt alle Ueberſchriften der Häuſer in der Raizenſtadt; daher ſagte auch meine Gräßlerin: „Ja, die Raizen leben hier faſt alle auf ſchwabiſchem Fuß." — Nichtsdeſtoweniger aber iſt immer noch eine große nationale Abneigung und Rivalität, ja ein gegenſeitiger Haß unter den Deutſchen und Raizen zu bemerken. Dieſe nationale Abneigung zeigt ſich beſonders in der Kirche, welche hier die Raizen und die Deutſchen gemeinſchaftlich haben. Es wird in dieſer Kirche bald ſerbiſch, bald deutſch gepredigt. Hier kommt es nun oft zu Streitigkeiten vorzüglich bei den Proceſſionen, wo beſtändig die Raizen vor den Deutſchen und die Deutſchen wiederum vor den Raizen den Vorrang

haben wollen. Sehr häufig haben die geiſtlichen und weltlichen Behörden ſolche Streitigkeiten zu ſchlichten.

Es iſt hierbei nämlich zu bemerken, was höchſt merkwürdig iſt, daß ein großer Theil der Ofener Serben, in früheren Zeiten von Franziskanern bekehrt, zur katholiſchen Kirche übergegangen iſt, nicht etwa zur griechiſch-unirten, ſondern, wie geſagt, zur römiſch-katholiſchen. Es iſt mir kein zweites Beiſpiel eines ſolchen Uebertritts bekannt, und auch ein vielgereiſter Serbier verſicherte mir, daß dieß die einzige römiſch-katholiſche Kirchengemeinde von Serbiern ſei. Es iſt bekannt, wie feſt ſie ſonſt ſtets an ihren griechiſchen Glauben halten. Ich hätte nicht gedacht, daß ſogar auch dieſe Regel nicht ohne Ausnahmen wäre.

Meine Greißlerin ſagte mir übrigens: „die Raizen jener Gemeinde wären viel gottesfürchtiger als die Deutſchen, beteten weit gewiſſenhafter und hielten viel ſtrenger auf die Faſttage. Aber ſie trinken auch weit mehr Branntwein als die Deutſchen und ſind naſchhaft; darum muß ich alle dieſe Branntweinflaſchen und Bonbons auch blos für die Raizen halten. Die Deutſchen hier trinken nur Wein. Auch noch der Unterſchied iſt zwiſchen den Deutſchen und den Raizen — hier in Ofen wenigſtens — zu bemerken, daß der deutſche Hauer ſparſam iſt, ſondern (ſiehe oben) der raiziſche iſt ein Verſchwender, und wenn er einen baaren Gulden in der Taſche hat, thut er, als wenn er 100 im Sacke hätte. Daran kann man immer gleich den Deutſchen und den Raizen unterſcheiden.“ — Es intereſſirte mich,

die großen längſt in wiſſenſchaftlichen Büchern feſtgeſtellten Nationalunterſchiede und die Urtheile, welche der germaniſche Stamm über den ſlaviſchen fällt, wo und wann er ſich dem ſlaviſchen gegenüber ſieht, auch in dieſem Winkelgeſpräche der Ofener Greißlerin, die doch nicht über den Zaun ihres Hauſes oder wenigſtens über die Mauern ihrer Raizenſtadt blickte, in einem der entfernteſten Lichtſtrahlausläufer ſich wieder rückſpiegeln zu ſehen. Maria Leitherin war in Ofen, der ungariſchen Hauptſtadt, geboren und hatte hier 45 Jahre im Herzen des Magyaren-Reichs gelebt, und ſie ſprach, wie ſie mir verſicherte, doch nicht ein ſterbendes Wörtchen ungariſch. Es giebt noch viele ſolche Leute in Ofen und Peſth, die ebenſo gute Deutſche, aber ebenſo ſchlechte Ungarn ſind.

Als ich noch ein wenig in der Raizenſtadt hin- und herging, traf ich auf der Spitze eines kleinen Abhanges des Blocksberges einen Schweinhirten, ebenfalls einen Serben, oder Serbier, oder Raizen (dieß iſt Alles Eins). Er lag bei ſeinen Schweinen und ſagte mir, daß es ſlavoniſche ſeien, die er hier ſeinen Landsleuten verkaufe; ſeit langen Jahren ſei hier ſeine Kundſchaft groß. — Wir überſahen von unſerem Standpuncte aus das ganze Raizenquartier und hatten nach unten hin eine Ausſicht aus einem der auf verſchiedenen Stufen des Berges ſtehenden Häuſer und Höfe. Mein Geſellſchafter bezeichnete mir ganz genau die Gränzen der Raizenſtadt und die Straßen, wo das deutſche Terrain beginne. „Die Straße da leidet ſie ſchon nit

mehr," ſagte er. „In jener ſind ſie noch; die da aber leidet's auch nit."

Uebrigens gilt dieß nur von den gemeinen und unbedeutenden Serben, daß ſie in ſo ſcharfe Gränzen eines Quartiers abgeſchloſſen ſind. Wie bei uns die Rothſchilde auch außerhalb der Judenquartiere wohnen, ſo giebt es auch im Inneren von Peſth viele reiche Raizen; auch in den Gaſthöfen Peſths und überhaupt Ungarns findet man immer viele Serbier, die in Handelsangelegenheiten, oder um ihre Verwandten zu beſuchen, im Lande herumreiſen. So kam auch ich in meinem Gaſthofe mit zwei ſerbiſchen „Großbojaren" (ſo hatten ſie ſich in's Fremdenbuch eingeſchrieben) zuſammen. Der eine war von oben bis unten ſchwarz, der andere vom Kopf bis zum Fuß roth gekleidet. Auch ein Paar ſerbiſche Damen, eine häßliche und eine ſchöne, beide aber mit goldenen Mützen geſchmückt, und beide, wie die Oeſterreicher zu ſagen pflegen, „Millioneſerinnen." Die jüngere, behauptete man, ſei eine Partie von 2 Millionen Gulden.

Die Raizen haben, wie alle Orientalen eine Leidenſchaft für die warmen Bäder, und es mag daher kommen, daß ſie ſich in dieſem Theile von Ofen ihr Quartier genommen haben, wo von den 5 warmen Schwefelquellen, welche Ofen hat, allein 3 zu Tage kommen. Das Blocksbad, das Brückbad und das Raizenbad befinden ſich alle drei in der Raizenſtadt. Nur zwei der Ofener Bäder, das Königsbad und das Kaiſerbad, liegen nicht hier, ſondern weiter ober-

halb an der Donau. Dieſe Bäder waren alle ſchon zu der Römer Zeiten bekannt und benutzt. Die Türken aber, die, wie man ſich denken kann, hier geſchwelgt haben, thaten am meiſten für ſie, und ein großer Theil der Badegebäude iſt noch in dieſem Augenblick ſo, wie die Türken ſie herſtellten. Das Brückbad iſt das größte in der Raizenſtadt. Man muß es oft beſuchen, um das hieſige Volksleben kennen zu lernen; denn die Leidenſchaft für die Schwefelbäder iſt von den Türken und Serbiern auf die Ungarn übergegangen, und es giebt unter Vornehm und Gering genug, die täglich zu dieſem Bade pilgern. Es iſt ein großes Gebäude, in deſſen Innerem ſich mehre Gehöfte befinden, die ſtets von Menſchen wimmeln, welche in's Bad wollen, oder welche ſich eben gebadet haben und nun in den Theatern und Kaffeehäuſern ſich gütlich thun, oder im Sonnenſchein auf- und niedergehen.

Die ſtarke, ergiebige Schwefelquelle verbreitet ſich in Röhren durch das ganze Gebäude und ſammelt ſich in höchſt prachtvollen, in mehr oder minder eleganten Badeſtuben und endlich in einem großen Baderaume, dem ſogenannten Gemeinbade, das noch ganz ſo ſteht, wie es die Türken gebaut haben. Man kann hier Bäder haben, welche 2 Gulden die Stunde koſten, und im Gemeinbade ſitzt man für wenige Kreuzer den ganzen Tag. Wir gelangten dahin durch verſchiedene enge Gänge, an deren Ende wir in einen dämmerigen Raum traten. Anfangs ſahen wir nicht das Allergeringſte; denn eine trübe heiße Dampf-Atmoſphäre umgab und verhüllte Alles.

Allmählig lernten wir das Sehen wieder, und es offenbarten ſich unſerem Auge viele nackte Geſtalten in einem trüben Waſſer ſitzend und ſchwimmend. Dieſes Waſſer fließt in der Mitte des hohen und gewölbten Raumes, deſſen Gewölbe von mehren Pfeilern getragen wird, in einem weiten Baſſin zuſammen. An den Pfeilern brannten einige trübe Lampen, und rechts und links führten durch das dicke Gemäuer einige Gänge zu zwei Fenſtern, die ſpärlich das Tageslicht durchfallen ließen. Rund um das ſteinerne Baſſin herum führte ein freier, ebenfalls mit Steinplatten gepflaſterter Raum, und an den Wänden hin liefen ſteinerne Bänke; Alles triefte und blinkerte von Dampf- und Schwefelwaſſer. Greiſe, Männer, Kinder, Weiber und Mädchen plätſcherten im Waſſer durcheinander, oder zogen ſich in dieſem oder jenem Winkel an oder aus. Die Knaben ſprangen hinein und hinaus oder rutſchten ſpielend und ſcherzend auf dem blanken und benäßten Marmorboden außerhalb des Baſſins hin und her.

Mein Begleiter ſagte mir, er kenne einen Maler, der hier recht oft herkomme, um den menſchlichen Körper zu ſtudiren, und in der That ſah ich, daß man gar nicht nöthig hatte, nach dem Oriente zu reiſen, um den Stoff zu einem recht intereſſanten orientaliſchen Genrebilde zu finden. Ich hatte ihn nahe vor Augen. Ich war begierig darauf, wie ſich unter dieſen ſchwierigen Umſtänden in dieſen Bädern das tief in allen Menſchen wurzelnde Schamgefühl verhalten möchte. Im Ganzen ſah ich, daß ſich keiner um den anderen

bekümmerte. Jeder nahm für ſeine Kleider einen kleinen Platz auf den trockenen Bänken in Anſpruch, legte ſie, in ein Bündel gepackt, bei Seite, ließ ſich ruhig in's Waſſer hinab und fing an ſich zu beſpülen und dann ganz ſtill unter einem Pfeiler hinzuſetzen. — Vor allen beobachtete ich ein recht hübſches, junges Mädchen, das ſich in einem entfernten, ziemlich dunkeln Winkel auszog; ſie legte ihre Kleider ganz ordentlich zuſammen, behielt nur ein kleines Unterröckchen an, welches nicht alle hatten, ging ganz ungenirt zum Bade und ſprang in die heiße Suppe. Hier blieb ſie unter einem der das Dach haltenden Pfeiler ſitzen. Keiner der Männer kam ihr nahe; denn jeder wahrte die Gränzen ihres und ſeines Reviers. Nur einer — er mußte ihr Bruder oder Bräutigam ſein, denn er war mit ihr zugleich eingetreten — kam etwas näher herangeplätſchert, als er uns Fremdlinge gewahr wurde; wir mochten ihm für dieſes Bad etwas ſeltene Gäſte und etwas zu neugierig erſcheinen. Ich werde nie vergeſſen, wie ſich das junge Mädchen ängſtlich und ſcheu nach uns umſah, was wir bei'm Schimmer der Lampe, der auf ſie herabfiel, deutlich bemerken konnten, und wie das etwas finſtere Geſicht ihres Bräutigams aus dem Waſſer und Dampf hervortauchte und ſich zwiſchen uns und ihr poſtirte. Uebrigens glaube ich nicht, daß es gerade immer die ſittſamſten Mädchen ſind, welche hierher kommen. Nur miſcht ſich manche dergleichen aus Armuth und aus Freude am Bade darunter.

Ein ganz ähnliches, aber, ich glaube, noch größeres

Bad iſt das Kaiſerbad, am äußerſten Ende der Stadt Ofen, unmittelbar an der Donau. Ich wandelte eines Abends zu ihm hinaus, um mir auch dort, wo noch mehr Orientaliſches ſich findet, das Leben anzuſehen. In der Mitte dieſes Bades findet ſich eine Art von Garten, in welchem eine Bande muſikaliſcher Zigeuner aufſpielte, und wo die Badegäſte, Serbier, Deutſche, Ungarn, Juden, auch türkiſche Unterthanen, die oft alle Jahre von Weitem zu dieſem Bade hergereiſt kommen und auch in den Badehäuſern wohnen, hin- und herſpazierten. Es herrſchten in dieſem kleinen Gartengehöfte vornehmlich ſerbiſche und Wieneriſche Moden. Die Badeeinrichtungen waren auch hier ungefähr ſo, wie im Brückbade. Vor dem großen gemeinſamen Bade war eine türkiſche Inſchrift; außer ihm giebt es auch noch 2 andere beſondere türkiſche Bäder. Die armen Leute zahlen 3 Kreuzer für das Bad. Im Winter ſind die Bäder ebenſo voll wie im Sommer; denn viele Arme benutzen dann die Gelegenheit, für dieſe 3 Kreuzer ſich ein Mal recht durchwärmen zu können.

Man ſagte mir, und ich habe es auch irgendwo gedruckt geleſen, daß in der heißen Schwefelquelle dieſes Bades Fiſche vorkämen, die aber im kalten Waſſer abſtürben. Ich habe mich im Bade ſelbſt vergebens darnach erkundigt; man wußte mir nichts von dieſen Fiſchen zu ſagen. Man verſicherte mir aber, daß man wohl Fröſche darin habe hüpfen ſehen, d. h. an einer Stelle, wo die Quelle ſchon ziemlich abgekühlt ſei. Sie tritt —

nämlich aus dem Bade in eine Mühle ein, die ſie treibt, und fließt dann wenige Schritte hinter derſelben in die Donau, wo ſie an ihrer noch immer etwas warmen Mündung die Weiber zum Waſchen benutzen. Ich ſelbſt ſah am Rande des warmen Waſſers die Pflanze, welche die Botaniker „Nymphaea thermalis“ nennen.

Das Kaiſerbad und die Mühle ſtehen gerade da, wo wieder ſchroffe Berge nahe an die Donau herantreten, und wo daher die Stadt Ofen, wie wir dieß ſchon oben bemerkt haben, auf einen ſehr ſchmalen Raum und auf wenige Häuſer zuſammengedrängt wird. Dieſer Engpaß, jenſeits deſſen ſich Ofen wieder zu demjenigen Theile entfächert, der Altofen genannt wird, wurde von den Türken mit einer Befeſtigung verſehen, welche ein viereckiges Gebäude mit 4 runden, dicken Thürmen vorſtellt. Dieſes Fort gehört jetzt der ungariſchen Kammer, und man hat es zur Errichtung eben jener Mühle benutzt, deren Räder von der heißen Schwefelquelle getrieben werden, und die daher vor allen anderen Ofener Mühlen den Vorzug hat, daß ſie ihre Arbeiten weder im heißen, trockenen Sommer, noch im kalten Winter zu unterbrechen braucht; denn die heiße Quelle gefriert nie und kommt auch ſelbſt im heißeſten Sommer immer in gleicher Stärke aus dem Felſen hervor. Der Müller zahlt daher auch nicht weniger als 6000 Gulden Pacht. Er hatte eine etwas corpulente, aber ſchöne und angenehme Frau zur Gemahlin, die ihn mit einigen noch ſchöneren Töchtern beſchenkt

hatte. Ich denke mir in der Regel die Müllerstöchter ſchön und wurde hier wirklich nicht wenig in meinem Aberglauben beſtärkt. — Wir machten Bekanntſchaft mit der Müllerfamilie und verſprachen ihr gern, noch zu einem traulichen Abendſtündchen wiederzukommen, nachdem wir zuvor das nicht ſehr weit von da gelegene mohamedaniſche Bethaus beſehen hätten.

Ich hatte ſchon in verſchiedenen Reiſebeſchreibungen von dieſem Bethauſe geleſen und gehört, daß es das Grab eines den Mohamedanern heiligen Mannes enthalte und noch bis auf den heutigen Tag der äußerſte Zielpunct mohamedaniſcher Pilgerfahrten nach Norden ſei. Ich war begierig, welche Nachrichten ich darüber an Ort und Stelle würde einſammeln können. Die wenigſten Eingeborenen wiſſen ſelbſt recht darum Beſcheid und erzählen dem Reiſenden allerlei fabelhafte Dinge. Es würden die Schlüſſel zu jener Moſchee in Konſtantinopel aufbewahrt; die Pilgrimme, welche von dort alle 2 Jahre kämen, würden von einer in Konſtantinopel befindlichen Stiftung ausgerüſtet, um am Grabe des Heiligen die üblichen Gebete zu verrichten, und ihnen gäbe man die Schlüſſel mit.

Wir erſtiegen den Berg, an dem noch einige Häuſer Ofens ſich hinaufziehen. Von der breiten Straße kommt man zuletzt auf Fußſteige, muß durch den Hof eines Ofener Hauers (Winzers) paſſiren und tritt dann unmittelbar hinter demſelben auf eine kleine Weinbergstreppe, die bei dem Schweineſtall des Hauers ſo dicht vorbeiführt, daß die zum Gebet eilenden Moha-

medaner ohne Zweifel Mühe haben müſſen, ihre weiten Kleider vor einer Berührung mit dieſen ihnen unreinen Thieren zu bewahren. Das heilige Gebäude ſelbſt iſt ein von ſoliden Steinen erbautes achteckiges Mauſoleum, wie es auf den mohamedaniſchen Kirchhöfen gewöhnlich iſt. Wir konnten nicht hinein kommen, weil die Thür geſchloſſen war; doch glaube ich, wäre es uns bei beſſerer Vorbereitung möglich geweſen; denn die Schlüſſel dazu befinden ſich nicht in Konſtantinopel, ſondern bei'm Magiſtrat in Ofen aufbewahrt, von welchem ſie die Mohamedaner empfangen. Doch ſetzte uns die Winzersfrau, die uns begleitete, eine Leiter an, und wir konnten durch die oberen vergitterten Luftlöcher in das ſchwach erleuchtete Innere blicken. Die Wände waren weiß übertüncht und mit verſchiedenen Gegenſtänden behangen, einem Schwerte, einem Dolche, einer Fahne, einem Lappen Tuch (wahrſcheinlich einem Streifen von dem berühmten ſchwarzen Mantel der Kaaba) und anderen Sachen. Auch, ſagte uns die Frau, hänge noch ein Stein darin, den wir von dieſem Standpuncte aus nicht ſehen könnten. Derſelbe ſei halb durchſichtig wie Bergſalz und mit Sprüchen aus dem Koran beſchrieben. Nicht weit davon, auf dem Gipfel deſſelben Berges, liegt eine chriſtliche Capelle.

Der Mann, der hier begraben liegt, hieß Hadſchi Gül Baba und ſoll ein ausgezeichneter türkiſcher Baſſa von Ofen geweſen ſein, deſſen Andenken hier nach ſeinem Tode verehrt wird. Hammer hat etwas über dieſen Baſſa geſchrieben, das ich aber leider nicht zu leſen bekam.

Die Winzerin, eine ehrliche alte Deutſche, in deren Angaben wir kein Mißtrauen zu ſetzen Urſache hatten, und die den Pilgern bei ihren Gebetverrichtungen einige Dienſte leiſtet, ihnen z. B. Waſſer zum Waſchen reicht, ſagte uns, daß gewöhnlich in einem Jahre nur 2, 3 oder 4 kämen, daß aber dieſes Jahr, man wüßte nicht, was die Urſache davon ſein möchte, nicht weniger als 15 Wallfahrer da geweſen ſeien. Die meiſten von ihnen ſchienen arme Leute zu ſein. Zuweilen aber hätten einige auch einen Diener mit. Alle zögen ſich, ehe ſie in das Mauſoleum einträten, die Schuhe aus. Die, welche einen Diener hätten, ließen ſich auch von dieſem noch außerdem die Füße mit einem koſtbaren Weihrauch, den ſie mitbrächten, einräuchern. „Alle, ſelbſt die, welche noch nie da waren, wiſſen ganz gut im Mauſoleum Beſcheid; denn ſie haben ſich dieſes Alles ganz genau in der Türkei beſchreiben laſſen. Wenn ſie in die Thür eintreten, ſo ſetzen ſie Fuß vor Fuß und meſſen aus, wo der Heilige mit dem Kopfe liegt. Da fallen ſie nieder, ſchlagen ſich das Haupt auf den Boden und beten. Manche geberden ſich ſo eifrig und gerathen dabei vor Inbrunſt und Andacht und durch das Kopfſchlagen ſo in Agitation, daß wir ſie ſchon für todt hinausgetragen haben. Wenn ſie einen Begleiter hatten, ſo rieb dieſer ſie dann mit Salben und brachte ſie wieder in's Leben."

Es ſind dieſe Leute keineswegs alle aus Konſtantinopel, ſondern vielmehr aus verſchiedenen Theilen des türkiſchen Reichs, aus Kleinaſien, aus Syrien und

ſogar von der perſiſchen Gränze her. Die meiſten ſind, wie geſagt, arm. Sie kommen zu Fuß in Belgrad an und gehen von da ebenfalls zu Fuß an der Donau hinauf von Ort zu Ort. Gewöhnlich kehren ſie hier bei den katholiſchen Predigern oder in den Klöſtern ein, die ihnen gaſtfreundliches Obdach und auch Unterſtützung gewähren. Die meiſten ſind beſcheiden und ordentlich; viele leben aber auch unordentlich, machen Schulden und fallen der Stadt Ofen zur Laſt, die ſie dann auf ihre Koſten bis zur türkiſchen Gränze bringen läßt. Einer dieſer Pilgrimme, es ſind meiſtens Derwiſche, wurde vor 7 Jahren auf dem Ofener Schloſſe bei'm Erzherzog Palatin eingeführt, und er iſt daſelbſt in einem der Schloßgemächer im Oelgemälde zu ſehen.

Es wurde völlig dunkel, während wir noch auf dem Berge dieſes Mauſoleums, an welches ſich, wie ich vergeſſen habe zu bemerken, die unabſehbaren Weingärten der Stadt Ofen anſchließen, weilten und über den wunderbaren Wandel der Begebenheiten in Gedanken verſunken waren. Während ſonſt die Türken, ihren Sultan an der Spitze, in furchtbaren Heeresmaſſen, Furcht und Schrecken verbreitend, die Donau heraufzogen, pilgern ſie nun einſam oder zu zweien als arme bettelnde Beter denſelben Fluß aufwärts und erhalten gaſtfreundlichen Schutz von den Söhnen der Chriſten, die ſonſt ihre Sclaven waren. Sie kommen, um einen Verwalter des äußerſten Gränzgebiets ihres unermeßlichen Reiches auf den nördlichſten Gränzpfeilern dieſes Gebietes, den Ofener Gebirgen, im Gebete zu verehren.

Ich möchte wohl einmal die Gedanken und Worte eines jener eifrigen Pilgrimme, die man für todt wieder hinaus tragen muß, belauſchen und wiſſen, ob nicht auch ein ſolcher Wunſch da zuweilen unterliefe, daß Allah dieſes Land den Rechtgläubigen und dem Propheten Mahomed wieder zurückgeben möchte.

Im Dunklen kehrten wir zurück zu unſerer freundlichen Müllerin in dem alten türkiſchen Fort und machten uns ein Weilchen bei ihr heimiſch. Sie erzählte, daß noch jetzt ein türkiſcher Derwiſch hier ſei, der ſich ſchon mehre Wochen hier aufhalte. Er wohne im Kaiſerbade, wie die meiſten ſeiner pilgernden Landsleute dieß der warmen Bäder wegen zu thun pflegten, und beſuche ſie alle Abende, wahrſcheinlich weil ihr türkiſches Fort in ihm einige heimiſche Erinnerungen erregte. „Vielleicht mögen ihm auch meine Töchter wohlgefallen. Er iſt außerordentlich geſprächig und erzählt uns immer allerlei Dinge vor, obgleich kein Menſch ſeine Sprache verſteht. Am beßten verſteht er ſich mit meinen Töchtern; ſie machen ihm Zeichen hin und her, und er macht wieder Zeichen, und dann hilft er ſich auch zuweilen mit einigen ſerbiſchen Wörtern, die er aus der Türkei mitgebracht hat; auch hat er hier ſchon zwei deutſche Worte gelernt, und wenn er hereinkommt, ſo fragt er zuerſt: Wo Mutterle? wo Mutterle? (wo iſt die Mutter?) Heute Morgen, wo ich auf dem Sopha ſaß und Kopfſchmerz hatte, kam er auch wieder und fragte: Wo Mutterle? Meine Töchter wieſen auf den Kopf und ſagten ſerbiſch: Bali!

bali! (thut weh.) Er verſtand dieß und rief: Ah! Ah! Bali! und machte dann Zeichen, daß er zu mir geführt zu ſein wünſche. Die Töchter wollten ihn nicht hereinlaſſen, aber er ließ nicht ab, und ſie brachten ihn, weil ſie ihm den mitleidigſten Eifer anſahen. Er machte Zeichen, daß er mich kuriren wolle, und ich überließ mich ihm. Zuerſt ſtreifte er ſich die langen Aermel in die Höhe und griff dann mit den Händen auf den Boden, indem er über meinen ganzen Körper hinfuhr, als wollte er mich magnetiſiren. Darauf drückte er mir mit ſeinen mageren, knöcherigen Fingern mehre Mal die Schläfe, griff wieder auf die Erde, und ich befand mich wirklich wohler." — (Es iſt bekannt, daß die Türken vom Magnetismus bei ihren Kuren in der That Gebrauch machen.) — „Als er hier ankam, hatte er ſehr ſchlechtes und zerriſſenes Schuhwerk an. Meine Töchter ſagten ihm, das ſehe ſehr häßlich aus, und gleich am anderen Tage kam er mit ſchönen, gelben Papuſchen an, die er ſich gekauft hatte; denn an Geld fehlt's ihm nicht. Ich glaube, er hat wohl an 150 Ducaten in ſeiner Mütze ſtecken, die großen Goldſtücke oben im Gipfel der Mütze unter dem Unterfutter, die kleinen unten am Rande. Auch hat er ſonſt noch in den Kleidern Geld verborgen. Er ſagte, dieß wäre in ſeinem Vaterlande immer ſo, daß ſie all ihr baares Geld, in Mütze und Kleidern verborgen, mit ſich herumtrügen. Darum wäre auch einmal ein großer König in Perſien, als er in Geldnoth geweſen, auf folgenden Einfall gekommen. Er habe

in ſeiner Hauptſtadt bekannt machen laſſen, daß er allen Armen, Bettlern, Derwiſchen und ſonſt Jedem, der es wünſche, aus ſeiner Ueberfülle königlicher Gnade für ihre alten zerriſſenen Kleider neue, ſchöne, ſeidene geben wolle. Die Leute ſeien darauf in großer Menge herbeigeſtrömt, um die Kleider zu empfangen. Die Beamten des Königs hätten ſie aber gezwungen, zuvor ihre alten Kleider ſofort, ſo wie ſie wären, auszuziehen und abzugeben. Das Schreien dagegen hätte nichts geholfen, und ſchön gekleidet, aber ohne ihr Geld, das ſie in den alten Kleidern verſteckt, wären die Leute nach Hauſe gegangen. Der König aber hätte alle die alten Lumpen auf einen Haufen werfen und anzünden laſſen und hätte einen ungeheueren Goldſchatz daraus hervorgeſchmolzen."

Derſelbe Derwiſch, nachdem er ſeine vorſchrifts= mäßigen Gebete in dem Mauſoleum verrichtet, wollte vor einiger Zeit, angezogen von dem großen Rufe der Stadt Betſch, bei dieſer Gelegenheit ſich dieſen Ort anſehen, um ſeinen Landsleuten am Euphrat oder am Jordan davon erzählen zu können. Aber leider verdarb ihm dieſen Plan die öſterreichiſche Gränzpolizei. Er lief mit ſeinem türkiſchen Paß wirklich eines Tages zu Fuß davon und kam nach mehrtägigem Marſche an der öſterreichiſchen Gränze wenige Meilen vor Wien an. Weil aber das in der Militärgränze ihm gegebene Viſum nur auf Ungarn und nicht auch auf Wien lautete, ſo wieſen ſie dieſen armen, unſchuldigen Der= wiſch aus eigenſinniger Anhänglichkeit an ihre Paßgeſetze

unbarmherzig zurück, und ſo kam er denn ganz betrübt und abermals mit zerlumpten Papuſchen in Ofen wieder an. — Mein Gott, welche irgend denkbare politiſche Befürchtung konnte man denn hier ſtatuiren, bei dieſem Derwiſch, der in Angelegenheiten eines vor ſo und ſo viel hundert Jahren verſtorbenen Baſſa reiſ'te!

Die Wirthshäuſer und das Caſino von Peſth.

Ich muß geſtehen, daß ich ſchon mehre Tage in der Königin von England wohnte und mich daſelbſt ſehr wohl befand, ohne daß es mir eingefallen war, dieſes Haus in ſeiner Organiſation mir näher anzuſehen, es mit der der übrigen Gaſthöfe Peſth's zu vergleichen und dann auch wieder dieſe alle mit den Hotels von Wien und anderen Städten in Vergleich zu ſtellen. Und doch iſt es gewiß nicht unintereſſant, namentlich bei einer ſo aufſtrebenden, ſo nach Verkehr und Fremdenbeſuch begierigen Stadt wie Peſth, dieſen Gegenſtand näher in Betracht zu ziehen.

Die Entſtehung einer unzähligen Menge von guten, ja prachtvollen Gaſthöfen in ganz Deutſchland, die in den letzten Friedensdecennien in Folge des ungeheuer vermehrten Verkehrs eingetreten iſt, iſt eine Erſcheinung, die mich oft in Verwunderung ſetzte. Doch muß ich ſagen, läßt das, was Peſth in dieſer Beziehung in den letzten 20 Jahren für Fremde gethan, ſich durchaus

nicht mit dem, was in irgend einer anderen deutſchen Stadt geſchehen iſt, vergleichen, denn es übertrifft ohne Zweifel Alles.

Die Großartigkeit der Peſther Gaſthöfe erſcheint um ſo bedeutungsvoller, wenn man damit das vergleicht, was hier noch vor wenigen Jahrzehenten beſtand, und man findet darin theils neue Maßſtäbe für das, was dieſe Stadt bereits geworden iſt, theils Anzeichen und Wegweiſer für das, was ſie noch werden will. Ofen kommt hierbei gar nicht in Betracht, denn obgleich es auch dort nicht weniger als 20 Gaſthöfe giebt, ſo läßt ſich doch kein einziger unter ihnen den vornehmſten in Peſth an die Seite ſtellen.

Dieſe letzteren aber ſind „die Königin von England," — „das Jägerhorn," — „der Palatin," — „die ſieben Kurfürſten," — „das weiße Schiff," — „der König von Ungarn" und andere, etwa im Ganzen ein Dutzend, vor allen Dingen aber „der Tiger," der in ſeiner jetzigen neuen Geſtalt erſt in dieſem Jahre (1841) eröffnet wurde und allen die Krone aufſetzte. Ich muß geſtehen, daß, was Planmäßigkeit der Einrichtung und Großartigkeit des ganzen Zuſchnitts betrifft, dieſe Gaſthöfe ohne alle Widerrede ſelbſt die meiſten in Wien übertreffen. Wenn man einen beſchrieben hat, ſo hat man ſie alle beſchrieben, denn ſie gleichen ſich alle und ſind nur darin verſchieden, daß der eine daſſelbe in größerem Glanze und mit mehr Luxus zeigt als der andere. Es würde mir nicht einfallen, bei Beſchreibung einer deutſchen Stadt vor allen Dingen auch ihre Gaſthöfe detaillirt zu ſchildern, aber, wie geſagt, bei Peſth, zwei Tagereiſen von

der türkiſchen Gränze iſt ſchon Vieles weit merkwürdiger und beachtungswerther, unter Anderem auch deßwegen, weil es weit weniger bekannt iſt.

Alle Peſther Gaſthöfe erſter Claſſe ſind große, palaſtartige, in einem Quarré gebaute Gebäude, die gewöhnlich zwei Einfahrten haben, eine von hinten und eine von vorn, ſo daß die Reiſenden ſogleich mit ihren Wagen und Effecten unter Dach und Stall kommen können. In jedem giebt es zwei Speiſeſäle, einen im unteren Stock und einen im oberen. Jener iſt halb im Freien auf dem Gehöfte und wie ein Garten mit Blumen geſchmückt, der obere aber iſt ganz im Hauſe und wird von den vornehmeren Claſſen beſucht. In dem unteren läßt ſich gewöhnlich Abends wie Mittags Muſik vernehmen, eine Annehmlichkeit, die man in den Gaſthöfen vieler unſerer Städte ſchmerzlich vermißt. Die Speiſeſäle in dem neueſten Gaſthofe, dem Tiger, ſind in ihrer inneren Einrichtung ſo prächtig und ſchön, daß ich in Paris durchaus nichts Beſſeres erwarten würde.

Mit jedem Gaſthofe iſt im unteren Stocke auch ein Kaffeehaus verbunden, das an Journalen Alles, was man in Peſth billiger Weiſe verlangen kann, d. h. die meiſten ungariſchen und viele deutſche Journale (durchweg auch die allgemeine Zeitung), darbietet. In keinem dieſer Gaſthöfe vermißt man eine alle Zeitabſchnitte des Gaſthauslebens regulirende Uhr, die im Inneren des Gehöftes aufgeſtellt iſt. Zimmer und Zimmerſuiten findet man ſo geräumige und glanzvolle, wie nur der Beutel ſie zu bezahlen vermag, und die Güte der Küche

läßt, wie meinem unparteiiſchen Gaumen es ſchien, nichts zu wünſchen übrig.

Die innere Einrichtung iſt in vieler Hinſicht ſo brillant, wie man dieß anderswo zum Theil gar nicht einmal haben kann; z. B. ſind in der Regel die breiten, hellen Treppen durchweg von Marmor. Uebrigens ſind, wo es nur irgend möglich war, die ungariſchen Nationalfarben angebracht. Dieſe ungariſchen Nationalfarben ſind Roth, Weiß und Grün, — Grün von dem Grashügel, auf dem die ungariſchen Könige bei ihrer Krönung das Schwert ſchwenken, und der auch im ungariſchen Wappen aufgenommen iſt, Weiß von dem Silber der im Wappen mit vier Strichen bezeichneten Hauptſtröme des Königreichs (der Donau, Theiß, Sau und Drau), und endlich Roth wahrſcheinlich von der Grundfarbe des ungariſchen Schildes als Anſpielung auf den königlichen Purpurmantel.

In dieſe Farben nun ſieht man jetzt in Peſth die Strahlen der Sonne überall ſich zerlegen. Auf Grün, Weiß und Roth ſitzt man, Stühle, Divans und Sophas ſind damit überzogen, mit Grün, Weiß und Roth verhindert man den neugierigen Helios, in's Fenſter zu blicken, — in Grün, Weiß und Roth ſind die Domeſtiken in mehren öffentlichen Häuſern gekleidet (z. B. die Diener der Peſther Schießgeſellſchaft, welche die Zielſcheibe beaufſichtigen). Ueberhaupt wird überall und namentlich eben auch in den Gaſt- und Kaffeehäuſern dem Patriotismus gehuldigt und in Farbe, Form, Wort und Bild an dem Vaterlande theuere Gegenſtände erinnert. Die ungariſche

Krone, das ungariſche Wappen, den ungariſchen König haben ſich mehre Wirthshäuſer, Kaffeehäuſer und Verkaufslocale zum Aushängeſchilde gewählt. Auf einem Wirthshauſe ſieht man die ungariſche Krone abgemalt, wie ſie von zwei Engeln ſchwebend in der Luft gehalten wird. Läßt man in einem Kaffeehauſe ein Rouleau herunter, ſo entdeckt man auf einmal in der Mitte desſelben einen rothen Schild mit vier weißen Streifen dargeſtellt, darüber einen grünen Hügel und ein doppeltes Patriarchenkreuz darauf gepflanzt. Es iſt das ungariſche Wappen, und daſſelbe wiederholt ſich auf allen Rouleaux des ganzen Kaffeehauſes. „Zum Zriny,“ „zum Palatin,“ „zum König Mathias“ ſind andere patriotiſche Wirthshausſchilder und Zeichen. Von Déak Ferenz (Franz Déak), dem berühmteſten Deputirten auf dem letzten Landtage, von Weſſeleny, Bezeredy, ebenfalls Reichstagsrednern und Patrioten, von Kolſey Ferenz (Franz Koltſchey), einem ausgezeichneten Dichter, von den Grafen Szecheny, Erdödy, Bathyany, Pasmandy und anderen verehrten Männern ſieht man die wohlgetroffenen Portraits an allen Wänden hängen, und die geheiligten Buchſtaben ISTVAN (Stephan, der Heilige, der erſte König von Ungarn) erblickt man an nationalen Feſttagen (z. B. am Stephanstage) umkränzt und illuminirt in den Gehöften der öffentlichen Häuſer erglänzen. Auf dem öffentlichen Schießhauſe der Peſther Bürger war es mir intereſſant an den Scheiben, die dort ſeit einer langen Reihe von Jahren aufgehängt ſind, den Zeitpunct ausfindig zu machen, wo jenes Intereſſe für

die ungariſchen Nationalfarben dort zuerſt erſcheinen mochte. Ich bemerkte, daß alle Scheiben ſeit dem Jahre **1829** auf irgend eine Weiſe die Farben Weiß, Roth und Grün in ſich enthielten. Auf der einen waren ſogar zwei Engel, die ich weiß nicht mehr was emportrugen, mit Weiß, Roth und Grün geſchmückt.

Die Wirthe in Peſth, wie überhaupt in ganz Ungarn, ſind bekanntlich Deutſche, und alle Kellner bis an die türkiſche Gränze und bis in die Walachei hinein aus der großen Wiener Schule hervorgegangen. Die Ungarn ſind theils zu ſtolz, theils auch zu ungeſchickt dazu, um die dienſtbefliſſenen und aufmerkſamen Wirthe zu machen. „Sie ſind gar zu gleichgültig,“ ſagte mir ein Wiener Oberkellner, „und nicht ſo menſchenfreundlich wie die Deutſchen. Auch getrauen ſich die hieſigen nicht, eine Wirthſchaft zu unternehmen, ſie denken gleich, ſie müſſen zu Grunde gehen. Eine hohe Stelle in einem Wirthshauſe hat ein Magyar nicht. Nur höchſtens haben wir für die Leute der geringeren Claſſe, die nicht deutſch ſprechen, einige im Dienſte.“ — Auch ſind daher die Speiſezettel und Rechnungen in allen „Vendégfogados“ (Gaſthöfen) oder, wie das vornehmere ungariſche Wort dafür lautet, „Vendéglöbs“ in deutſcher Sprache verfaßt und gedruckt. Nur die allgemeinen claſſificirenden Ueberſchriften haben auch das Ungariſche neben ſich, z. B. „Sült,“ „Braten“ — „Halak,“ „Fiſche“ — „Levesek,“ „Suppen.“ Alle anderen Wieneriſchen oder öſterreichiſchen Benennungen von Speiſen ſind einſtweilen noch unüberſetzt. Die gelehrte ungariſche Geſellſchaft muß hier erſt den

Wirthen mit einer umfaſſenden Ueberſetzungs-Arbeit, die ihr in der That nicht wenig Schweiß koſten wird, zu Hülfe kommen. Läßt ſich doch Manches nicht einmal in's Deutſche überſetzen, als z. B. „Beiſchel" (eine Suppe), „Blamage" (eine Art Sülze), „Galantine mit Aspick" (eine kalte Fleiſchſpeiſe), „geſetzte Eier," „a Jungſchweinernes," „Krapfen," „Schmankerl" (eine Art Gefrorenes).

Dieſes Deutſch müſſen nun ſchon alle in die Peſther Wirthshäuſer einkehrenden Fremden lernen, wenn ſie nicht verhungern wollen, die Serben, Türken, Sachſen, Preußen und ſelbſt die patriotiſchen Ungarn. Sonſt aber ſieht man die Aufſchriften auf den Wirthshäuſern in allen möglichen Sprachen. Ich kenne eines, das rund umher mit deutſchen, magyariſchen, griechiſchen, türkiſchen und lateiniſchen Lettern umſchrieben iſt.

In demſelben großartigen Style wie die neuen Gaſthöfe ſind auch alle neueren Privathäuſer von Reichen gebaut. Ich fragte einen Peſther Bürgersmann, was dieß eigentlich für ein Styl wäre, ein deutſcher, ein italieniſcher, oder ein orientaliſcher. „Ach nein," ſagte er, „dieß iſt ja nur ſo ein gewöhnlicher architektoniſcher Bauſtyl!" — Im Ganzen, glaube ich, iſt es eine Pflanze, die aus Wien geholt wurde, und die ſich hier nach den hieſigen beſonderen Anforderungen und Localitäten eigenthümlich entfaltete. Ich habe mehre der neueſten, prächtigen Privatwohnungen von innen und außen beſehen und muß ſagen, daß ich über den Anblick nicht wenig überraſcht war. An Fontainen, an kleinen

Blumenbeeten, an Bildſäulen, die bei'm Durchblick durch die Hausthür das Point de vue geben, iſt kein Mangel. Magnifik ſind alle die Treppen, die, wie geſagt, durchweg in den erſten Häuſern aus rothen Marmorblöcken beſtehen. Dieſer eigenthümliche Marmor, den man in Peſth überall angewandt ſieht, kommt die Donau herunter, und wir erwähnten ſeines Bruchorts ſchon bei Neſzmil. Die Steinbrüche, in denen er vorzugsweiſe gebrochen wird, befinden ſich in dortiger Gegend bei den Orten Neudorf, Küh-Grand und Domosloch. Eben dieſen rothen Marmor, der ſo viel in Peſth verarbeitet wird, verwendet man dort auch zu den neuen Monumenten auf den Kirchhöfen; denn ſo wie jetzt die Lebenden in Peſth in brillanten Paläſten wohnen, ſo bekommen nun auch die Todten einen beſſeren Block auf's Grab als ſonſt. Man kann die Bearbeitung und die Eigenſchaften dieſes Steins in den Werkſtätten der Steinmetzen, welche zum Theil (ich glaube — meiſtens) Juden ſind, kennen lernen. Er iſt, wie mir es ſcheint, nicht ſehr hart; denn er nimmt keine ſehr glänzende Politur an. Es befinden ſich darin viele Muſcheln und andere Verſteinerungen, Cordien, Cycloſtomen, Ammoniten ꝛc., die bei der Politur oft ſehr ſchön hervorkommen. So ſah ich bei einem Peſther Grabmonumente eine ſehr ſchöne, große, prächtig gezeichnete Muſchel von 3 Fuß im Umfang, und dieſe lebloſe Schneckenhülle prangt nun als Monument über der entſeelten Hülle eines Menſchen. — Die Arbeit in dieſem Steine iſt vermöge ſeiner geringen Sprödigkeit ſehr leicht, und unter

meinen Augen meißelte der jüdiſche Steinmetz ziemlich raſch die ſchönen Namenszüge der vielleicht einſt ſchönen „Louiſe Amalie Frieder . . . .“ (den Familiennamen konnte ich nicht abwarten) ein.

Mehre Baumeiſter, die bereits in Peſth berühmt geworden ſind, wurden mir citirt und charakteriſirt. „Dieſer baut ſehr ſolid, aber ſchwerfällig, jener ſehr elegant, aber leicht,“ hieß es, und ſchon dieß iſt wieder ein Zeichen, wie viel man ſich hier aus guten Bauten macht. Nicht die ungariſchen Magnaten haben angefangen, die Stadt ſo ſchön und geſchmackvoll auszubauen, ſondern die Bürger und Kaufleute von Peſth. Der Adel fängt nun erſt jetzt an nachzufolgen. Es giebt viele ſehr wichtige Männer in Ungarn, die noch gar nicht einmal ein eigenes Haus in der Hauptſtadt ihres Vaterlandes beſitzen, weil ſie bisher immer noch Wien als genußreicher vorgezogen haben.

Das ſchönſte bürgerliche Haus, das des großen und reichen Tabacksmonopoliſten U . . . n, iſt ſchon mehre Jahre älter als dasjenige, welches die Krone und Blüthe der Magnaten-Paläſte vorſtellt, das gräflich K . . . . ſche Haus. Das letztere ſcheint wirklich ein Vorläufer einer vielleicht bald zu erbauenden Peſther Königsburg zu ſein, und ich muß ſagen, daß die erzherzoglichen Wohnungen, welche ich in Wien ſah, ihm an Luxus nicht gleichkommen. Nachdem wir in einer großen Geſellſchaft von Damen und Herren die ganze Suite von Zimmern, in deren jedem, wie

man uns ſagte, blos die Seide für die Möbeln und Wände 14000 Gulden C. M. gekoſtet hätte, dann die ſchweren, überreichen Kronleuchter aus Wien und das brillante Bibliothekzimmer beſichtigt hatten, waren wir wirklich alle mit einander erſtaunt und — empört über eine ſolche Eleganz, und es entſpann ſich der heftigſte Streit unter uns, ob wir einen ſolchen Reichthum für unſere Behauſung wünſchenswerth finden möchten oder nicht. — Die Grafen K . . . . i gehören zu den reichſten ungariſchen Magnaten, und das Beiſpiel, das ſie gaben, wird vielleicht auch viele andere veranlaſſen, ihr Hüttchen — die Vorväter der Ungarn würden geſagt haben, ihr Zelt — ſich in Peſth aufzuſchlagen. Erſt ſeit 7 bis 10 Jahren fangen die Magnaten an, ſich mehr hierher zu ziehen. Die angeſehene ungariſche Familie, welche überhaupt zuerſt ein Haus in Peſth baute, wird noch genannt. Man muß ihr niedriges, geſchmackloſes, vor etwa 50 Jahren gebautes Haus mit jenem K . . . . ſchen vergleichen, um die Größe des Rieſenſchritts einigermaßen bemeſſen zu können, den Peſth ſeitdem in architektoniſcher Beziehung gethan hat.

Wie jener Palaſt neben dieſem, ſo ſind das alte Redoutenhaus neben dem neuen, — das alte Muſeum neben dem im Bau begriffenen, — das alte Comitatshaus neben dem projectirten und hundert alte, verſchwundene Gebäude neben hundert neuen an ihre Stelle getretenen in Parallele zu bringen. Den Ungarn iſt jetzt nichts gut genug in ihrer Hauptſtadt, und dieſelbe wird von Grund aus neu umgeſtaltet und iſt es zum

großen Theil bereits ſchon. Am meiſten hat ihnen dabei die letzte ſchreckliche Zerſtörung der Stadt durch die große Waſſerfluth geholfen, beſonders in Hinſicht auf die kleinen Gebäude und die Hütten der Unbemittelten. Bis zu dieſer großen Ueberſchwemmung war Peſth einer Dame zu vergleichen, die ſich oben bereits zu putzen angefangen hat, deren Füße aber noch bloß und ſchmuzig ſind. Jene Ueberſchwemmung hat der Stadt die Füße gewaſchen, freilich, freilich mit einem rauhen Beſen, der zugleich viele ſchmerzliche Wunden machte. Indeß ſind dieſe Wunden jetzt größtentheils geheilt, und an die Stelle von alten ſchmuzigen Wohnungen, von Lehmhütten und Holzbaraken ſind nun ganze Reihen von wohlgefälligen Häuſern getreten. Es wäre nur zu wünſchen, daß dieſe wohlgefälligen Wohnungen auch noch lange ſo bleiben möchten; allein der Graf Szechenyi hat in einem ſeiner Werke die Art und Weiſe beſchrieben, in welcher ein neues, elegantes Dampfſchiff von den in Ungarn reiſenden Nationen beſchmuzt und verdorben wird, und es iſt wohl ausgemacht, daß das in Peſth wohnende Volk nicht viel ſauberer, accurater und vorſichtiger iſt als das in Ungarn reiſende, und es wird wohl nicht lange dauern, bis wieder eine Abwaſchung wünſchenswerth ſein wird, wenn auch nicht eine ſo ungeſtüme, wie die durch die Donau.

In der That darf ich nicht verhehlen, und übrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß es neben den ſchönen Quartieren auch andere in Peſth giebt, die einen ſehr

unheimlichen Eindruck machen, und die in der einen Hälfte des Jahres in einen beſtändigen Staub gehüllt und während der anderen in einen tiefen Schmuz verſunken ſind; auch trägt das Ganze — ſelbſt jene Paläſte mit eingerechnet — wie alles im Entſtehen Begriffene noch den Charakter der Neuheit, der Unvollendetheit, des Mangels an Fülle und Abrundung.

Daß ich übrigens auch bei einigen der neueſten Gebäude eine große Unſolidität und eine leichtfertige Behandlung des Baumaterials bemerkte, daß ich z. B. bei den Balken eines eben fertig gewordenen Hauſes ſo große Riſſe wahrnahm, daß ich die Hand hineinlegen konnte, will ich einmal gar nicht rügen; denn es ſcheint, daß das leichtfertige Bauen ein Uebel iſt, an dem unſere friedliche, an Menſchenmaſſe und Verkehr ſo reißende Fortſchritte machende Zeit überall leidet. Als ich aus Prag fuhr, war die Nacht vorher ein neues, großes Haus wieder zuſammengeſtürzt. In dieſem Augenblicke ſchwebt ein neues, großes Gebäude in Berlin mit einem großen Riß in ſeinen Mauern zwiſchen ſeinen Nachbarhäuſern, und es iſt noch die Frage, ob es von dieſen wird aufrecht erhalten werden können, oder ob es ſie mit ſich in's Verderben reißen wird. Ich zeigte es einem Franzoſen, und er ſagte mir, in Frankreich wäre es um kein Haar beſſer. Es würden dort neuerdings lauter unſolide Häuſer gebaut.

Das Peſther Redoutenhaus hat zwei ſo große und prächtige Säle, wie man ſie für die öffentlichen Bälle der vornehmen Welt in vielen unſerer Reſidenzen

(z. B. in Dresden) nicht findet. Ich ſah einen neuen Tanzſaal, der mit ſo großen und mächtigen Kronleuchtern („Luſtern“ heißen ſie hier) erleuchtet war, daß 3000 Wachskerzen zu ihrer vollſtändigen Beſetzung gehören. Doch wagt man nie ſie alle anzuzünden, weil die Hitze ſo groß ſein würde, daß die Kerzen ſich gegenſeitig abſchmelzen müßten.

Das wichtigſte und intereſſanteſte Gebäude für einen öffentlichen Zweck der Unterhaltung iſt das Peſther Caſino, welches, wie ich ſchon oben ſagte, Gelegenheit zur Entſtehung vieler ähnlicher Vereine in ganz Ungarn gegeben hat. Dieſe Anſtalt, ich meine nämlich „das adelige“ oder, wie die Leute hier ſagen, das „Magnaten-Caſino,“ ſoll erſtlich Gelegenheit zu manchen geſelligen Unterhaltungen (Bällen, Concerten, Diners ꝛc.) geben, dann aber auch insbeſondere zur Lectüre der Zeitſchriften. Man findet hier in mehren eleganten und äußerſt comfortablen Zimmern zuvörderſt alle ungariſchen Zeitſchriften ohne Ausnahme, — dann die beßten deutſchen, — einige engliſche und franzöſiſche — und ſogar auch eine nordamerikaniſche aufgelegt. Für die Bibliothek werden alle Werke angeſchafft, die in ungariſcher Sprache herausgekommen ſind, und man findet die ungariſche Literatur hier immer vollſtändig bis auf das allerneueſte Product, das ſoeben die Preſſe verließ, dann alle Werke, die in einer anderen Sprache über Ungarn erſchienen, und außerdem noch viele andere ausgezeichnete Bücher.

Ich muß ſagen, daß ich dieſem Caſino höchſt an-

genehme und genußreiche Augenblicke verdanke. Drei ſchöne, reizende Leſezimmer und ein Bibliotheksaal mit den bequemſten und comfortabelſten Lehnſitzen ſtanden daſelbſt zu meiner Dispoſition. Ich zählte (das Billardzimmer mitgerechnet) 30 hellleuchtende, ſchöne Lampen, die für mich angezündet waren, die ſchönen Bücherſchränke öffneten ſich mir alle ohne Widerrede, und die ſämmtlichen literariſchen Schätze durfte ich für mich allein in Tribut ſetzen; denn — ich kann es nicht verhehlen — ich war faſt jedes Mal dort mit allen dieſen genannten Dingen mutterſeelen allein. Nur ſehr ſelten traf ich noch einen Leſer außer mir an, der aber auch bald zu gähnen anfing und ſich verlor. Ich will damit keineswegs andeuten, daß das Peſther Caſino überhaupt ſchlecht und lau beſucht würde; aber ich ſage nur, daß ich es ſo traf, und daß ich dieſe ſchwelgeriſche Einſamkeit unter den Büchern ſehr liebte. Ich muß freilich dabei noch hinzuſetzen, daß ich gewöhnlich erſt nach dem Theater hinging, und mache darauf aufmerkſam, daß es Ende Auguſts war, alſo eine Zeit, wo viele gebildete Familien auf dem Lande wohnen. Im Winter mag die Benutzung eifriger ſein.

In dem einen der Leſezimmer des Caſinos ſtehen viele mit ungariſchem Taback geſtopfte Pfeifen immer fix und fertig. Ich zündete mir eine dieſer 20 Pfeifen an einer jener 30 Lampen an, ſuchte mir eine kleine Partie intereſſanter Journale und Bücher zuſammen, ließ mich in einem der wollüſtigen weichgepolſterten

Lehnſtühle nieder und ſah nach, was es Neues und Altes in der Welt gab.

Ich beſah mir des Grafen Marſigli großes Werk: „Danubius Pannonico Mysicus“ (d. h. die ungariſch-walachiſche Donau). In dieſem Werke kommen ſogar unter dem Vergrößerungsglas abgebildete Sandkörner, ſowohl aus der Donau als aus der Theiß vor, und ich erſchrak darüber, daß dieſe Flüſſe bis zu einem ſolchen Detail herab beſchrieben und dargeſtellt ſeien.

Auch das Buch der Miß Pardoe über Ungarn fand ich hier und mußte geſtehen, daß es ebenſo wie mehre andere engliſche Bücher über Ungarn etwas zu ſehr voll Lobes ſei. Ich glaube nicht, daß dieſe Dame geleſen hat, was der Graf Szechenyi, der zu früh verſtorbene Graf Deſewfy und andere ungariſche Patrioten über ihr eigenes Vaterland Kritiſches und Tadelndes geſchrieben haben, ja mit welchen Philippiken dieſe Herren gegen einheimiſche Mißbräuche und Uebelſtände muthig und freiſinnig in's Feld gezogen ſind; ſie würde ſonſt nicht mit einem ſo einſeitigen Lobe alles deſſen, was ſie ſah, aufgetreten ſein. Allerdings hat in gewiſſer Beziehung nur der mit Allem völlig vertraute Einheimiſche das Recht, über Dieſes und Jenes mit warmem patriotiſchen Reformations-Eifer ſich tadelnd auszulaſſen, und die Völker haben daher immer ſolche, ſei es praktiſche, ſei es blos theoretiſche Reformations-Verſuche, die von Fremden ausgingen, zurückgewieſen. Auf der anderen Seite iſt ja aber auch gerade der vorurtheilsfreie Fremde in vieler anderen Beziehung vor allen Dingen

befugt und befähigt, mit rügenden und vergleichenden Bemerkungen auf Dieſes und Jenes aufmerkſam zu machen, wenn er es nur mit Wahrheitsliebe und nicht mit Unbeſcheidenheit thut. Es iſt aber weder dem Ausländer, noch dem Einheimiſchen damit gedient, wenn er Alles in verklärendem Sonnenſchein zeigt und mit mattem Lobe überkleiſtert.

Die Engländer ſympathiſiren mit Ungarn, theils der Handelsbeziehungen wegen, vor allen Dingen aber aus dem höchſt edlen Grunde, daß ſie enthuſiaſtiſche Freunde der politiſchen Freiheit ſind und in dieſem Puncte mit den Ungarn zuſammentreffen. Sie überſehen dabei leicht die großen Verſchiedenheiten der ungariſchen und der engliſchen Verfaſſung, welche ſich in Kurzem in ihrem ganzen Detail nicht ſogleich auseinanderſetzen laſſen, in zwei Worten aber darin beſtehen, daß in England die Ariſtokratie zwar ein ſchweres Gewicht von 1000 Centnern beſitzt, der dritte Stand ihr aber ebenfalls mit 1000 Centnern die Waage hält, während in Ungarn der Adel freilich auch = 1000 iſt, der dritte Stand aber = 0. Zwar giebt es auch, wie in allen anderen europäiſchen Ländern, 4 Stände auf dem ungariſchen Reichstage, aber dieſe ſind 1.) die Prälaten, 2.) die Magnaten, 3.) die Ritter (dieſe drei haben alle kein Intereſſe für den dritten Stand), 4.) die Deputirten der Städte (dieſe haben nach der bekannten ungariſchen Anekdote wohl Sitz, aber keine Stimme auf dem Reichstage).

Vor allen Dingen aber nahm ich mir oft die Sammlung der ungariſchen Reichstagsgeſetze zur Hand,

die hier auf dem Caſino in einem ſchönen Exemplare auf einem eigenen Tiſche immer zum Nachſchlagen bereit liegen. Die ungariſche Verfaſſung mag nun ſein, wie ſie will, — ich meines Theils glaube, ſie habe viel Schönes, — ſo finde ich es immer herrlich, daß ein Volk auf ſeine Geſetze hält, und daß dieſe in ſo vielen Exemplaren als nur möglich an den öffentlichen Orten, der Zuſammenkunft vieler Bürger, ausgelegt ſind. Der Stab und Stecken der Geſetze muß überall ſofort jedem Bürger nahe und zur Hand ſein, daß er gleich zu ihm greifen und ſprechen könne: „Sieh, hier ſteht's, ſchwarz auf Weiß!"

Der Titel jener Geſetzſammlung iſt folgender: „Decrete, Conſtitutionen und Artikel der erlauchteſten und apoſtoliſchen Könige und der erhabenen Stände des ungariſchen Königreichs (Decreta, constitutiones et articuli serenissimorum et apostolicorum Regum ac inclytorum statuum et ordinum Regni Hungarici). Ich griff zuerſt nach dieſem Buche, um mir einmal mit eigenen Augen die merkwürdige Lücke anzuſehen, welche, wie ich bisher nur gehört hatte, darin ſein ſollte zwiſchen den Decreten der Regierung Maria Thereſiens und der Leopold's II., ich meine die leeren Blätter, welche hier an die Stelle der von Joſeph II. gegebenen Decrete getreten ſind. Bekanntlich vernichtete nach Joſeph's Tode ein Reichstagsbeſchluß vom Jahre 1791 alle ſeine Geſetze, weil ſie von einem nicht gekrönten Könige gegeben worden waren. Ich fand die Lücke wirklich. Gleich nach den Decreten Maria Thereſiens kommen ohne Weiteres die von Leopold II. Freilich

kann man es den Ungarn nicht im Geringſten verdenken, daß ſie alle Joſephiniſchen Geſetze wieder vernichteten, da ſie ungeſetzmäßig entſtanden waren, beſonders nach Dem, was der ſterbende Joſeph im Jahre 1790 ſelber darüber an ſie reſcribirt hatte; aber ſie hätten — da nur die Form falſch war — es bei der Vernichtung der Form laſſen ſollen. Sie hätten den vielen trefflichen Inhalt darin nicht verſchütten, ſondern ihn in ein anderes Gefäß faſſen und beſtätigen ſollen. Iſt es nicht ſchmerzlich, daß man keine Spur von dem Andenken jenes herrlichen Mannes, jenes trefflichen, wohlwollenden und das Beßte — wenn auch auf einer falſchen Bahn — erſtrebenden Regenten, eines der ausgezeichnetſten, der je König von Ungarn war, findet, ja nicht einmal die geringſte Erwähnung, als wenn er gar nicht da geweſen wäre, als wenn auf ſeinem Andenken ein Fluch läge. Hätte man nicht viel edelmüthiger, patriotiſcher und großartiger gehandelt, wenn man in einem eigenen Beſchluſſe jene neue Faſſung der Joſephiniſchen Geſetze unter der Rubrik „Joſeph II.“ aufgeſtellt und ungefähr geſagt hätte: „Dieß iſt der köſtliche Inhalt der Geſetze des Königs Josephus II., die deswegen keine Kraft haben konnten, weil dieſer König nicht gekrönt war, die wir aber in den und den herrlichen Puncten hiemit beſtätigen.“ Wird die Nachwelt nicht mit Bedauern von den Ungarn ſagen: „Von dem aufgeklärteſten und beßten Könige, den ihr hattet, geſchieht in euerem Geſetzbuche keine Erwähnung, und alle ſeine Verordnungen ſind vernichtet.“

Es iſt eine der eigenthümlichſten Erſcheinungen, die ſich durch die ganze ungariſche Geſetzgebung und Geſchichte zieht, daß ſie ſo außerordentlich hohen Werth auf ihre Krone legen, d. h. auf den goldenen, mit Perlen und Diamanten beſetzten Reif des heiligen Stephan. Dieſe handgreifliche Krone iſt doch im Ganzen nur ein äußeres Zeichen jener gewiſſermaßen nur in der Idee exiſtirenden Krone, welche als Schluß- und Eckſtein und als oberſter Gipfelpunct auf der Spitze des Staatsgebäudes, das gleichfalls ja nicht handgreiflich iſt, ſteht. Auch bei anderen Nationen ſind freilich dieſe Zeichen der oberſten Würde der Majeſtät hiſtoriſch höchſt ehrwürdig und gewiſſermaßen heilig gehalten. Aber bei den Ungarn wird die Krone nicht nur gewiſſermaßen, ſondern ganz und gar und wirklich für ein heiliges Weſen, von dem ſelber, ſo zu ſagen, eine heiligende Weihe ausſtrömt, gehalten; daher nennen ſie auch dieſen metallenen Reif „sacra Regni Corona cum clenodiis suis,“ und ſie haben das Geſetz gemacht, daß wer nicht buchſtäblich und körperlich dieſe Krone auf dem Haupte trage, gar nicht König ſei. Daher galt auch nicht wie in Frankreich der Grundſatz, daß der König nicht ſterbe. Der König ſtirbt in Ungarn, und die Krone, die mir immer, wenn die Ungarn in ihrer Geſchichte davon ſprechen, gewiſſermaßen wie ein lebendiges, myſtiſches Weſen vorkommt, herrſcht dann allein, bis ſich der neue König wieder mit ihr vermählt hat. Der neue König wird erſt „sacratissima Majestas“, nachdem er ſich die Krone auf's Haupt geſetzt hat;

daher immer die oft wiederholte Redensart: „Neocoronata sacratissima Majestas.“

Der Weg, den die Geſetzesvorſchläge auf dem ungariſchen Reichstage zu wandeln haben, bis ſie endlich nach allen Debatten, nach allen den ſtürmiſchen Hin- und Herreden ſo ruhig und ſtill in gültigen ſchwarzen Lettern auf dem weißen Papiere im Coder zu ſtehen kommen, iſt ein äußerſt complicirter und ungemein umſtändlicher. Zuerſt kommt der König mit ſeinen Poſtulaten („Propositiones Regiae“) und theilt dieſe, wie es in einer ungariſchen Statiſtik heißt, „mit anſtändigem Pompe“ den um den Thron verſammelten Ständen mit.

Dieſe Propoſitionen nehmen nun die beiden Tafeln, die der Magnaten und Prälaten und die der Ritter und Städte, in Berathung, ſtreiten, reden und fechten darüber hin und her und berathen zugleich damit auch ihre „Beſchwerden“ („Gravamina“), welche ſie den königlichen Poſtulaten gegenüberſetzen könnten, — geben ſich von ihren Beſchlüſſen untereinander Nachricht und halten ſo lange „Sessiones mixtae,“ in denen alle Stände vereinigt ſind, und „non mixtae,“ bis Alles, oder doch die Majorität darüber einig iſt, was auf die königlichen Poſtulate geantwortet werden ſolle, und welche Gravamina man ihnen entgegenſetzen möge. — „Bei allen dieſen Verhandlungen,“ bemerkt ein geiſtreicher ungariſcher Schriftſteller, „haben die Deputirten der Städte noch nie Glück oder Unglück über ihr Vater-

land gebracht". Ein Haupthinderniß iſt auch, daß ſie meiſt Deutſche ſind und ſich der ungariſchen Sprache nicht geläufig genug zu bedienen wiſſen.

Wenn der König und die Stände nun nicht einig ſind, — und dieß iſt wenigſtens zu Anfang der Landtage gewöhnlich der Fall, — ſo folgen unzählige Tractate, Reſolutionen und Repräſentationen zwiſchen beiden und natürlicherweiſe immer wieder dazwiſchen einfallende Berathungen und Verhandlungen, Beſprechungen und Sessiones mixtae und separatae der Stände, — bis ſich König und Stände endlich einen. — Puncte, über welche ſie ſich nicht einen können, werden bis auf den nächſten Landtag aufgeſchoben.

Am Ende des Landtags werden die ſämmtlichen Poſtulate und Gravamina, über welche König und Stände einig wurden, zu einer Schrift zuſammengefaßt, welche heißt: „Die Artikel der Herren Prälaten, Barone, Magnaten, Ritter und der übrigen Stände." „Articuli Dominorum Praelatorum, Baronum, Magnatum et Nobilium caeterorumque u. ſ. w." (Dieſes „Etcaetera" bedeutet die 12,000,000 Ungarn, welche nicht Edelleute ſind.)

Dieſe Artikel werden vorgeleſen und dem Könige mit geziemender Ehrerbietung zur feierlichen „General-Genehmigung" eingereicht.

Der König unterwirft nun, bevor er ſie beſtätigt, dieſe Artikel in ſeiner Hofkanzlei noch einmal einer Reviſion (Contestatio).

Wird dabei Alles richtig befunden und iſt endlich

Alles in's Reine gebracht, ſo läßt der König die ihm überreichten Artikel abermals in eine neue Form bringen, und zwar in die eines Decrets, in welchem er ihnen ſeine General= und Special=Sanction ertheilt und verſichert, daß er ſie acceptirt, approbirt und confirmirt, und daß er ſie ſowohl ſelbſt beobachten als auch von Anderen beobachtet wiſſen will.

Dieſe Decrete nun (Decreta serenissimorum et apostolicorum etc.) werden, mit dem großen königlichen Siegel verſehen und unterſchrieben, den Reichsſtänden mit eben dem Pompe, mit welchem ſie die königlichen Propoſitionen empfangen hatten, übergeben.

Darnach werden dieſe Decrete in allen Comitaten publicirt und haben vom Tage dieſer Kundmachung an Geſetzeskraft. — Auf dieſe Weiſe nun iſt durch ein mühſeliges, weitläufiges und geſchäftreiches Verfahren jenes Buch entſtanden, das ich damals auf dem Caſino in Händen hielt.

Auf keins von allen Büchern im Caſino freute ich mich aber jedes Mal ſo als auf die Schriften des Grafen Szechenyi, und ich ging, wenn ich zu ihnen griff, was ich mir ſtets bis zuletzt aufſparte, wieder zu den beſagten 20 Pfeifen, nahm mir eine friſchgeſtopfte herunter und ſetzte mich von Neuem in meinem prächtigen Lehnſtuhl zurecht. — Dieſer unermüdliche, edle und berühmte Mann, der ſchon ſo viele treffliche und nützliche Dinge für ſein Vaterland in's Leben gerufen hat, der die Dampfſchifffahrt begründete, der Wege an der unteren Donau bei der türkiſchen Gränze bauen ließ, der ein

Haupttheilnehmer an der Begründung der Peſther Gelehrten-Geſellſchaft, an dem Caſino, ja faſt bei jedem für ſein Vaterland nützlichen Inſtitute war, — denn man kann faſt keines nennen, ohne auch des Grafen Szechenyi vor allen Dingen dabei zu erwähnen, — dieſer Mann, ſage ich, hat auch noch nebenher immer Zeit gefunden, eine Reihe von Werken zu ſchreiben, welche ebenfalls die Tendenz hatten, ſein Vaterland zu reformiren, oder doch auf ſolche nöthige Reformen hinzuweiſen. Die meiſten dieſer Werke ſind auch in's Deutſche überſetzt.

Das erſte und berühmteſte heißt: „Der Credit" (ungariſch „Hitel," ſprich: „Hittel"). Unter dieſem Titel handelt es von allen ungariſchen Zuſtänden, von der Heiligkeit der Pflichten, vom Ackerbau, vom Weinbau, vom Weinhandel, vom Handel im Allgemeinen, von dem Straßen- und Wegebau, von der Dampfſchifffahrt, überhaupt von allen Dingen, deren beſſere Einrichtung der ungariſchen Nation in der Welt mehr Credit verſchaffen könnte.

Ein zweites Buch vom Grafen Szechenyi heißt: „Das Licht" oder berichtigende Bemerkungen zum „Hitel". Der Hitel hatte nämlich in dem Grafen Joſ. Deſewfy einen Gegner gefunden, der dagegen ſeinen „Taglalat" (d. h. Zergliederung oder Kritik) ſchrieb. Auf dieſen „Taglalat" war denn wieder „das Licht" die Antwort.

Leider habe ich nur dieſe Schriften des berühmten Grafen geleſen, aber ich muß ſagen, ich war erſtaunt, vor allen Dingen über — die Landsleute des Grafen,

die ſolche Dinge leſen können, ohne ſich zu erzürnen, die ſolche Gedanken und Aeußerungen nicht nur zu ertragen fähig ſind, ſondern auch noch den Verfaſſer derſelben loben, in den Himmel erheben, zu einem berühmten Manne machen, als einen liberalen Patrioten auf den Händen tragen und ſein Portrait in ihrem ganzen Vaterlande in ihren Cabineten und Schlafzimmern aufhängen. Denn in der That ich hätte ſie keineswegs für fähig gehalten, ſolche ausgezeichnet ſcharfſinnige, freimüthige und treffende Wahrheiten anzuhören und zu Herzen zu nehmen, wie der Graf ſie ausſpricht. Ich hätte nicht geglaubt, daß es Jemand wagen könne, in Ungarn, ich will nicht ſagen, gegen die öſterreichiſche Regierung, ſondern gegen die national ungariſchen Vorurtheile, Gewohnheiten und Sitten ſo unumwunden und freiſinnig beredt zu ſprechen. Es kam mir in der That bei der Lectüre dieſer Schriften immer ſo vor, als läſe ich etwas aus der Zeit des Demoſthenes, oder als hörte ich einen Patrioten der römiſchen Republik, der die Sitten des Volks und die Uebelſtände des Landes angriff.

Ich muß geſtehen, daß ich allerdings Vieles in Ungarn geſehen habe, was mir mißfiel, aber ich muß zugleich auch geſtehen und thue es mit Freuden, daß mir nichts in Ungarn vorgekommen iſt, was ſo ſehr für die im Ganzen edle Geſinnung und große Bildungsfähigkeit dieſer Nation zu ſprechen ſcheint, als auf der einen Seite die Freimüthigkeit, mit welcher der Graf Szechenyi, Koſſut und Andere, ich will nicht ſagen, ein=

zelne Mißbräuche, Uebelſtände und Verfaſſungsgebrechen getadelt, ſondern mit welcher ſie geradezu die Schattenſeiten des Charakters und die Sitten ihrer Landsleute eruirt und der Nation, ſo zu ſagen, recht mitten in den Buſen gegriffen haben, und auf der anderen Seite der Beifall, mit welchem die Nation im Allgemeinen die Schriften dieſer Herren aufgenommen hat und noch aufnimmt.

Keineswegs ſind, wie ich das auch ſchon andeutete, dieſe Herren, welche als eifrige Patrioten das Gedeihen und den Fortſchritt ihres Vaterlandes wünſchen, unter ſich einig. Vielmehr kann man ſagen, daß faſt keiner mit dem anderen ganz von derſelben Farbe iſt. Die Grafen Deſewfy, ſowohl der kürzlich verſtorbene junge edle Aurel als ſein Onkel, der Graf Joſeph, der den „Taglalat“ ſchrieb, ſind große patriotiſche Ariſtokraten, dabei aber doch Patrioten und Freunde des Fortſchritts in der Weiſe, daß die ungariſche Verfaſſung noch als eine rein ariſtokratiſche in dem Sinne der alten Verfaſſungselemente der Väter ſich feſtige und entwickele. Herr von Koſſut iſt in anderer Weiſe Patriot. Er wünſcht liberalen Fortſchritt. Er ſagt ungefähr daſſelbe, was der Graf Szechenyi in ſeinen Werken ſagte, nur ſpricht er es nicht in umſtändlichen Werken aus, ſondern in ſeinem weitverbreiteten, Jedermann zugänglichen Journale, dem Hirlap. Hierüber iſt er nun oft mit dem genannten Grafen, obgleich er im Ganzen mit ihm einerlei Meinung iſt, in einen Streit gerathen. Dieſer hat in einer Brochure nicht ſowohl die Grundſätze Koſſut's als

vielmehr ſeine Art und Weiſe, ſie vorzutragen und an allen Orten durch ſein Journal bekannt zu machen, getadelt.

Dieſer literariſche Streit oder dieſe politiſche Controverſe zwiſchen Szechenyi und Koſſut war gerade damals, als ich in Peſth war, der Gegenſtand des allgemeinſten Intereſſes und des Tagesgeſprächs. Von der Brochure des Grafen Szechenyi wurden in kurzer Zeit zwei bedeutende Auflagen gemacht und vergriffen, und ich blieb noch gerade lange genug, um die Antwort Koſſut's, in welcher er gegen den Grafen ſeine eigene Weiſe, die Sache des Vaterlandes vor dem ganzen großen Publicum zu verfechten, als die richtigere und zweckmäßigere vertheidigte, zu vernehmen.

An allen Straßenecken Peſths ſah ich damals auf rothem und gelbem Papiere dieſe Brochure Koſſut's angekündigt. „Felelet, Grof Szechenyi Istvannak Kossut Lajosto“ (Antwort an den Grafen Stephan Szechenyi von Ludwig Koſſut), und es ging von Munde zu Munde herum: „Was enthält denn der Felelet von Koſſut? Haben Sie ſchon Koſſut ſeinen Felelet geleſen?“

Bei uns in Deutſchland haben wir gar keinen Begriff von dieſem Treiben und von dieſer Behandlung der patriotiſchen Angelegenheiten, wie man es in Peſth gewahrt. Nur in Paris oder Brüſſel ſieht man etwas Aehnliches wieder. Dabei iſt zu bemerken, daß keineswegs das Publicum, das ſich für dieſe Sachen intereſſirt, ſo klein iſt, wie allein ſchon aus der Anzahl der Subſcribenten zu den Journalen (der Hirlap ſoll 4000 Exemplare abſetzen) und aus den Facten hervorgeht,

daß von ſolchen Brochuren, wie die obige, Auflagen von mehren Tauſend Exemplaren gemacht werden. Es giebt viele Puncte, worin alle Ungarn, ſie mögen ſein von welchem Stande ſie wollen, mit einander einig ſind, und wenn auch diejenigen unter ihnen, die dem ſchwach-berechtigten dritten Stande angehören, nicht ſelbſtthätig auf der Bühne mit agiren, ſo leſen ſie doch deſto eifriger und ſind für oder wider Partei nehmende Zuſchauer.

Die gelehrte Geſellſchaft und die ungariſche Sprache.

Im Mittelalter nannte man Peſth nicht anders als eine Teutonica urbs, und noch vor zwanzig Jahren war es eine vollkommen deutſche Stadt, und es war daſelbſt in der gebildeten Geſellſchaft von Ungariſch gar nicht die Rede. In den Wirthshäuſern, in den Kaffeeſchenken, auf den Bällen und Redouten, im Inneren der Häuſer, überall hörte man nichts als Deutſch. Ja diejenigen Magyaren ſelbſt, die nur ſehr ſchlecht deutſch redeten, bemühten ſich doch die wenigen deutſchen Redensarten aufzutiſchen, deren ſie mächtig waren. Es gab nicht nur viele ungariſche Deutſche, ſondern auch ungariſche Magnaten, die gar nicht einmal ihre Mutterſprache verſtanden. Ja ſogar noch im Jahre 1825 gab ein Peſther Buchhändler ein ungariſches Lexikon heraus, das nur ſehr langſam und ſchwer verkauft wurde. Da auf einmal aber fingen die Töne der ungariſchen Sprache an zu erklingen. Man hörte ſie mehr und mehr, und die Stärke ihrer anſchwellenden Fluth nahm ſo zu, daß

ſie nun laut und drohend die lateiniſche, die deutſche und die ſlaviſche Sprache umwogt und zum Theil ſchon hier und da verdrängt hat. Eben jenes, im Jahr 1825 herausgegebene Lexikon, von dem innerhalb drei Jahren nicht gar viele Exemplare verkauft werden konnten, ging im Jahre 1828 auf einmal ganz ab, und eine neue Auflage, die man machen mußte, wurde ebenfalls in ſehr kurzer Zeit völlig vergriffen.

Zur Zeit der Regierung des Kaiſers Leopold II., alſo vor 50 Jahren, hatten die Ungarn nicht einmal einen Lehrer ihrer Sprache und Literatur an der Peſther Univerſität. Erſt im Artikel 16 des Landtagsbeſchluſſes von 1790 bitten ſie den König: „ut in Gymnasiis, Academiis et Universitate Hungarica peculiaris Professor Linguae et Stili Hungarici constituatur.“ — Und jetzt verlangen ſie nicht nur, daß jeder deutſche, ſlaviſche oder ungariſche Profeſſor magyariſch vortrage, ſondern auch, daß jeder deutſche und ſlaviſche Bauer, wo nicht ein Profeſſor des Ungariſchen ſei, doch ſich des Studiums dieſer Sprache eifrig befleißige.

Die Anforderungen der Magyaren, daß die Deutſchen und Slaven magyariſch lernen und Magyaren werden ſollen, ſind zum Theil anzuſehen als eine freilich etwas ſpäte Antwort auf die an ſie geſtellte Anforderung Joſeph's II., daß die Magyaren deutſch lernen und Deutſche werden ſollten. Joſeph II. meinte, daß man die magyariſche Sprache und die magyariſchen Sitten und Gerechtſame alle als längſt veraltete Sachen bei Seite werfen könnte, und ahnte nicht, daß darunter ein Funke glimmte, der

nach ihm zur hellen Flamme auflodern ſollte. Gleich nach Joſeph's Tode machten die ungariſchen Reichsſtände ſeinem Nachfolger ein Gravamen: „De lingua Peregrina ad Manipulationem Negotiorum publicorum non introducenda“ und baten ihn: „ut autem nativa Lingua Hungarica magis propagetur et expolietur.“ Und ohne Zweifel hätte ſchon gleich nach dieſem Vorſchlage der Magyariſirungseifer ſeine jetzige Höhe erreicht, wenn nicht die franzöſiſche Revolution und Napoleon dazwiſchen gekommen wären. Der von Joſeph II. gegebene Stoß konnte daher erſt ſpäter nachwirken, wirkte nun aber um ſo ſtärker nach, da Napoleon's Feldzüge alle Nationen und Staaten Europas aufgeregt und ſie ihre Stärke und Selbſtſtändigkeit hatten fühlen laſſen. Der Enthuſiasmus für das Magyarenthum ſteht nicht vereinzelt in Europa da. Er entſtand zu gleicher Zeit mit der Begeiſterung in Deutſchland für das Deutſchthum und namentlich auch, was faſt noch wichtiger iſt, mit der Begeiſterung der Slaven für das Slaventhum.

Wenn Joſeph II. den erſten Anſtoß gab zur Erweckung des Magyarismus, wenn Napoleon dieſen Anſtoß verſtärkte, indem er die ſchlummernden Kräfte aller Nationen Europas weckte, ſo gab ihm nun endlich der ſogenannte Panſlavismus ſeine ganze jetzige Richtung. Die Magyaren, als verlorene Poſten mitten im Slavenlande, rund herum von ſlaviſchen, wie ſie mit Recht oder Unrecht vermuthen, verbrüderten und unter einander verſchworenen Nationen umgeben, glauben, daß

ſie ihre bedrohte Nationalität und Exiſtenz dadurch am beßten ſichern können, daß ſie ihre Sprache und damit auch ihre Denkweiſe und Sitte allen den Slaven, die innerhalb der Gränzen ihres Königreichs wohnen, aufdringen. Die öſterreichiſche Regierung ſcheint in neuerer Zeit, wo ſie den Philomagyaren immer mehr Zugeſtändniſſe gemacht hat, mehr oder weniger in ihre Ideeen eingegangen zu ſein. Es iſt bekannt, daß der Kaiſer Arnulph vor etwa 1000 Jahren gegen das große ihm läſtige Slavenreich die Magyaren zu Hülfe rief. Und dieſe Stellung, als mit den Deutſchen verbündete Hülfsvölker gegen das Slaventhum, nehmen die Magyaren noch ein, und jetzt, wo wieder ein großes Slavenreich zur Exiſtenz gekommen iſt, mehr als je.

Die Sprache der Ungarn war indeß bisher immer noch zu wenig ausgebildet, um ſie anderen Nationen wenigſtens einigermaßen annehmbar zu machen. Es war nichts oder wenig Bedeutendes in dieſer Sprache geſchrieben. Ja ſie hatte eigentlich nie eine literariſche Blüthezeit, ſelbſt nicht in entſchwundenen Jahrhunderten, wie z. B. die böhmiſche und andere ſlaviſche Sprachen, aufzuweiſen. Es konnte daher nichts den Zweck der Patrioten mehr fördern als die Stiftung einer ungariſchen Gelehrtengeſellſchaft, welche, alle bedeutenden vaterländiſchen Talente in ihrem Schooße einigend, es ſich zum nächſten Ziel ſtellte, durch grammatikaliſche und philologiſche Forſchungen, durch Ausarbeitung ungariſcher Grammatiken und Wörterbücher, durch Herausgabe einer literariſchen Zeitſchrift, durch Veranlaſſung der Abfaſſung

ungariſcher Werke mittels Prämien und durch Aufſtellung von Preisfragen, deren Beantwortung für die Ungarn intereſſant wäre, die ungariſche Literatur zu befördern und die Sprache zugleich auszubilden und auszubreiten.

Nach mehren verunglückten Verſuchen kam dieſe Geſellſchaft endlich im Jahre 1825 zu Stande und zwar binnen weniger Minuten auf dem Landtage. Der von uns ſchon oft genannte edle Patriot, der Graf Szechenyi, gab den Ausſchlag, indem er 60,000 Gulden C. M. zur Begründung dieſer Geſellſchaft aus ſeinem Vermögen hergab und dadurch ſogleich auch andere Patrioten zu ähnlichen auf dem Altare des Vaterlandes dargebrachten Opfern vermochte. Die Geſellſchaft bekam einen Präſidenten, dirigirende, ordentliche, correſpondirende und Ehrenmitglieder und hat deren in dieſem Augenblicke 150. Sie verfügt jetzt über ein Capital von 400,000 Gulden, beſitzt eine bedeutende Bibliothek und iſt ſeit 15 Jahren in voller Thätigkeit der Sprachausbildung und der Literaturbeförderung. Viele philologiſche, dichteriſche und hiſtoriſche Werke wurden bereits durch ſie hervorgerufen und die beßten unter ihnen mit bedeutenden Prämien gekrönt. Es iſt dieſe Geſellſchaft alſo das in Ungarn, was die franzöſiſche Akademie für Frankreich iſt.

In dem großen Sitzungsſaale der Geſellſchaft hängt ein großes Gemälde, auf welchem in Oelfarben die Idee der Geſellſchaft auf folgende Weiſe verſinnbildlicht iſt. Im Vordergrunde ſteht eine ſchöne weibliche Göttergeſtalt (etwa Minerva), die eine Trinkſchale in der

Hand hält. Hinter ihr zeigen ſich die pannoniſchen Ebenen, und im äußerſten Hintergrunde dämmern unter einer trüben Wolkenbedeckung die hohen Gebirge hervor, welche dieſe Ebenen umſchließen. Von allen Seiten kommen von den Gebirgen die Adler herangeflogen, — „es ſind die rohen ſcythiſchen Adler,“ ſagte mir ein Ungar, „wir haben uns ſelbſt damit gemeint,“ — um von dem koſtbaren Tranke aus der Schale der Göttin der Sprachreinheit, der Beredtſamkeit und Poeſie zu genießen. Einer ſchwebt ſchon nahe über der Schale, mehre ſieht man hinter ihm noch aus dem trüben Dämmerlichte der Ferne hervortauchen. — Mir ſcheint, daß die Ungarn in dieſem Bilde, zu welchem ſie ſelbſt die Idee gegeben, ſich eben nicht ſehr geſchmeichelt und ſich, beinahe allzubeſcheiden, eben kein großes Selbſtlob ertheilt haben.

In dem Vorzimmer dieſes Saales zeigte man uns auch das Bild des Grafen Szechenyi, dieſes edlen und unermüdlich thätigen Patrioten, der faſt alle neuen Unternehmungen für das Wohl ſeines Vaterlandes entweder geradezu zunächſt ſelbſt dirigirt oder doch mit ſeinen großen Mitteln unterſtützt hat. Es iſt das gelungenſte Portrait von ihm, das ich geſehen habe, von Amerling in Wien gemalt, und ich wollte, daß ich dieſe kräftigen, männlichen Züge, dieſe lebhaften Augen, dieſe markirten, buſchigen, oberhalb der Naſe etwas zuſammengezogenen Augenbrauen und überhaupt den ganzen energiſchen edlen Ausdruck ſo wieder auf's Papier bringen könnte, wie Amerling ſie mit Farben auf die Leinwand brachte.

Es würde ein intereſſanter Beitrag zur Phyſiognomik des ungariſchen Volkes ſein. Jeder Ungar weiß dieſe Züge jetzt auswendig, denn es giebt in Ungarn keinen Mann, deſſen Bildniß in den ungariſchen Wohnungen und in den Herzen der Ungarn ſo allgemein verbreitet wäre, wie Szechenyi. Ich wünſche nichts mehr, als daß ſein Bild noch recht lange im Vorzimmer der ungariſchen Geſellſchaft bleiben möge, denn man hat das Geſetz gemacht, daß die Portraits lebender Mitglieder nie in dem Saale ſelbſt aufgehängt werden ſollen.

Die ungariſche Geſellſchaft hat auch vor allen Dingen ihr Augenmerk auf die dramatiſche Literatur gerichtet und viele Ueberſetzungen deutſcher und franzöſiſcher dramatiſcher Werke, ſowie auch einige Original-Productionen veranlaßt, und dadurch iſt es den Ungarn nun möglich geworden, ein eigenes Nationaltheater in Peſth zu errichten. Bisher hatten ſie in ihrer Hauptſtadt, ſowie überhaupt im ganzen Lande überall nur deutſches Theater. Die Errichtung jenes Nationaltheaters machte einen Zuſchuß von 400,000 Gulden nöthig. Es iſt derſelbe vom Lande bewilligt worden, und die Sache iſt nun ſeit einigen Jahren im Gange. Uebrigens kann man, glaube ich, nicht behaupten, daß dieſer Zweig der poetiſchen Literatur bereits ſehr florire. So groß der Enthuſiasmus bei der Errichtung dieſes Theaters war, ſo groß ſind auch die Schwierigkeiten, die ſich der Blüthe des Unternehmens noch entgegenſtellen. Vor allen Dingen iſt es der Mangel an ausgezeichneten nationalen

Dramen, aber auch ebenſo der Mangel an vorzüglichen Acteurs und Actricen. Ich glaube, die Magyaren haben im Ganzen ſehr wenig Anlage zur Schauſpielkunſt. Sie ſind zu ungelenk und zu ſtolz dazu. Auch iſt die Maſſe derjenigen Bevölkerung, aus welcher ſie ihre Talente beziehen könnten, zu gering. Am wenigſten Anlage, ſagte man mir, hätten ſie zum Luſtſpiel; weit beſſer gelänge ihnen das Tragiſche, und ich will dieß gern glauben, denn es ſcheint mir überhaupt in dem magyariſchen Charakter weit mehr Tragiſches und Elegiſches als Heiteres und Komiſches zu liegen.

Ich hatte das Schickſal, in ihrem Theater ein Luſtſpiel mit anzuſehen. Es war eine Ueberſetzung des Scribe'ſchen Stückes: „l'art de conspirer." Ich begreife nicht, wie es kam, daß dieſes Stück, welches man in Paris gewiß in 2½ Stunde abgeſpielt hätte, auf dieſem ungariſchen Theater von 7 bis 11 Uhr dauerte. Da ich nichts davon verſtand, ſo kam mir dieſe Zeit unendlich lang vor. Bei den Schauſpielern ſchien mir beſonders ein Mangel an Mimik bemerkbar. Von 24 Logen waren nur 8 beſetzt und 16 völlig leer, aber das Parterre und die Galerie waren voll. Das gebildete und vornehme Publicum, ſelbſt das eigentlich ungariſche, geht immer lieber noch in's deutſche Theater. Die jungen Leute aber, die Studenten und Juraten, ziehen immer das ungariſche vor.

Nach der redenden und der darſtellenden iſt nun neuerdings auch die bildende Kunſt an die Reihe gekommen. Seit zwei Jahren hat ſich nach dem Muſter

unſerer deutſchen auch ein Peſther Kunſtverein gebildet, deſſen Ausſtellung ich beſichtigte. Die Gemälde waren meiſtens aus Wien, zum Theil auch aus München und anderen deutſchen Orten. Ich fand nichts Ausgezeichnetes, nicht einmal etwas Anſprechendes darunter. — Uebrigens giebt es im Auslande mehre ausgezeichnete ungariſche Malertalente, jedoch nicht aus magyariſchem, ſondern aus deutſchem Geblüte. Es war aber, wie geſagt, auf dieſer Ausſtellung, die ich ſah, nichts Beſonderes von ihnen zu finden.

Eine junge Frau, deren Mann hier angeſtellt war, eine Deutſche aus Wien, erzählte mir mit einigem Lächeln, daß hier kürzlich ein Ungar aus dem Inneren des Landes angekommen ſei, der dieſe Kunſtgegenſtände alle ohne Weiteres für ungariſche Producte gehalten und es ſehr übel genommen habe, daß ſie ihm dabei bemerkt, dieſes und jenes Gemälde ſei auch aus Wien. Auch habe dieſer Ungar den Katalog der Gemälde, der auf der einen Seite in deutſcher, auf der anderen in ungariſcher Sprache abgefaßt war, ſehr getadelt. „Wozu wird noch Deutſch hier in Ungarn gedruckt?“ habe er in deutſcher Sprache geſagt, „warum macht man den Deutſchen dieß noch weiß? Wir ſollen, wollen und müſſen ja alle Ungariſch verſtehen. Das Deutſche iſt überflüſſig.“ Dann habe er angefangen die deutſchen Blätter des Katalogs herauszureißen und erſt damit aufgehört, als er bemerkt, daß damit auch die ungariſchen, die auf der Kehrſeite gedruckt waren, verſchwanden. — Meine Wienerin erzählte mir dieß ganz leiſe, leiſe,

in einer Fenſterecke. Ich hatte gleich vom Anfange an bemerkt, daß mein deutſches Blut mit ihr ſympathiſirte. Sie blickte zuweilen, indem ſie mit mir ſprach, ängſtlich nach der Thüre, und es kam mir vor, als wäre ich mit ihr in einer Verſchwörung begriffen, und als herrſche und bedrohe uns draußen der Magyarismus. — „Uebrigens," ſagte ſie, „ſind die Ungarn ganz gute Leute, und wenn man ſie nur a weng cajolirt, ſo kommt man ſchon mit ihnen durch. Nur alleweile darf man mit ihnen nicht über ihre Sprache ſcherzen, denn da iſt's, als wenn in alle ein Geiſt gefahren wäre."

Schließlich proteſtire ich aber noch einmal dagegen, daß ich mich mit dem Geſagten über den Peſther Kunſtverein, der jetzt ſchon nicht weniger als 2000 Mitglieder zählt, oder über die Anfänge der ungariſchen Malerſchule luſtig machen wollte, und glaube, daß ich gewiß geneigt bin, die erſten Verſuche irgend einer Nation in irgend einer Kunſt mit Freuden in's Leben treten zu ſehen. Ich ſage nur: ſo habe ich es geſehen, dieß iſt geſchehen, dieſe oder jene Anregung oder Senſation habe ich dabei empfunden, und in summa iſt meine Meinung, daß gewiſſe Ungarn noch nicht zu raſch über gewiſſe Erfolge triumphiren und vor Allem ſich hüten ſollten, in ihren Katalogen ſämmtliche deutſche Blätter herauszureißen, weil ihnen dadurch gewiß auch manche gute ungariſche Seite verloren gehen möchte. Dieß meinte auch meine Wienerin. „Nach 10 Jahren, hat mir ein Ungar g'ſogt, muß hier in Peſth gar Niemand mehr ſich niederlaſſen, der nicht ungariſch ſpricht. Na!

wie wollen's denn das machen? — Wollen's denn alle Kellner und alle Schneider und alle Handwerker, Kaufleute und Fabrikanten vorher examiniren, ehe ſie ihnen die Erlaubniß geben zum Niederlaſſen? Oder wollen's alle Induſtrie und Kunſtfertigkeit im Lande ruiniren? Do werden's ja gor niks mehr haben. Wo werden's denn die Wiener Moden herkriegen, und was werden ihre Dammen dazu ſagen? Denen kann doch der ungariſche Szábo (Schneider) keine Ziſchmen und keine Attilas machen. A geng's auſſi, 's wird mein Lebtage nichts daraus! Die ungariſche Schproch iſt a garſtiges Geredt. Meklerekfed und rökkelekbol, ok mok tok und lauter ſolche talkete Ausdrucksweiſen! I für meine Perſon mog's nun ſchon gor nit, und hab' auch noch nix davon gelernt, und ich kenne genug, die hier gezeugt, geboren, erzogen und geſchult ſind und auch noch kein Wort davon verſtehen!"

In der That iſt das Letztere ſo, wie ich auch ſelbſt ſchon mehre Male zu bemerken Gelegenheit hatte, und das Uebergewicht der deutſchen Sprache, als einer gebildeteren, iſt noch immer ſo groß, daß ſelbſt Magyaren und ſogar patriotiſche Magyaren unter Umſtänden eine gewiſſe Scham anwandelt, nicht deutſch zu ſprechen. Es iſt ſo wie bei uns mit dem Franzöſiſchen. Obgleich wir alle eifrig für's Deutſche ſtreben, ſo giebt es doch immer genug Leute, ſelbſt Patrioten, unter uns, die, wenn ſie nur des Franzöſiſchen mächtig ſind, dieß unter Umſtänden zu produciren ſich viele Mühe geben. Ich hatte dieß zu bemerken mehrfache Gelegenheit. Einmal

ſaß ich im Theater hinter drei Herren, die durchaus echte Magyaren waren; ſie unterhielten ſich ziemlich laut, und zwar in deutſcher Sprache. Nur der Eine, dem das Deutſche wahrſcheinlich unbequem war, täppelte immer mit dem Ungariſchen dazwiſchen, die Anderen antworteten ihm dann zuweilen auch ungariſch, brachten aber doch die Converſation immer wieder in's deutſche Gleis zurück.

Aehnlicher Erfahrungen machte ich viele. Gewiſſe deutſche Redensarten mengen die Ungarn noch immer ein. „Auf Ehre!" führte ich ſchon oben an. Einen anderen Ungarn hörte ich reden, der, wenn die Wendung: „in moraliſcher Beziehung" oder: „in politiſcher Hinſicht" vorkam, dieß immer deutſch gab.

Auch die Stadtpolizei in Peſth muß ſich im Allgemeinen noch der deutſchen Sprache bedienen, um vom dortigen großen Publicum verſtanden zu werden. So wohnte ich einem öffentlichen Acte, der Grundſteinlegung eines jüdiſchen Krankenhauſes, bei, wobei eine Menge Volks zuſammengelaufen war. Die Stadthuſaren, welche für den Palatin, den Peſther Bürgermeiſter und andere Herrſchaften den Weg bahnten, befahlen, obgleich ſie echt ungariſche Kleidung trugen, dem ganzen Publicum auf deutſch: „Zurück, zurück da!" Denn nur dieß hätte das Peſther Publicum, en masse genommen, verſtanden, obgleich doch wieder der allgemeine Freudenruf, als der Palatin kam: „Eljen, Eljen!" war, was doch ſonſt bekanntlich auf Deutſch heißt: „Vivat!" — Ich glaube, hierin, nämlich ſowohl darin,

daß die Peſther Deutſchen ſtatt des bei anderen Deutſchen üblichen „Vivat" das oft gehörte ungariſche „Eljen" angenommen haben, als auch darin, daß die Nicht-peſther Deutſchen den Ausdruck dafür ebenfalls aus einer anderen Sprache nahmen, einen Beweis zu finden, daß wir Deutſche keine großen und geräuſchvollen Vivat-rufer ſind.

Leichter als mit der Verbannung der bisherigen Geſellſchaftsſprache, der deutſchen, die ſo tiefe Wurzeln in Ungarn geſchlagen hat, wird es ihnen mit der bisherigen politiſchen und diplomatiſchen Sprache, der lateiniſchen, werden. Ich ſage „wird," denn man muß hierbei immer im Futurum ſprechen, weil die ganze Sache noch im Werden und noch keineswegs entſchieden iſt. Die Bannſtrahlen, welche gegen das Lateiniſche ausgeſendet werden, treffen, da dieſe Sprache, ſo zu ſagen, wie jene in freiſchwebender Luft wachſenden Gewächſe, bei keinem Theile des Volkes im geiſtigen Weſen der Leute ſteckt, und da Niemand römiſch denkt, phantaſirt und fühlt, keine fühlende Bruſt und kein warmes Herz. Sie wird leichter abfallen und iſt es ſchon zum Theil. Geſetzmäßig iſt ſie aus den Wiſſenſchaften, aus der Diplomatie, vom Landtage, aus der Geſetzgebung und aus den Schulen verbannt, obgleich auch hier noch viel fehlt, daß das ſchon in praxi ſo ſei, namentlich was die Schulen betrifft. Bei meiner Anweſenheit im vorigen Sommer wurde ſelbſt auf der Peſther Univerſität noch lateiniſch vorgetragen. Einige Zweige der Wiſſenſchaft werden, glaube ich, auch noch ferner dabei bleiben.

Für die meiſten aber war der Anfang dieſes Jahres als der Termin und Todestag des Lateiniſchen angeſetzt, und bis dahin ſollten ſich alle Profeſſoren und Lehrer für ihre magyariſchen Vorträge gehörig vorbereitet haben. — Ich mag nicht daran denken, wie ſchwierig es ſein mag, dieſer Vorſchrift nachzukommen, und will es hier nicht unternehmen, dieſe Schwierigkeiten zu detailliren, da ſie zu ſehr auf flacher Hand liegen.

Es giebt einen Zweig der öffentlichen Verwaltung, in welchem nicht das Lateiniſche, ſondern das Deutſche ſeit langer Zeit eingeführt iſt; dieß iſt die Kriegsverwaltung, die Armee, d. h. die gewöhnliche ſtehende ungariſche Armee, die Feld- und Gränzregimenter; denn was die außerordentliche ungariſche Armee, die ſogenannte Inſurrection, betrifft, ſo iſt es mit ihr wieder anders. Bei jenen Feld- und Gränzregimentern iſt Alles auf deutſchem Fuße eingerichtet, und auch die Sprache im Commando, in den militäriſchen Berichten, Schriften und Verordnungen iſt ebenſo deutſch, wie dieß durchweg in der ganzen öſterreichiſchen Monarchie ſtattfindet. Daher ſieht man auch bei allen militäriſchen Inſtituten, bei allen Caſernen, Feſtungen, Wachpoſten, an Barrieren, Thoren und Häuſern nicht die königlich ungariſchen Farben (Roth, Weiß und Grün), ſondern die kaiſerlich öſterreichiſchen (Schwarz und Gelb) erſcheinen. (Nur auf der Flotte haben die Oeſterreicher ſtatt der kaiſerlichen Farben die erzherzoglichen, Roth und Weiß, aufgeſteckt.)

Freilich iſt auch dieß den Ungarn natürlich gar

nicht recht, und ſie wollen das Deutſche aus dieſem Zweige der Verwaltung ebenſo vertreiben wie das Lateiniſche aus den Auditorien und von den Kathedern. Allein ſo nachgiebig die öſterreichiſche Regierung auch in anderen Puncten gegen die Ungarn geweſen iſt, ſo iſt es doch aus tauſend Gründen einleuchtend, daß hierin keine Nachgiebigkeit ſtattfinden kann. Oeſterreich hindert nicht und achtet ſogar alle nationellen und provinziellen Sonderungen in ſeinem Staate. Es hat auch nichts dagegen, daß in Ungarn magyariſche, ſlaviſche, deutſche und lateiniſche Intereſſen ſich reiben. Es denkt vielleicht hierbei: Divide et impera. Um aber dem impera den gehörigen Nachdruck zu geben, iſt es gewiß nöthig, daß durch das Ganze ſich eine deutſch organiſirte, mehr oder weniger von deutſchen oder doch deutſch gebildeten Officieren commandirte Militärverwaltung hindurch ſchlinge. Uebrigens, ſelbſt wenn man hiervon abſehen wollte, liegt es ja auch am Tage, daß eine öſterreichiſche Armee im Felde gegen den Feind wenig werth ſein würde, wenn man alle 100 Nationen des Staates in ihrer Sprache commandiren wollte. Wie würde da in der Feldſchlacht der ganzen Maſchinerie die gehörige Energie und Raſchheit mitgetheilt werden können!

Die Frage von der Einführung der ungariſchen Sprache in der Armee wird übrigens doch auf dem nächſten Landtage wieder angeregt werden. Einſtweilen ſteht noch das große ſchöne Gebäude in Peſth, welches die Ungarn für eine Militärſchule gebaut haben, leer, weil ſie verlangen, daß darin die jungen Officiere in

ungariſcher Sprache unterrichtet werden ſollen, die Regierung aber die deutſche will. Die Ungarn, die es auf ihre Koſten gebaut haben, haben es der Regierung bisher noch nicht übergeben wollen, und ich bin nicht wenig begierig darauf, was nun mit dieſen leeren Zimmern werden wird.

Viele Ungarn haben mir die eigenthümlichen Vorzüge und die große Bildſamkeit ihrer Sprache gelobt. Ich kann natürlich nicht darüber urtheilen, weil ich nicht in dieſe Sprache eingeweiht wurde, aber ich will gern glauben, daß jene Lobredner wahr ſprachen; denn es iſt etwas Bewundernswürdiges, daß es faſt keine Sprache giebt, die nicht ihre ganz eigenen Feinheiten, ihre unnachahmlichen beſonderen Wendungen und ihre bei einer anderen nicht wieder anzutreffenden Vorzüge habe. Rühmen ſich nicht ſelbſt die Letten, die Eſthen, die Finnen, Völker, die bisher noch gar keine ſogenannte Gebildete unter ihren Nationalen zählen — (die wenigen Gebildeten, die aus ihnen hervorgehen, fallen anderen Nationen zu) — daß ihre Sprache ſolche zierliche Wendungen, ſolche treffende und kräftige Ausdrücke und beſondere Biegungen habe, daß man ſie in keiner anderen Sprache wiederzugeben vermöge. Jedes Volk ſcheint die Natur, die Menſchen, die Verhältniſſe der Dinge zu einander, die Zeiten, die Handlungen, die Seelenzuſtände nicht in ihrer ganzen unſäglichen Vielſeitigkeit aufgenommen, ſondern nur gewiſſermaßen einen kleineren oder größeren Theil alles Vorhandenen und alles Möglichen in ſich aufgefaßt und in ſeiner Sprache

ausgeprägt zu haben; daher ſind denn in jeder Sprache Lücken, die ſich wieder in der anderen nicht finden, und auch Reichthümer, welche die andere nicht beſitzt.

Ebenſo hat auch jedes Volk bei dem, was nun wirklich alle auffaßten, einen anderen Weg eingeſchlagen und nicht nur für dieſelben Dinge andere Namen gebildet, ſondern auch für die Weiſe, dieſe Namen zu beugen, zu verwandeln, zu componiren und mit einander in Beziehung zu ſetzen, iſt das eine auf dieſe Weiſe, das andere auf jene, geſchickter oder ungeſchickter verfahren. Ich will hier nur Weniges von den mir citirten Vorzügen und Eigenheiten der ungariſchen Sprache anführen, von dem ich vermuthen kann, daß es einen Denker und insbeſondere meine deutſchen Landsleute intereſſiren könnte.

Die ungariſche Sprache bildet ſehr leicht von jedem beliebigen Subſtantivum ein Verbum, indem ſie ſich den bezeichneten Gegenſtand ſogleich in Thätigkeit übergehend denkt oder etwas als mit ihm geſchehend annimmt. Dieß giebt ihr zuweilen eine Kürze, welche andere Sprachen nicht nachahmen können. Man nehme irgend ein beliebiges Wort, z. B. „Laterne". Der Ungar macht ſogleich davon das Verbum „laternen", z. B. „ich laternte ihm herunter," was wir, wenn wir es uns nur angewöhnen wollten, ebenſo gut ſagen könnten, welche freie Ableitung der Verba von Subſtantiven wir aber, ich weiß nicht warum, uns nicht geſtatten. Unſerem Gebrauche gemäß müßten wir ſagen: „ich leuchtete ihm mit einer Laterne die Treppe herunter," weil wir wohl das Wort „leuchten" von Licht,

aber nicht das Wort „laternen“ von Laterne gemacht haben. Der Ungar fragt nicht, ob dieſes Wort gemacht iſt oder nicht, ſondern er macht es auf der Stelle, und es iſt ihm dieß dem Geiſte der Sprache gemäß geſtattet. Ein anderes Beiſpiel wäre z. B. von „Piſtole“ das: „ich piſtolte ihn nieder,“ was wir nur umſchreibend geben: „ich ſchoß ihn mit der Piſtole nieder,“ oder von „Cigarre“: „ich cigarrte auf der Straße,“ d. h.: „ich rauchte eine Cigarre.“

Daß die Fürwörter ſchon in der Endigung des Verbums ſelber ſtecken, ſowie daß die Copula in der Regel ausgelaſſen wird, hat die ungariſche Sprache mit vielen anderen gemein. Daß aber viele adverbialen Begriffe, die bei uns in beſonderen Beiwörtern (als Adverbia) erſcheinen, in die Bildung der Verbalform ſelber mit aufgenommen werden, iſt wieder etwas das Ungariſche vor vielen Sprachen Auszeichnende. Frequentativa, Iterativa z. B. werden daher nicht nur wie bei uns hier und da von einigen Verben gebildet, ſondern ſie können faſt von jedem beliebigen Verbum gemacht werden; z. B. „irok“ heißt „ich ſchreibe,“ davon bilden ſie „irogatok,“ d. h. „ich ſchreibe öfters.“

Noch mehr als im Lateiniſchen fallen die Hülfszeitwörter weg. Es werden faſt alle gewöhnlichen derſelben durch beſondere Anhängungen an das einfache Verbum mit in das Wort aufgenommen, z. B. von demſelben „irok,“ ich ſchreibe, wird ſo gebildet: „irátok,“ ich laſſe ſchreiben, „irhátok,“ ich kann ſchreiben. Es werden ſogar zwei Hülfszeitwörter durch Anhängungen

in daſſelbe Wort aufgenommen, z. B. „iráthátok,“ ich kann ſchreiben laſſen. Mit jedem ſolchen ſo gebildeten Verbum kann ſofort wieder Alles vorgenommen werden, was man mit dem einfachen Verbum vornehmen durfte. So z. B. kann davon ein frequentativum gemacht werden, z. B. von „irhátok,“ ich kann ſchreiben, „irogothatok,“ ich kann öfters ſchreiben.

Etwas ganz Abſonderliches aber in der ungariſchen Sprache (nur im Engliſchen kommt hier und da etwas Aehnliches, aber nicht ſo allgemein und conſequent Durchgeführtes vor) iſt dieſes, daß alle activen Zeitwörter zweierlei Form haben, eine „beſtimmte“ und eine „unbeſtimmte“. Die beſtimmte Form tritt da ein, wo die Handlung als auf einen Gegenſtand gerichtet aufgeführt wird, die unbeſtimmte aber, wo ſie überhaupt nur als unbeſtimmte auf nichts gerichtete Thätigkeit erſcheint, z. B. „irok“ (unbeſtimmte Form) heißt: „ich ſchreibe,“ d. h. ich bin in der Handlung oder Thätigkeit des Schreibens begriffen, Engliſch: „I am writing,“ — „irom“ (beſtimmte Form) heißt: „ich ſchreibe dieß oder jenes,“ z. B. ich ſchreibe einen Brief, Engliſch: I do write a letter, — „irhátok“ heißt: „ich kann ſchreiben,“ d. h. ich beſitze die Kunſt zu ſchreiben, oder es iſt mir möglich, etwas Schriftliches aufzuſetzen, „irhatom“ aber heißt: ich kann dieß und jenes ſchreiben, z. B. den Brief.

Dieſe intereſſante Eigenthümlichkeit der ungariſchen Sprache iſt wohl für Fremde eine der allergrößten Schwierigkeiten; denn nicht nur vergeſſen ſie aus Nach-

läſſigkeit jedes Mal, wo das Verbum beſtimmt, wo es unbeſtimmt gebraucht iſt, ſondern da jedes Tempus jedes Verbums ſowohl ſeine beſtimmte als auch ſeine unbeſtimmte Form hat, und da die beſtimmte Form wieder ganz anders conjugirt wird als die unbeſtimmte, ſo wird die Stärke des Gedächtniſſes ebenſo in Anſpruch genommen als die Schärfe des Verſtandes. Die Abwandlungsweiſe der regelmäßigen Zeitwörter iſt z. B. dieſe:

Unbeſtimmte Form.	Beſtimmte Form.
irok, ich ſchreibe.	irom, ich ſchreibe (dieß).
irsz, du ſchreibſt.	irod, du ſchreibſt (dieß).
ir, er ſchreibt.	irja, er ſchreibt (dieß).
irunk, wir ſchreiben.	irjuk, wir ſchreiben (dieß).
irtok, ihr ſchreibt.	irjatok, ihr ſchreibt (dieß).
irnak, ſie ſchreiben.	irjak, ſie ſchreiben (dieß).

Es iſt ſehr ſonderbar, daß dieſer große Unterſchied der Handlungen dem Scharfſinn anderer, Sprachen bildenden Völker entgangen iſt.

Die ungariſche Sprache iſt eine aſiatiſche und zwar, wie es ſcheint, eine ſehr nahe Verwandte der ſemmitiſchen Sprachen. Sie hat daher gar keine Präpoſitionen, ſondern lauter Poſtpoſitionen, d. h. alle die Verhältniſſe, in welche die Dinge (Subſtantive) in Bezug auf Ort und Zeit mit einander oder mit einer Handlung (einem Verbum) kommen können, drückt ſie nicht durch geſondert vorgeſetzte Wörtchen aus, ſondern durch hinten nachgeſetzte und zugleich mit dem Subſtantivum, dem ſie gelten, verſchmelzende Wörter. Wir haben im Deutſchen

etwas Aehnliches, jedoch nur bei einigen Wendungen, z. B. bei dem Verhältnißworte „wärts“. Dieß fügen wir ganz ſo, wie die Ungarn es mit allen Verhältnißwörtern machen, dem Subſtantiv hinten an und laſſen es mit ihm zu einem Worte verſchmelzen. Wir ſagen „himmelwärts,“ wofür wir freilich auch ſagen können „zum Himmel“ oder „gen Himmel“.

Wie wir es mit „wärts“ in „himmelwärts“ machen, ſo halten es die Ungarn nun in allen Zuſammenſetzungen mit „wärts;“ ſie ſagen nicht blos „himmelwärts,“ ſondern auch „erdwärts“ (d. h. zur Erde), ferner „Wienwärts“ (d. h. nach Wien), „Deutſchlandwärts“ (d. h. nach Deutſchland). Und ſo machen ſie es nun nicht blos mit „wärts,“ ſondern auch mit allen anderen Verhältnißwörtern; ſo z. B. ſagen ſie nicht wie wir „in Peſth,“ ſondern „Peſthin,“ auch ſprechen ſie nicht: „ich bin nach Peſth gefahren,“ ſondern „ich bin Peſthnach gefahren.“ — „Von“ (auf die Frage: woher?) heißt im Ungariſchen: „bol;“ „von Paris“ heißt alſo: „Parisbol“.

Ebenſo, wie ſie nur Poſtpoſitionen haben, haben ſie auch nur „Poſtnomina,“ keine „Pronomina,“ die ebenfalls hinten angehängt werden und mit dem Nomen gleich wie die Caſus-Endungen zuſammenſchmelzen.

„Kep,“ heißt z. B Bild,
„kepem,“ mein Bild, „keped,“ dein Bild,
„kepünk,“ unſer Bild, „kepök,“ ihr Bild,

Dabei iſt nun aber noch folgendes ganz Beſondere und faſt Wunderliche, daß, wenn ſie den Pluralis

von einem ſolchen mit einer Pronominal-Endigung verſehenen Worte bilden, keineswegs das Wort ſelbſt in den Pluralis geſetzt, ſondern nur die ſuffixe Endigung eine andere wird, während das Wort ſelbſt im Singularis bleibt z. B.:

Sing. kep, Bild, — kep-em, mein Bild.
Plur. kepek, die Bilder — nun aber nicht etwa kepekem, wie man nach dem Deutſchen: meine Bilder, meinen ſollte, ſondern képeim.

Ebenſo Sing. kep-ök, ihr Bild, davon der Pluralis kép-eik, ihre Bilder.

Das Merkwürdigſte aber iſt die Anhängungsweiſe aller dieſer verſchiedenen Suffixen, dieſer ſuffixen Adverbia, ſuffixen Fürwörter, ſuffixen Verhältnißwörter. Die Ungarn machen auch hierbei Unterſchiede, die wieder kein Volk in Europa macht.

Des Wohllauts wegen wird nämlich eine und dieſelbe Suffixe nicht auf gleiche Weiſe jedem vorhergehenden Worte angeſchmolzen. Es kommt dabei auf die Beſchaffenheit der letzten Sylbe an, welcher ſie zunächſt angehängt wird.

Auch andere Völker haben allerdings Aehnliches, die Lateiner ſetzen z. B. bei dem Participium latus (von fero) die Präpoſition „in“ nicht ſo damit zuſammen, daß es hieße: in-latus, ſondern des Wohllauts wegen verändern ſie das n in l und ſchmelzen das „in“ ſo an, daß daraus illatus wird. So viel mir bekannt iſt, geſchieht aber in allen anderen Sprachen dieſe Anſchmelzung mittels der Conſonanten, was auch das

Allernatürlichſte zu ſein ſcheint. Bei den Ungarn iſt dieß nicht der Fall; ſie bekümmern ſich nicht um die Conſonanten und um die Härten, welche durch ihre unangenehme Häufung entſtehen könnten, vielmehr ſcheint es ihnen nur auf die Beſchaffenheit der Vocale in der letzten Sylbe anzukommen, und mit dieſen ſetzen ſie auch den Vocal der anzuhängenden Suffixe in Harmonie.

Sie haben zu dem Ende alle Vocale in zwei Claſſen getheilt, in harte und in weiche. A, o und u ſcheinen ihnen harte Vocale zu ſein, und e, ö und ü weiche. Das i aber iſt bei ihnen bald hart, bald weich. Dieſe Unterſcheidung der Ungarn zwiſchen den harten und weichen Vocalen iſt in ihrer Sprache ſo äußerſt wichtig, daß ſie als die Baſis der Etymologie an die Spitze geſtellt werden muß. Auf dieſe Weiſe hat nun jede ungariſche Suffixe, jedes Pronomen, jede Präpoſition, ja jede Declinations- und Conjugations-Endigung zweierlei Formen, eine harte Form mit einem harten Vocal zum Anhängen an die harten Vocale (a, o und u) und eine weiche Form mit einem weichen Vocale zum Anhängen an die Sylben mit weichen Vocalen (e, ö und ü).

Wir wollen hier blos einige Beiſpiele von Präpoſitionen geben. „In" heißt im Ungariſchen in der harten Form „ban," in der weichen „ben".

Es heißt demnach „in Wien" nicht „Betschban," ſondern „Betschben," wegen des weichen e im Hauptworte.

„In Rom" dagegen heißt nicht „Romaben," ſondern „Romaban" wegen des harten a in „Roma."

„In Zombor,“ heißt nicht „Zomborben,“ ſondern „Zomborban“ wegen des harten o in der letzten Sylbe.

So iſt es in der Regel. Allein die Ungarn ſind in dem, was ihrem Ohre wohlklingend erſcheint, ſo äußerſt eigen, daß ſie des Wohlklanges wegen oft das ganze Wort umändern.

So z. B. verändern ſie die Suffixe „ben“ oder „ban“ (in) bei einigen Städtenamen ſo, daß ſie gar nicht wiederzuerkennen iſt. Ja von den inländiſchen ungariſchen Städtenamen kann man beinahe behaupten, daß durch jene Ausnahme von der Regel jede ihre eigenthümliche Präpoſition in bekommen hat.

Buda heißt Ofen. „In Ofen“ ſollte alſo eigentlich heißen „Budaban“; allein dem Gebrauche gemäß heißt es blos „Budan.“ Ebenſo heißt es von Tapa (Stadt im Bakonyer Walde) nicht „Tapaban,“ ſondern „Tapan,“ dagegen wieder von Baja (Stadt im ſüdlichen Ungarn) nicht „Bajan,“ ſondern wie gewöhnlich „Bajaban.“

Bei Kaſchau wird ſogar das Hauptwort ſelber angegriffen. „In Kaſchau“ heißt nicht „Kaschauban“ oder „Kaschaun,“ ſondern „Kaschan“ (mit Auslaſſung des u).

Peſth heißt ungariſch Pest (ſprich: Peſcht), „in Peſth“ aber nicht „Pestben,“ ſondern „Pesten.“

Fünfkirchen heißt Pecs (ſprich: Pätſch) „in Pecs“ heißt nun nicht „Pecsben“ (wie doch Betschben), ſondern „Pecsött.“ Hier iſt alſo das ganze Wort ben ein anderes geworden. Daſſelbe iſt bei Györ (Raab)

und Fejervar (Stuhlweißenburg) der Fall. „In Raab“ heißt: „Györött“ und in Stuhlweißenburg „Feiérvarött.“

„In Körös“ (ſprich: Köröſch) heißt „Körösön,“ was wiederum ganz iſolirt daſteht.

Bei Szegedin (ſprich: Sſégedin) wird gar nun das i in e verwandelt, „Szegeden“ heißt: in Szegedin.

Es paſſiren die capriciöſeſten und abnormſten Dinge, wie man ſieht, in dieſem ungariſchen Sprach-Capitel, und der eine Fall giebt durchaus kein Recht, bei einem ähnlichen Falle auf Gleiches zu ſchließen; auch bei anderen Präpoſitionen findet daſſelbe ſtatt, jedoch keineswegs in dem Grade wie bei „in“. — Wenn da einem Fremden, der die Sprache lernen will, nicht ſchwindeln ſoll, ſo muß er ſchon von energiſchem Charakter ſein. Und doch behaupten die Ungarn, daß dieß Alles ganz leicht ſei, und daß, wenn man ſich einmal in den Geiſt der ungariſchen Sprache eingeweiht habe, man Alles beinahe von ſelbſt und wie durch eine gewiſſe Nothwendigkeit gezwungen recht mache. Die ungariſche Sprache ſei ein ganz natürliches Gewächs, das in allen ſeinen Regeln und Ausnahmen gar nicht anders ſein könne, als es ſei. Ich glaube, daß ſie Recht haben. Die deutſche Sprache aber halten die Ungarn ihrer Seits für unendlich viel ſchwieriger.

Mir ſagte einmal ein Ungar: „Das Erlernen der ungariſchen Sprache iſt eine gute Vorbereitung für das Deutſche, denn ſie bricht die Zunge“. Mir ſcheint dieß Wort brechen für die ungariſche Sprache, die ſo oft harte Conſonanten häuft, ſehr bezeichnend. — Eine

deutſche Dame, die man fragte, wie ihr die ungariſche Sprache vorkäme, ſagte, ſie käme ihr ſehr militäriſch vor. — Meine Wienerin auf dem Kunſtverein citirte ich ſchon oben als eine, die mir die eigenthümlichen harten und neben einander ſtehenden Sylben der ungariſchen Worte und ihre harten, unmelodiſchen Laute ſehr gut nachahmte.

Ich habe es mir einigermaßen deutlich zu machen geſucht, woher wohl die ungariſche Sprache dieß Militäriſche, dieß Gebrochene, dieß Unmelodiſche haben möchte, und glaube, es unter Anderem hauptſächlich darin gefunden zu haben, daß die Ungarn immer die Vocale aller Suffixen ſo viel als möglich mit dem Vocale in der vorhergehenden Sylbe gleich machen, und daß ſie dagegen nicht die Conſonanten mit einander verſchmelzen, ſondern hart neben einander ſtehen laſſen, — dann aber auch darin, daß es viele Suffixen (Anhängeſylben) giebt, die alle mit dem harten „k" endigen.

Ich erkläre mich über das Letzte zuerſt. Alle Pluralia endigen ſich im Ungariſchen auf k, z. B. „erdo," (Sing.) der Wald — „erdök," die Wälder. „Magyar," der Ungar — „Magyarok," die Ungarn.

Ebenſo endigen ſich alle Dative auf k, z. B. „erdönek," dem Walde, und davon alſo der Pluralis „erdöknek," den Wäldern.

Gleicherweiſe endigen ſich die vielgebrauchten Pronomina: „unſer," „euer" und „ihr" auf k:

unk oder ünk, unſer,

tok, tek, tök, euer,
ok, jok, ök, jök, ihr.

Gleichfalls endigen ſich auf k alle Suffixen für die erſte Perſon des Singularis der unbeſtimmten Verba und für alle Perſonen des Pluralis der beſtimmten Verba. Dieſe Suffixen heißen: ok, unk, tok, nak, juk, játok, ják.

Schon hierdurch allein kommt eine unzählige Menge harter, abgeriſſener Endigungen und ſcharfer Uebergänge von einem Worte zum anderen in die ungariſche Sprache. Ich könnte ganze ungariſche Sätze bilden, in welchen nicht nur jedes Wort, ſondern ſogar die meiſten Sylben mit einem harten k endigen. Ich will aber nur eine kurze Redensart nehmen, z. B. ez, heißt: dieſer, davon der Pluralis im Nominativ ezek, dieſe, und im Dativ ezeknek, dieſen; ember, heißt: der Menſch, davon der Pluralis im Nominativ emberek, und im Dativ embereknek. „Dieſen Menſchen“ heißt demnach: „ezeknek embereknek,“ worin unter 7 Sylben ſich 4 auf ein k endigen.

Was das Zweite betrifft, die Aſſimilation der Vocale, ſo iſt es außer Zweifel, daß ein Wort um ſo wohltönender ſei, je verſchiedenere Vocale es enthält. Man nehme z. B. die griechiſchen Worte: Kalliope oder Mnemosyne oder Chrysopras oder Philosophia oder Olympia, oder welches man ſonſt will. Wie ſchön und melodiſch ſpielen alle dieſe Worte die ganze Ton-

leiter der Vocale durch, vom a zum o, vom o zum u, vom u zum y, zum i und e übergehend. Welcher angenehme Wechſel für das Ohr und welche bequeme Abwechſelung für die Zunge. Wenn die Griechen nun jedes Mal bei dem Vocale der erſten Sylbe jedes Wortes ſtehen geblieben wären und die Vocale aller anderen noch anzuhängenden Sylben ihm gleich gemacht hätten, ſo daß

ſtatt Kalliope — Kallaapa,
„ Mnemosyne — Mnemesene,
„ Chrysopras — Chrysyprys,
„ Philosophia — Philisiphii,
„ Olympia — Olompoo

daraus geworden wäre, wie hart, wie einförmig, wie unſchön würde dieß ſein. Nun was die Griechen nicht gethan haben, daß haben die Ungarn wirklich gethan. Sie halten ſich an den Vocal der Stammſylbe eines Wortes und bilden ihm die Vocale aller anderen Sylben gleich oder doch ähnlich, ſo daß, ſo zu ſagen, ein Vocal, wenn er erſt einmal in einem ungariſchen Worte ſteckt, nie wieder daraus zu vertreiben iſt. Es giebt Worte im Ungariſchen, die 5—6 Sylben haben, und in denen nur ein Vocal tönt, z. B.:

ezeknek embereknek (dieſen Menſchen),
Debretzenben (in Debrezin),
Faglalat (die Kritik),
Tagadatatlan (unleugbar),
Szökölködöm (ich leide Mangel),

Püspökök (die Biſchöfe),
Szüksegeskeppen (nothwendig).

örök iſt ein Wurzelwort, welches „fortdauernd" oder „bleibend" bedeutet. Davon kommt das Verbum „öröködni" „fortdauernd bleiben," — hiervon wieder „örökös" (Subſtantiv), der, bei dem Etwas fortdauernd bleibt, d. h. „der Erbe," — davon endlich das Verbum erſte Perſon Präſ. „örököschödök," d. h. „ich werde ein Erbe," d. h. „ich erbe".

Ebenſo Stamm: var,
davon: varok, ich warte,
varnek, ich würde warten,
varna, er würde warten,
varnanak, ſie würde warten, und
varandanak, ſie werden warten.

Ferner: folt, der Flicken,
foltosni, (Verbum) flicken,
foltozott, (Adject.) geflickt.

Dieß ſei genug der Beiſpiele dieſer Art; wir könnten ſie noch mit tauſend anderen vermehren, doch wird ſchon hieraus genugſam hervorgehen, was wir oben beweiſen wollten, daß die ungariſche Sprache nicht ſowie die griechiſchen und romaniſchen zu den wohltönenden, melodiſchen und muſikaliſchen gerechnet werden könne und zu gleicher Zeit auch, warum ſie dieß nicht könne. Die Ungarn werden dieß freilich auf den erſten Augenblick nicht zugeben wollen, weil ſie dagegen hundert Beiſpiele anführen, wie Vieles

doch bei ihnen für den Wohllaut geſchehe, und dabei vergeſſen, daß das nur von demjenigen gilt, was — ſie für Wohllaut halten, was man aber nicht im Allgemeinen dafür gelten laſſen kann.

Schließlich wollen wir noch einige kleine vermiſchte Bemerkungen über die ungariſche Sprache hinzufügen, von denen wir glauben, daß ſie einen Deutſchen oder doch einen Leſer dieſes Buches intereſſiren könnten.

Sehr reich iſt die ungariſche Sprache in der Beziehung der verſchiedenen Verwandtſchaftsgrade. Wir wollen hier nicht alle die unzähligen, für die Vettern und Vettersvettern erfundenen Namen aufzählen; denn Aehnliches kommt auch in anderen Sprachen, z. B. in der finniſchen, lettiſchen und ruſſiſchen, vor. Aber eine ganz beſondere kleine Eigenheit in dieſer Hinſicht iſt es wieder, daß die Ungarn einen eigenen Namen für den Bruder und die Schweſter haben, die älter ſind als die redende Perſon, und einen eigenen wieder für den Bruder und die Schweſter, die jünger ſind, und dann wieder einen eigenen Namen für die Brüder und Schweſtern im Allgemeinen, und wiederum einen beſonderen für die Geſchwiſter ohne Unterſcheidung des Alters und Geſchlechts.

Testver heißt: das Geſchwiſter.

Testverek (der leibliche Bruder).		Nötestverek (die leibliche Schweſter).	
Bátyam (mein älterer Bruder).	Ötsem (mein jüngerer Bruder).	Néném (meine ältere Schweſter).	Húgom (meine jüngere Schweſter).

Es offenbart ſich hierin, ſcheint es mir, eine große Feinheit der Beobachtungsgabe der Ungarn; denn ohne Zweifel ſtehe ich zu meinem älteren Bruder, zu dem ich als Muſter aufblicke, in einem ganz anderen geiſtigen und verwandtſchaftlichen Verhältniſſe als zu meinem jüngeren Bruder, den ich beherrſche und der in Entwickelung und auch oft in Berechtigung unter mir ſteht.

Ich habe ſpäter erfahren, daß auch in Deutſchland hier und da etwas Aehnliches beſteht oder doch früher beſtand, ſo z. B. in der freien alten Reichsſtadt Bremen, wo man im vorigen Jahrhunderte die ältere Schweſter „ma soeur“ (oder nach dortiger Ausſprache „ma sehr“) und „Sie“ anredete, z. B.: „Ma sehr, wollen Sie ſich nicht pudern laſſen?“ während die jüngere Schweſter „Jungfer Schweſter“ und „ſie“ titulirt würde, z. B. „Jungfer Schweſter, hat ſie ſich ſchon gewaſchen?“ — Jetzt iſt dieß in Bremen verſchwunden, wie denn ſolche haarſcharfe Verwandtſchaftsunterſchiede mit ſteigender geiſtiger Cultur immer mehr verſchwinden; denn je cultivirter wir werden, je mehr der Geiſt ſich erhebt und geltend macht, deſto mehr werden die Feſſeln und Unterſchiede vergeſſen, welche die Natur unter uns machte, und welche nur da, wo rohe und patriarchaliſche Sitten herrſchen, mit eiferſüchtiger und pedantiſcher Genauigkeit beachtet werden.

Ebenſo iſt es mit den vielen Ausdrücken für die Verſchiedenheit, die durch Geburt, Geld und politiſche Macht begründet wurden. Auch für ſie haben die Ungarn ſowohl in ihrer eigenen Sprache als auch in

ihrem eigenthümlichen Lateiniſch unzählige mehr oder minder pomphafte Ausdrücke ausgeprägt, noch mehr als wir Deutſchen. Sie unterſcheiden ſehr genau zwiſchen dem bloßen Herrn „ur“ (Anrede „uram,“ mein Herr) und „tekintetes ur“ (gnädiger Herr!) Ebenſo unterſcheiden ſie die vielen Arten von „Gnaden“: „Nagysagod“ oder auch „kegyes“ (das gewöhnliche Ew. Gnaden), dann die biſchöflichen Gnaden, freiherrlichen und gräflichen Gnaden (Meltóságod).

Eine gewöhnliche Frau wird angeredet: Asszony, eine Madame: Asszonysag, eine gnädige Frau: Tekintetes asszony, eine hochanſehnliche Frau: Nagysagos asszony, eine bejahrte würdige Frau: Nagyasszony.

Auch haben die Ungarn nicht wie wir Deutſchen die Titel der höchſten und vornehmſten Perſonen aus einer fremden Sprache entnommen, ſondern ſie haben dafür eigene ungariſche Worte erfunden, z. B.:

Majeſtät: Felséged,
Hohheit: Magassagod,
Excellenz: Kegyelmes, etc.

Nur die Grafen und Barone haben ſie aus dem Deutſchen:

Baron: Báró,
Graf: Gróf.

Die unzähligen ungariſch-lateiniſchen Kunſtausdrücke für die hundert Abſtufungen der Gelehrſamkeit, des Anſehns und der Geburt, mit denen die Ungarn ihre hohen, höchſten, allerhöchſten und noch höheren Herren anreden,

alle zu ſammeln, iſt mir nicht gelungen. Wir haben auch noch überall Titel genug, aber ich glaube doch, daß bei den Ungarn der bloße „Ur,“ ſowie bei den Polen der titelloſe „Pan“ und bei den Ruſſen der fahle, pure, ſimple „Gospodin“ immer noch um ein Bedeutendes niedriger ſteht als der einfache „Herr“ in Deutſchland, oder der ſchlichte „Mister“ in England, oder der titelloſe „Monsieur“ in Frankreich.

Auch an Liebes- und Schmeichelworten fehlt es der ungariſchen Sprache nicht; doch iſt es merkwürdig, daß ein Theil derſelben von der ſlaviſchen Sprache, die in dieſer Hinſicht viel reicher iſt, entlehnt wurde. So iſt z. B. das ganz gewöhnliche und allgemeinſte ungariſche Schmeichelwort: „Batscha“ (Brüderchen, Väterchen), womit ſchmeichelnd Jeder, Alt und Jung angeredet wird, ohne Zweifel ſlaviſch. „Batiuschka“ (Väterchen) iſt in ganz Rußland das allgemeine Schmeichelwort. Die Ungarn gebrauchen das Wort „Batscha“ auch in Zuſammenſetzungen, z. B. „Schandi-Batscha“ (d. h. Alexander-Väterchen), und ſagen: „Komm her, mein Alexander-Väterchen.“

Eben der Fall iſt es mit dem Schmeichelwort „Galamb“ (mein Täubchen). Auch im Böhmiſchen (Golub), im Polniſchen (Golomb), im Ruſſiſchen (Golubtschik), iſt die Taube dasjenige Weſen, mit welchem geliebte Menſchen am allergewöhnlichſten verglichen werden.

Ein hübſches ächt ungariſches Schmeichelwort iſt aber dieß: „Gyöngyviragom“ (ſprich: jönjiwirahgom), d. h. eigentlich buchſtäblich „mein Perlenkind.“ Die

hübſche Blume, die wir Maiblümchen nennen, heißt nämlich im Ungariſchen: „das Perlenkind“, und ſo wird denn auch jedes geliebte Weſen damit benannt.

Merkwürdig ſind die Veränderungen, welche die Ungarn mit den Vornamen der Perſonen vorgenommen haben. Sie haben dieſelben zum Theil von den Slaven, wenig nur von den Griechen, meiſtens aber von den Deutſchen, oder doch durch die Vermittelung derſelben empfangen. Solche Veränderungen ſind:

Ladislaw . . .	ungariſch:	Laszlo (ſprich: Laslo).
Helene	„	Illona.
Alexander . .	„	Sandor (ſprich: Schaandohr).
Andreas	„	Andrjs (ſprich: Andriſch).
Adele	„	Etelka,
Wilhelmine .	„	Wilma.
Emilie	„	Emelka.
Therese	„	Trecsy (ſprich: Tretſchi).
Prisca	„	Piri.
Barbara	„	Borcsa (ſprich: Bortſcha). (außerordentlich häßlich!)
Sara	„	Sarolta (ſprich: Scharolta).
Johann	„	Janos (ſprich: Sanoſch).
Emmerich . .	„	Imre.
Stephan	„	Istvan (ſprich: Iſchtwan).
Joseph	„	Gózsy.
Marie	„	Marischka.
Anna	„	Panny.
Elisabeth . . .	„	Erzsebet.
Michael	„	Mischko.

Georg...... ungariſch: Jörgy (ſprich: Jörtj).
Julius...... „ Gyula (ſprich: Jula).
Ludwig .... „ Lajos (ſprich: Lajoſch).

Von den meiſten dieſer Vornamen bilden ſie dann auch wieder ſchmeichelhafte Diminutive, z. B. von

Laszlo .... Lazzi.
Sandor ... Sandy.
Sarolta ... Sary.
Illona .... Ilka.
Istwan ... Istok auch Pista (ſprich: Piſchta).
Andrjs.... Endre oder auch Bandy.
Janos..... Jancsy oder Jannj.
Erzsebet .. Oerzsy (ſprich: Oertſchi).

Merkwürdig iſt es wiederum dabei, daß die Ungarn auch hier nachſetzen, was wir vorſetzen. Es ſind dieß Alles keine Vornamen, ſondern Nachnamen. So ſagen die Ungarn nicht Graf Michael Eſterhazy, ſondern: Grof Esterhazy Mischko.

Sind in ſolchem Falle Suffixen und Poſtpoſitionen nöthig, ſo bekommt ſie allemal der Taufname, während der Familienname unverändert bleibt, wie z. B. in der oben von uns citirten Redensart:

„Fellelet Grof Szechenyi Istvannak Koschutt Lajosto“
d. h. wörtlich

„Antwort Graf Szechenyi Stephan an, Koſchutt Ludwig von.“

Viele der ſo berühmt gewordenen ungariſchen Familiennamen, ja ich glaube, die meiſten ſind mittels des Wörtchens „fy“, welches ungefähr ſo viel

als: „Sohn" bedeutet (ob es wohl das ſlaviſche „witsch“ iſt?) oder mittels der Suffixe „y,“ die ſo viel als „von" bedeutet, aus ſolchen Taufnamen gebildet.

So z. B. „Palfy“ von Pal (Paul) und fy, d. h. alſo Paul's Sohn.

„Banfy“ von Ban und fy, d. h. Sohn des Ban.

„Illeshazy“ (ſprich: Illeſchhaſi) von Illes, d. h. Elias, haz d. h. Haus, y, d. h. von. Illeshazy heißt alſo: „aus dem Hauſe Elias".

„Esterhazy“ (ſprich: Esterhasy) von Ester-has-y, d. h. „aus dem Hauſe Eſter".

Es giebt übrigens jetzt in Ungarn auch viele minder berühmte „sy's“ und „fy's,“ als die obengenannten; ich meine ſolche, die erſt in neuerer Zeit ſich ihre Namen erfanden. Es iſt nämlich jetzt, wo der Magyarismus ſo ſehr in Ungarn herrſcht, bei vielen Deutſchen, ich glaube indeß, doch nur bei der Minderzahl, Mode geworden, die alten, guten, deutſchen Familiennamen abzulegen und dafür magyariſche anzunehmen, welche gewöhnlich Ueberſetzungen der deutſchen ſind. Manche mögen einen guten Grund dazu haben, z. B. wenn ihr deutſcher Name etwa eine üble Bedeutung hatte, oder wenn ihre Familie ſchon lange zwiſchen Ungarn wohnte und der deutſche Name ihren ungariſchen Freunden vielleicht unbequem ſein ſollte; manche aber thun es aus Begeiſterung für den Magyarismus, weil ſie nichts Deutſches mehr an ſich dulden wollen, — manche aus Intereſſe, um ſich dadurch bei den Ungarn höher zu ſtellen und nicht mehr den Vorwurf, „daß ſie

Schwaben ſeien," zuzuziehen, — manche auch wohl blos, um die Mode mitzumachen. Solche Umtaufungen deutſcher Familienamen in ungariſche, ſind z. B.

Eichholz in Tolgyessy (ſprich: Töltjeſchi).
Spiegel „ Tükrössy.
Wurm „ Almay.
Ochs „ Ökrössy.
Vogelmann „ Madárſy.

Uebrigens haben von jeher ſolche Umtaufungen aus dem Slaviſchen ſowohl als aus dem Deutſchen in's Ungariſche ſtattgefunden; nur ſind ſie jetzt eben wieder aus den beregten Umſtänden mehr im Schwange als je. Der magyariſche*) Adel, der immer den Mittelpunct der ganzen Reichsmacht ausmachte, nahm mittels ſolcher Namensveränderungen viele nicht magyariſche Familien in ſeine Gemeinſchaft auf, und es fließt daher jedenfalls ſehr viel ſlaviſches und deutſches Blut in den Adern der ungariſchen Magnaten.

---

*) Wenn ich mich im Vorhergehenden zuweilen des Ausdrucks Magyaren bediente, ſo bemerke ich dabei, daß dieß nur geſchehen iſt, um die magyariſchen Ungarn von den deutſchen und ſlaviſchen zu unterſcheiden. Ich weiß ſonſt wohl, daß die Ungarn den Ausdruck Magyaren nicht gern von uns Deutſchen hören, obwoh ſie ſich ſelbſt ſo nennen. Wir mögen es auch nicht, daß die Franzoſen bei uns von Teutonique ſprechen, und wenn wir einen Franzoſen Gallier hießen, ſo würde er es auch nicht für einen Ehrentitel halten.

Ofen.

Ich ging an einem warmen Morgen in eins der ſchönen, kalten Donaubäder, um mich zu einer Fußreiſe durch Ofen zu ſtärken; denn man hatte mir geſagt, ich würde viel mit den Füßen zu arbeiten und dabei von Sonnenhitze und Staub ſehr zu leiden haben. Und in der That, ich fand ſpäter, daß ich ebenſo gern den Montblanc beſteigen würde, als die entſetzlich lange Stadt Ofen im heißen Mittagsſonnenſchein von einem Ende zum anderen noch einmal durchlaufen; deßwegen alſo ging ich, wie geſagt, in eines der ſchönen Flußbäder. Peſth beſitzt jetzt deren einige, Dank ſei es der in der ganzen öſterreichiſchen Monarchie mehr als irgendwo erwachten und allgemeiner als bei uns verbreiteten Leidenſchaft für das kalte Waſſer. Ich weiß nicht, ob die Wurzel dieſer heilſamen Leidenſchaft in Gräfenberg zu ſuchen iſt, wo ſich die vornehmen und kranken Oeſterreicher dieſe Leidenſchaft antrinken, anbaden und andouchen; aber ſo viel iſt gewiß, daß ſie exiſtirt, und wenn eine Sucht gute

Früchte und heilſame Folgen hat, ſo iſt es dieſe warme Leidenſchaft für das kalte Waſſer.

Nicht nur in Wien, in Prag, in Linz und in anderen längſt cultivirten deutſchen Städten der Monarchie findet man jetzt Anſtalten, um kalte Waſſerbäder aller möglichen Art zu nehmen, ſondern auch über ganz Ungarn haben ſich nun ſolche Bäder verbreitet, und es giebt hier ſogar in unbedeutenden Städten, in denen man ſolche Fortſchritte nicht erwarten ſollte, heilſame Vorrichtungen dieſer Art, ſo daß man nicht nur Elb-, Moldau- und Donaubäder, ſondern auch Sau-, Drau-, Mur-, Theiß-, Maros-, Körös-, Balaton- und Neuſiedler Kaltwaſſerbäder kennt. Ueber die Rücken aller Nationen der öſterreichiſchen Monarchie ſpült jetzt ſo fleißig das Naß der Flußgötter, daß es ausſieht, als finge man nun erſt an, das Göthe'ſche Lied vom Fiſcher recht zu verſtehen: „Kehrt welleathmend ihr Geſicht nicht doppelt ſchöner her?"

In alle öffentliche Inſtitute des öſterreichiſchen Staats, in die Irrenhäuſer, in die Spitäler, in die öffentlichen Schulen (zum Theil) hat man jetzt kleine Nebenarme der vorüberfließenden Ströme oder Bäche geleitet, um in reichen Regen- und Waſſerfällen den Segen der Geſundheit über die Leidenden, die Jugend und das Alter zu verbreiten, und vor allen Dingen hat man auch in die Armee das Waſſer eingeführt. Wo jetzt öſterreichiſche Truppen irgend ein bedeutendes Standquartier haben, da findet man auch eine ſehr gut eingerichtete und nachahmungswerthe Schwimmſchule.

Die zahlreichen Donaubäder bei Wien für's Militär und Civil, für Damen und Herren, für Kinder und Erwachſene, für Aermere und Reiche ſind natürlich die großartigſten und eleganteſten der Monarchie. Sie ſind dabei ſo äußerſt zweckmäßig eingerichtet, daß ich es bei der Wichtigkeit des Gegenſtandes für die menſchliche Geſundheit für etwas ſehr Nützliches halten würde, wenn man einmal eine recht detaillirte Beſchreibung von ihnen in die Welt ſchicken wollte; denn es giebt keine Stadt in Deutſchland, die dieſen Zweig der Lebenserfriſchung auf einen ſo hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hat.

Die Peſther Donaubäder ſind natürlich kleiner und minder zahlreich als die Wiener, aber ſie geben ihnen an Zweckmäßigkeit nichts nach. Es giebt große Gemeinbäder darin für die Schwimmer, Separatbäder verſchiedener Claſſen und von verſchiedenen Graden der Eleganz. Für Regenbäder und Douchen iſt geſorgt, und die Zu- und Ausgänge auf den Flößen, welche das Ganze tragen, ſind mit Blumen reichlich verziert, ſowie denn auch hier wieder oben in der freien Luft über dem Allen die ungariſchen Nationalfarben flattern.

In eins dieſer Bäder alſo, wie geſagt, ging ich, um mich für die Ofener Reiſe vorzubereiten. Sowie man in den vulkaniſchen, heißen Bädern auf der Ofener Seite in der Regel mehr Türken, Walachen und Serbier findet, ſo hat man hier auf der Peſther Seite in den Flußbädern mehr das deutſche oder weſteuropäiſche Element repräſentirt. Man könnte jene die Vulkaniſten, dieſe die Neptuniſten nennen. Zu den Neptuniſten ge-

hören außer den Deutſchen auch die vornehmen und gebildeten Ungarn.

Ich traf dießmal unter den Neptuniſten auch ein paar kleine Knaben von 12 und 13 Jahren, die mir durch ihr kluges Benehmen ſo auffielen, daß ich mich mit ihnen in ein Geſpräch einließ. Es waren die Söhne eines gebildeten deutſchen Herrn aus Peſth. Ich fand, daß der ältere ebenſo geläufig lateiniſch, ſlowakiſch und ungariſch als deutſch redete. Das Lateiniſche, ſagte er mir, habe er mit ſeinem ſiebenten Jahre angefangen, und hier habe ſich außer mir noch Niemand darüber gewundert, daß er es nun in ſeinem dreizehnten Jahre ſo fertig ſpräche. Ich muß geſtehen, daß ich es nicht mit ihm aufnehmen konnte. Das Slowakiſche habe er im Slowakenlande ſelbſt gelernt, wohin ihn ſein Vater im zehnten Jahre auf die Schule gegeben habe. Jetzt ſei er nun von dort nach Peſth zurückgekehrt, um ſich wieder im Ungariſchen etwas feſtzuſetzen, das er bei den Slowaken ein wenig vernachläſſigt habe. Das Lateiniſche, ſagte er mir, ſei als wiſſenſchaftliche und gelehrte Sprache durchaus nöthig, das Ungariſche müſſe ein Jeder können, der ſich nicht allerlei Unannehmlichkeiten ausſetzen wolle, das Slowakiſche aber könne ihm als ſlaviſcher Dialekt für die Slowaken ſowohl, als auch für die Rusnaken, die Kroaten, Slavonier, Serben und überhaupt alle Slaven in Ungarn dienen, mit denen man ja ſtets bei jedem Geſchäfte hier zu thun habe. Das Deutſche aber ſei ſeine Mutterſprache und ihm das Liebſte vor Allem.

Das Verſenden der Kinder aus einem Theile der Monarchie in den anderen, um ſich der verſchiedenen Sprachen des Landes zu bemeiſtern, iſt in ganz Oeſterreich gebräuchlich, — ſo in Böhmen, wo in den kleinen Provinzialſtädten mancher Vater bei Zeiten darauf bedacht iſt, ſeinen Sohn nach Prag zu ſchicken, damit er ſich des Deutſchen bemeiſtere, — ſo in Tirol, Kärnthen und Krain, wo die deutſchen Knaben nach den italieniſchen Confinien geſandt werden, um italieniſch zu lernen, und wo umgekehrt die italieniſche Jugend in die deutſchen Gauen und Städte wandert, um ſich das Deutſche anzueignen. Sehr häufig machen zwei unter einander befreundete Aelternpaare einen Contract, durch den ſie für eine Zeit lang ihre Kinder gegen einander austauſchen. Ein ähnlicher, aber noch viel bunterer Kinderaustauſch findet in Ungarn ſtatt. Deutſche aus Peſth ſchicken ihre Kinder auf die ſlowakiſchen Schulen, Slowaken umgekehrt die ihrigen zu ihren Peſther Freunden, Magyaren gehen zu den Slaven, Walachen zu den Magyaren, und viele von ihnen machen ſchon in ihrer Kindheit der Art die Runde im Lande — theils abſichtlich, theils vom Schickſale hinausgeführt — daß ſie, ſo zu ſagen, mit vier bis fünf Sprachen aufwachſen, die ihnen dann alle ſo geläufig ſind wie die Sprache ihrer Ammen. Ich bemerkte ſchon oben einmal, daß nicht nur unter den gebildeten Ständen, ſondern hier und da auch ſelbſt unter den Bauern ein ſolcher Kinderaustauſch zum Zwecke der Sprachenerlernung ſtatt-

findet. Man ſieht in den ungariſchen Tageblättern die Aeltern fortwährend dazu auffordern.

Alſo mit kühlem welleathmenden Geſichte wanderten wir nach Ofen hinüber. Es begegneten uns unterwegs viele erhitzte, Schwefeldampf athmende Geſichter. Es waren Vulkaniſten aus den Türkenbädern. Die Peſther Neptuniſten ſind große Gegner der Ofener Vulkaniſten. Jene haben ihre Häuſer auf lauter neptuniſchen Grund und Boden gebaut (auf Flugſand und andere, das Gepräge des Meeresgrundes tragende Formationen), dieſe auf lauter vulkaniſchen, beſonders auf Kalkfelſen. Man erkennt daher die Ofener auch gleich, wenn ſie nach Peſth herüber kommen, an dem weißen, feinen Kalkſtaube, den ſie auf ihren Stiefeln mitbringen (ich hatte immer ganz weiße Stiefeln, wenn ich vom Ofener Schloßberge herunterkam). Die Peſther wiederum muß man in Ofen an dem Steppenſtaube erkennen, den ſie wenigſtens in einigen Theilen ihrer Stadt athmen. Sowie ihre Häuſer, ſo haben ſie auch ihr ganzes ſtädtiſches Weſen, ihren bürgerlichen Gewerbeſtand, auf neptuniſche und vulkaniſche Baſis gegründet. Auf dieſer fußen die Ofener, deren vornehmſten Beſitz Weinberge und Rebenfelſen bilden, und deren erſtes Gewerbe Weinbau iſt (hinter ihrer Stadt breiten ſich ein paar Quadratmeilen ununterbrochene Weingärten aus, wo Rebe an Rebe ſteht). Auf jener aber bauen die Peſther ihre Lebensexiſtenz, bei denen Handel Nr. I. und Nr. II. iſt.

„Nicht blos an ihrem Kalkſtaube auf den Stiefeln, auch an anderen Dingen noch erkennt man die Ofener

Hauer ſogleich, wenn ſie nach Peſth herüber kommen," ſo verſicherte mir wenigſtens ein Peſther, „es iſt ganz etwas Eigenes in ihrem Weſen," und obgleich er mir dieß Eigene nicht recht beſchreiben konnte, ſo bin ich doch geneigt, daran zu glauben, denn man ſieht, merkt, fühlt und weiß viele Dinge mit Gewißheit, die man doch nicht zu beſchreiben vermag.

Wenn man aufmerkt, ſo wird man bei allen Städten, ſelbſt bei denen, die eine einzige vereinigte Gemeinde bilden, immer eine gewiſſe Eiferſüchtelei zwiſchen ihren verſchiedenen Theilen finden. Die Vorſtädte rivaliſiren mit dem eigentlichen Kerne der Stadt, die Neuſtadt mit der Altſtadt, was auch ganz natürlich iſt, da gewöhnlich auch ſchon die Berechtigungen verſchieden ſind. Bei Ofen und Peſth, die einſtweilen noch zwei ganz geſonderte Communen bilden, iſt dieß nun noch natürlicher. Die Ofener ſind große Rivalen und Antagoniſten der Peſther, und obgleich ſie von den Peſthern außer dem Weine beinahe alles Nöthige empfangen und ſogar, wenn ſie einmal eine gute, tüchtige Stecknadel kaufen wollen, über die Brücke nach Peſth hinüberlaufen müſſen (ſelbſt jene kleine Krämerin oder „Gräßlerin," die ich in der Raizenſtadt ſprach, verſicherte mir, daß ſie alle ihre kleinen Waaren, Bindfaden, Stricke, Speck, Getränke, in Peſth kaufe, weil man dieſe Handelsartikel dort billiger als in Ofen und immer aus erſter Hand erhalte), ſo liegen ſie doch immer mit ihnen im Streite.

Die Ofener wohnen diesſeits der Donau in Pannonien, welches von jeher der am meiſten dem deutſchen

Einfluſſe ausgeſetzte Theil von Ungarn war. Die Peſther dagegen wohnen jenſeits der Donau, in den Steppen von Dacien, und obgleich auch hier die Mehrzahl der Bürger deutſch iſt, — in Ofen iſt beinahe Alles deutſch — ſo haben ſie ſich doch alle mehr als die Ofener in die neue ungariſche Bewegung und in den magyariſchen Patriotismus hineingeſtürzt. In Ofen ſind daher auch noch alle Aufſchriften an den Häuſern deutſch, und nur wenige haben eine ungariſche Ueberſetzung dabei, während in Peſth immer die ungariſche voranſteht und die deutſche hinterher.

Nicht nur an dem allgemeinen patriotiſchen Aufſchwunge nehmen die Ofener weniger Theil als die Peſther, ſondern auch an der Entwickelung des ſtädtiſchen Reichthums, der Gewerbe, an den ſtädtiſchen Neubauten u. ſ. w. haben die Ofener geringeren Antheil. Peſth hat ſich auf dem linken Donauufer mit der Energie einer amerikaniſchen Stadt emporgeſchwungen und arbeitet mit Dampf und Waſſerkraft. Ofen, mit uralten, ſeit Triptolem's und Pomona's Zeiten her geheiligten Künſten beſchäftigt, liegt wie eine ſtille Landſtadt daneben und feiert die Myſterien der Ceres und des Bacchus.

Ich glaube, wenn man aufmerkſam ſein wollte, ſo würde man in allen Stücken eine Meinungsverſchiedenheit der Peſther und Ofener wahrnehmen können. In Bezug auf ſtädtiſche Geſchichte exiſtirt ſie gewiß. Ofen, indem es ſeine Vaterſtadt Alt-Ofen ſich einverleibt, behauptet die Mutter von Peſth zu ſein. Peſth aber umgekehrt beweiſt genau in alten Urkunden, daß Ofen

vielmehr ſeine Tochter ſei. Da die Entſtehung beider Städte ſo dunkel iſt, ſo wird der Streit wohl nie ausgemacht werden können; doch iſt es wohl wahrſcheinlicher, daß auf den fruchtbaren und Schutz gegen feindlichen Anfall gewährenden Ofener Bergen Menſchen und auch Stadtbürger ſich früher anſiedelten als in dem Flugſande der allen Winden und feindlichen Anfällen ausgeſetzten Peſther Wüſte.

Die Peſther ſind die ſtärkere Partei, und ſie werden gewiß, noch beſonders jetzt, wo ſie mit ihrer Brücke heranrücken, die Ofener einmal verſchlingen. Die Ofener, als die ſchwächere Partei, ſind natürlich gegen die Verſchmelzung beider Städte zu einem „Buda-Peſth," denn jetzt verfügen ſie ſelbſt über ihre kleinen ſtädtiſchen Angelegenheiten, die Vereinigung würde ſie zu Unterthanen der Peſther Bürgermeiſter machen, und am Ende würde gewiß kein Ofener mehr Bürgermeiſter werden.

Zu dem alleräußerſten Ende von Ofen, zu den Wohnungen von Alt-Ofen *), förderten wir dießmal unſere Schritte. Es waren nicht weniger als 12,000; 12,000 Mal mußten wir in den ſtaubigen und ſonneverbrannten, hüttenreichen und menſchenleeren Ufergaſſen Ofens unſeren rechten Fuß vor den linken ſetzen, bis wir endlich des Anblicks von Alt-Ofen theilhaftig wurden. In dieſer Stadtgegend vereinigen ſich die beiden äußerſten Enden der Geſchichte von Buda-Peſth; es finden ſich hier nämlich die meiſten

*) Eigentlich iſt in Bezug auf ſeine Verwaltung Alt-Ofen ein von der Stadt Ofen getrennter Marktflecken.

römiſchen Alterthümer: römiſche Bäder, römiſche Gräber, römiſche Befeſtigungen und dann die Schiffswerften, von welchen die neueſten Donau-Pyroſkaphe vom Stapel laufen. Uns Kinder des heutigen Tages trieb es zuerſt zu den neueſten Wundern, zu den Schiffswerften, die ſich auf einer kleinen Inſel Alt-Buda gegenüber befinden.

Die hieſigen Schiffswerften ſind von einem Peſther Schiffsmeiſter errichtet worden, und die ganze kleine, mit hohen Bäumen bewachſene Inſel iſt von Werken aller Art, die dem Schiffsbaue dienlich ſind, erfüllt. Es ſind bei dieſen Werken jetzt nicht weniger als 500 Menſchen beſchäftigt. Dieſe Leute ſind aus verſchiedenen Gegenden verſchrieben, in welchen der Schiffsbau ſchon einige Fortſchritte gemacht hat. Es waren darunter, wie man uns ſagte, 8 bis 9 Engländer, 50 bis 60 Italiener aus den öſterreichiſch-italieniſchen Häfen, deren man als Schiffscapitaine, Brücken- und Schiffsbauer überall an der Donau findet, alsdann ungefähr ebenſo viel Arbeiter vom Rheine und aus der Schweiz. Dieſe letzteren wählte man beſonders deßwegen, weil ſie ſchon in Erbauung von Binnenſee- und Flußdampfſchiffen einige Erfahrungen machten. Auch ein paar Holländer fanden wir darunter.

Es ſind jetzt im Ganzen elf Dampfſchiffe für die Donau aus dieſen Werften hervorgegangen, und drei fanden wir noch in Arbeit. Im Ganzen kann man wohl die Zahl der auf der ganzen Donau mit ihren Nebenflüſſen fahrenden Dampfſchiffe nicht höher als auf zwanzig anſchlagen, was alſo kaum den vierten Theil der auf dem Rheine und ſeinen Nebenflüſſen gehenden

Dampfer ſein möchte. Ein Uebelſtand iſt es einſtweilen noch, daß die Schiffswerfte von der Dampfmaſchinenfabrik getrennt iſt; während jene in Peſth iſt, befindet ſich dieſe in Wien. Es muß ohne Zweifel viele Vorzüge haben, wenn man die Maſchine auch gleich an Ort und Stelle den Schiffen anpaſſen und einſetzen kann. Auch müſſen alle Schiffe, wenn an der Maſchine etwas verdorben iſt, zur Reparatur nach Wien geſchickt werden. Sie hatte dieß Jahr vier Schiffe zu bedeutenden Reparaturen auf der Werft gehabt. Wahrſcheinlich wird man noch viele Erfahrungen machen müſſen, bis man genau weiß, welche Schiffe gerade für die Eigenthümlichkeiten des Donaubettes und der Donauſtrömungen am zweckmäßigſten ſind. „Im Ganzen,“ ſagte mir ein Holländer, „beladen ſie hier die Schiffe zu ſchwer, machen die Maſchinen zu klein und bauen die Fahrzeuge zu plump.“ Ich weiß natürlich nicht zu beurtheilen, ob dieß wahr iſt, indeß, wenn es ſo wäre, wüßte ich es mir leicht aus den Verhältniſſen zu erklären.

Es ſoll auf dieſer Inſel für nicht weniger als 2,000,000 Gulden Material in Stricken, eiſernen Ketten, ſteiriſchem Eiſen, Holz u. ſ. w. liegen. Sind dieſe Sachen erſt einmal alle zum Schwimmen gebracht und als wohlgeſtaltete Pyroſkaphe den übrigen Dampfern beigeſellt, ſo wird Ungarn gewiß darin ein Capital haben, welches ihm die Zinſen von zwanzig und mehr Millionen trägt.

Unter den noch auf dem Stapel liegenden Schiffen war auch ein eiſernes. Wir wunderten uns über die

geringe Dicke des Eiſens; Kunz von Kaufungen und Götz von Berlichingen haben beinahe ebenſo dickes Eiſen auf ihrer Bruſt getragen. Man zeigte uns eiſerne Ketten aus England und dabei andere, die hier verfertigt waren. Es war ein Unterſchied wie Tag und Nacht, und wir wünſchten in unſerem Leben vor keiner anderen als einer engliſchen Kette vor Anker zu liegen. Auch ein ganz aus Eiſen zuſammengeſetztes Schweineſchiff war hier in Arbeit, ſowie noch mehre andere Waarenſchiffe, die darauf eingerichtet waren, den Remorqueurs in's Schlepptau gehängt zu werden.

Als wir ankamen, war gerade eine Feierſtunde, die eben zu Ende lief, nachdem wir die Werke beſichtigt hatten. Es war ein intereſſantes Schauſpiel, wie auf einmal alle die großen Feuereſſen zu ſprühen und die Schmiede (meiſtens Deutſche) zu arbeiten anfingen, die großen Zangen und Scheeren ihre Mäuler aufſperrten und das harte Metall mit Leichtigkeit beſchnitten (nur in den Schneiderwerkſtätten ſieht man noch Aehnliches) und die mächtigen Hebel und Stempel Löcher in eiſerne Platten ſtießen, als arbeiteten ſie in Wachs oder Papier. Die Stricke drehten und verlängerten ſich, die Ketten dehnten ſich und ſetzten neue Glieder an, hundert Hämmer lärmten und pickerten, und die Schiffe bedeckten die Blößen ihrer Rippen mit Holzmuskeln und Eiſenmänteln. Wir blieben ſo lange, daß wenigſtens zwei Zoll weit das ganze vielgliedrige Werk der Donaudampfſchiffbaugeſellſchaft in unſerer Anweſenheit fortſchritt, und wir ſahen genau, wie die Rieſenſchritte, welche Ungarn in neuerer Zeit im Han=

del und in der Schifffahrt macht, Nagel für Nagel, Glied für Glied und Schlag für Schlag gefördert werden.

Die römiſchen Baureſte liegen meiſtens etwas ſeitwärts von Alt-Ofen und ſollen zum Theil im Sumpfe ſtecken. Wir gelangten leider nicht mehr dahin, weil wir uns zu lange auf der Margaretheninſel aufhielten, um ein altes römiſches Bad aufzufinden, das auf der Spitze dieſer Inſel halb unter dem Waſſer verſteckt liegen ſollte. Man ſagte uns, bei hoher Donau ſei es ganz unter Waſſer, und nur bei niedriger Donau käme es ganz zum Vorſcheine. Wenn, wie es nach den Umſtänden ſcheint, ein Verſinken des Bades anzunehmen unſtatthaft iſt, ſo könnte man hier vielleicht einen Maßſtab finden, um auszumachen, um wie viele Fuß die Donau ſeit den Römerzeiten durch Anſchlemmung und Aufſchüttung ihres Bodens und Bettes ihr Waſſerniveau erhöht hat.

Die Margarethen- oder Haſeninſel, die über eine halbe Stunde lang und dabei ſehr ſchmal iſt, gehört jetzt dem Erzherzog Reichspalatin, der die ganze Oberfläche derſelben in einen hübſchen Garten verwandelt hat. Sonſt war dieſer Garten dem großen Publicum geöffnet, jetzt iſt er es leider nur einzelnen Beſuchern, weil das große Publicum nicht behutſam genug mit den Anlagen und Pflanzen verfahren iſt. Eine Tochter des Königs Bela IV. und die Tataren haben dieſen Gärten einen romantiſchen Anſtrich gegeben. Denn jene Prinzeſſin (Namens Margaretha) baute hier ein Kloſter, eine Kirche und andere Häuſer, und die Tataren legten dieſe Gebäude in Schutt und Aſche, ſo daß nun

die Mauertrümmer und Bogengänge ihrer Ruinen mit den neuen Gebäuden und den Parkgebüſchen ſich zu einem maleriſchen Ganzen einen. In der Mitte der Inſel liegt ein länglicher Hügel, wie ein großer Kegel von Menſchenhand aufgeworfen. Er wird als Weinberg benutzt.

Alt-Ofen iſt zum Theil von Juden bewohnt. Auf ihre neue Synagoge, die ſie hier gebaut haben, ſind ſie nicht wenig ſtolz. Ich ſah hier zum erſten Male einen jüdiſchen Beſchneidungsſtuhl, der außerordentlich brillant ausgeſchmückt war. Die Juden, ſagte man mir, dulden in dieſer Synagoge keine Armen und keine Bettler. Die einzelnen Plätze werden wie in anderen jüdiſchen Synagogen zu hohen Preiſen verkauft; auch erlaubt man den Armen nicht einmal, im Innern des Tempels zu ſtehen, ſie haben ihre eigenen kleinen, ſchmuzigen Synagogen. Ein Katholik, der mich begleitete, machte mir, nicht ganz ohne einen Anſchein des Rechts, den Vorwurf, daß es in unſeren proteſtantiſchen Kirchen nicht viel beſſer ſei, und daß es ihn immer ſehr beleidigt habe, dort ſo oft die Kinder Gottes, vor dem doch alle gleich ſeien, nach Stand, Würden und Reichthum in ſo viele verſchiedene Sitze und Ränge vertheilt zu ſehen; es gefalle ihm weit beſſer in den katholiſchen Kirchen, wo Alles ohne Unterſchied vor Gott ſtehe oder kniee.

An dem ganzen Donauufer hin liegen lauter kleine Gemüſegärten dicht neben einander, welche diejenigen Gemüſe, die man hier beſonders viel ſpeiſt, in großer Menge hervorbringen. Das Hauptgewächs darin ſind

die Paradiesäpfel, dann Gurken- und Melonenfrüchte. Sie erinnerten mich an die tatariſchen Gemüſegärten (die Baſchtans) in Südrußland. In jedem Gärtchen ſteht ein eigener Brunnen zur Bewäſſerung der Pflanzen, und ſo giebt es hier eine endloſe Reihe von Hunderten von Brunnen, die man zu gewiſſer Tageszeit faſt in beſtändiger Thätigkeit ſieht. Die Trockenheit iſt ſo groß, daß jedes Gärtchen von einem Achtelmorgen Landes ſeinen eigenen Brunnen nöthig hat. Auch in den Vorſtädten von Peſth giebt es ſolche Gemüſegärten, manche von außerordentlicher Ausdehnung. Jedoch wie in denen von Alt-Ofen die Paradiesäpfel, ſo iſt hier die Hauptpflanze die Kapústa oder, wie die Magyaren ſagen, Káposzta (Kohl). „Dieß iſt eine ächt ungariſche Pflanze und ein ächt ungariſches Wort," ſagte mir ein Ungar, „kein Gemüſe iſt mehr verbreitet in ganz Ungarn als die Kapuſta, und es giebt Gegenden Ungarns, wo die Leute zu Anfang der Woche ſich einen Keſſel voll Kapuſta kochen und dann davon, indem ſie das Gericht alle Tage wieder aufwärmen, die ganze Woche ſpeiſen. Man nimmt an, daß die Kapuſta dadurch immer ſchmackhafter und beſſer wird und am allerbeßten ſchmeckt, wenn ſie am letzten Tage der Woche zum ſiebenten Male aufgewärmt erſcheint." Das Letzte mochte wahr ſein; was aber das Erſte betrifft, ſo zeigte mir mein Freund, daß er wenig davon wiſſe, wie unendlich Vieles die Ungarn den Slaven zu verdanken haben, und namentlich in den Gemüſegärten; denn Kapuſta iſt ein ächt ſlaviſches Wort, und die Sache, welche damit bezeichnet

wird, iſt dasjenige Gericht, welches in der ganzen ſlaviſchen Welt, von der Donau bis nach Novaja Semlja, das verbreitetſte von allen iſt, und ſolche Kohlgärten wie bei Peſth ſieht man bei Krakau, Warſchau, Moskau und Petersburg überall. Auch die Ausdrücke für Aehre (Kalasz), Heu (Széna) und Stroh (Szalma) ſind ſlaviſch. Bei vielen Culturpflanzen finden ſich natürlich auch deutſche Ausdrücke, die von den Ungarn recipirt wurden, z. B. Tengely (Dinkel), Lentse (Linſen), Salata (Salat). Ich that mir einmal in einer kleinen ungariſchen Stadt etwas zu Gute in Sauerkohl, und einige Magyaren lobten mich ſehr deßwegen, daß ich dieſes ihr Nationalgericht Kapoſta ſchon ſo gut zu ſchätzen wüßte. So ſehr haben ſie ſich an die ſlaviſche Kohleſſerei gewöhnt.

Durch das Neuſtift und die Waſſerſtadt gelangten wir auf den Schloßberg. Das Neuſtift iſt der unleidlichſte Theil von Ofen und die Waſſerſtadt in der That nicht viel angenehmer. Die Stammbevölkerung des Neuſtiftes beſtand aus einem wahren Miſchimaſchi von Pröbchen aller Völker Europens, von Italienern, Deutſchen, Spaniern, Franzoſen u. ſ. w., lauter Ueberreſten der öſterreichiſchen Armeen, welche unter Carl von Lothringen Ofen belagerten und den Türken entriſſen. Nach der Eroberung wurden ſie hier beſchenkt und angeſiedelt, wahrſcheinlich größtentheils Invaliden und ſolche, die nicht nach ihrem Vaterlande zurückkehren, ſondern ſich lieber in dem neueroberten Lande in Ruheſtand verſetzen laſſen wollten. Mit der Zeit aber ſind alle dieſe Nationen

in dem überwiegenden deutſchen Elemente aufgegangen. Jetzt ſind ſie längſt vollkommen verdeutſcht und größtentheils Weinbergbeſitzer, deren fremdartiger Stamm nur noch zuweilen an einen kriegeriſchen, aus fernen Landen zum Kampfe gegen die Erbfeinde des Chriſtenthums herbeigeeilten Stammherrn erinnert.

Wie dieſe Familiennamen, ſo erinnern auch die meiſten Namen der Weinberge, welche man von der ſchönen Promenade des Ofener Schloßberges aus überblickt, noch an jene krieg- und kampfreichen Zeiten, — ſo der Schwabenberg, auf deſſen Hochebene, zu welcher ſich ſein Gipfel verflacht, bei der Belagerung von Ofen die Deutſchen (die Schwaben) gelagert waren und wo man jetzt kleine Meierhöfe erblickt, welche von den Städtern im Sommer als Vergnügungsorte beſucht werden, — dann der Adlerberg, der ſeinen Namen daher hat, weil hier mehre Tauſend Türken von großen Schaaren von Adlern aufgefreſſen wurden. Sie waren nämlich dort vorher bei einem Ausfalle von den belagernden Armeen erſchlagen worden. Sonſt hieß dieſer Berg der Königsberg („Kiraly hegye“).

Uebrigens haben theils die Türken auf dieſem Schloßberge Ofens ſo wenig Solides gebaut, theils iſt durch die verſchiedenen Belagerungen und die endliche Eroberung Alles ſo vom Grunde aus zerſtört worden, daß hier auch kaum eine Spur von dem Allen geblieben iſt. Es iſt hier nichts mehr von den alten Hofburgen der ungariſchen Könige übrig, und ebenſo wenig von den vielen chriſtlichen und den ebenſo zahlreichen mohamedaniſchen Tem-

peln, welche den Schloßberg früher geziert haben ſollen (nur ein Gebäude ſchien mir noch die Form einer Moſchee zu haben und wurde mir, wenn ich nicht irre, auch als eine ſolche bezeichnet). — Die furchtbaren Verwüſtungen, welche Ungarn von zwei Seiten erfahren mußte, erſtlich von Oſten durch die Tataren (im 13ten Jahrhundert) und dann von Süden durch die Türken (im 16ten und 17ten Jahrhundert), ſo wie die langen Kämpfe der Türken mit den Deutſchen und anderen europäiſchen Völkern um den Beſitz dieſes Reiches haben auf ſeinen Königsburgen Alles ſo radiciter verwüſtet, wie dieß ſonſt in keiner Reſidenz irgend eines europäiſchen Volkes mehr ſtattgefunden hat. Denn ſelbſt Krakau, Warſchau und Moskau haben nach ſo manchen überſtandenen Stürmen noch immer mehr Alterthümliches als Gran, Ofen und Stuhlweißenburg. Gran legten die Tataren in Staub, Ofen und Stuhlweißenburg die Türken.

Die Rüſtkammer auf dem Schloßberge, welche ich beſah, ſoll für 80,000 Mann Waffen enthalten. Es befinden ſich in dieſer Rüſtkammer die verſchiedenartigſten Gegenſtände aufbewahrt, z. B. eine Rüſtung, die Attila getragen haben ſoll (ſie mag unecht ſein oder nicht, ſo iſt ſchon das Factum intereſſant, daß eine Rüſtung als Attila's Rüſtung noch auf dem Schloßberge zu Ofen aufbewahrt wird, und daß das Publicum daran glaubt). — Dann Ziska's Rüſtung, des berühmten Huſſitenhelden. Das Eiſen dieſer Rüſtung iſt ſo dick, daß es beinahe unglaublich erſcheint, daß ſie einer weichen

menſchlichen Haut zur Bedeckung gedient habe. Die einzelnen Stücke mußten ihm auf dem Leibe angeſchraubt und wieder abgeſchraubt werden, ſo unbequem iſt dieſe Bekleidung eingerichtet. — Alsdann eine krapprothe Freiheitsmütze aus der franzöſiſchen Revolution, auf einer langen Stange aufgeſteckt, gleichwie auf einem Stabe, den die Göttin der Freiheit zu tragen pflegt. Es iſt mir nicht bekannt, daß noch irgendwo ſonſt in Europa auf dieſe Weiſe eine ſolche Mütze aufbewahrt würde. — Nachher eine dickſtoffige ſeidene Kreuzfahrerfahne. Auf der einen Seite ſteht der öſterreichiſche Adler geſtickt (oder gemalt?), auf der anderen ein Chriſtusbild. Es ſollen mit dieſer Fahne öſterreichiſche Kreuzfahrer nach Paläſtina gezogen und damit von dorther zurückgekehrt ſein. Hätte ſie aber einen ſolchen Zug mitgemacht, ſo müßte ſie, ſcheint es mir, in minder guten Umſtänden ſein, als ſie es in der That iſt. (Sollte es eine Fahne aus dem ungariſchen Kuruzenkriege ſein?) — Dann noch viele Fahnen der **République Française**, der **Respublica Cisalpina** und der Carbonari von Neapel. Auf dieſen Carbonarifahnen (man muß dergleichen jetzt außerhalb Neapel in Ungarn ſuchen) iſt eine Freiheitsmütze zwiſchen zwei Dolchen dargeſtellt, und daneben ſtehen das Freimaurerzeichen und die pathetiſchen und ſchlecht erfüllten Worte: „**Egualianze o morte! Subordinazione alle legge militari!**“ — Eine charakteriſtiſche Trophäenſammlung, welche den Antheil bezeichnet, den Ungarn an dieſen oder jenen Ereigniſſen nahm.

Es befinden ſich hier in Ofen auch große Magazine für Salpeter, einen Artikel, den Ungarns Steppen in ſo großer Quantität und ſo ausgezeichneter Qualität erzeugen wie die Salpetergebiete Oſtindiens. So wie die ungariſchen Truppen die vornehmſten in der öſterreichiſchen Monarchie ſind, ſo iſt es auch der ungariſche Salpeter, der das Pulver faſt für die ganze öſterreichiſche Armee hergiebt. Die Ungarn nennen den Salpeter ebenſo wie die Slaven und auch die Ruſſen Salniter oder Saliter (magyariſch eigentlich Salétrom), lauter Worte, die wahrſcheinlich Corruptionen des lateiniſchen sal nitrum ſind. (Woher kommt unſer Ausdruck Salpeter? Hat unſer Volk aus Mißverſtand aus dem „Nitrum" einen Petrum gemacht?) — Man ſoll allen Salpeter, der aus Ungarn gewöhnlich nach Oeſterreich geht, auf ein Quantum von 10,000 Centnern anſchlagen können. Auch nach Polen (Galizien) und anderen Ländern wird viel ungariſcher Salpeter in kleinen Tafeln ausgeführt, jedoch blos für die Apotheken. In Preßburg wird ein großer Theil des ungariſchen Salpeters zu Kanonenpulver verarbeitet.

Das Ofener Schloß, in welchem der Erzherzog Reichspalatin reſidirt, ſteht auf der Stelle des alten Schloſſes der Könige von Ungarn, das während der Türkenzeit in traurigen Trümmern dalag. Es iſt ein großes und ſchönes Gebäude, obgleich es außer ſeiner Lage, am Rande des Schloßberges hin, im Inneren eben nichts Ausgezeichnetes hat. Die inneren königlichen Gemächer ſind mit Gemälden geſchmückt, einige Schlachtſtücke aus dem

dreißigjährigen Kriege, Maria Thereſia in ihrem ungariſchen Krönungsornate und dergleichen darſtellend. Wir bekamen vom Schloßaufſeher leicht die Erlaubniß, Alles zu beſichtigen. Eine Kammerdame oder ein Kammerfräulein gab uns wieder die Erlaubniß, die Zimmer der Gemahlin des Palatins anzuſehen. Der Fremde findet immer in ganz Ungarn bis in das Königsſchloß hinauf freundliche Zuvorkommenheit gegen ſeine Wünſche.

Alles, was wir ſahen, ließ uns auf den frommen und religiöſen Sinn jener erlauchten Dame ſchließen. Zinzendorf's Portrait und eine Bibel mit Erläuterungen lagen auf ihrem Nachttiſche, dabei eine Bittſchrift, die daſelbſt niedergelegt war und die ſie bei ihrer Rückkunft (ſie war mit dem Palatin auf ihrem Landſitze in der Nähe von Ofen) empfangen ſollte. In ihrem Wohnzimmer ſtand ein Spinnrocken, und ein kleiner Harlequin und anderes Spielzeug für ihre Kinder lag daneben herum. An der Wand des Wohnzimmers hingen die Portraits der beiden älteſten Kinder des Palatins, des Erzherzogs Stephan und ſeiner Schweſter Helmine, Zwillingsgeſchwiſter, beide liebenswürdige, allgemein gefeierte Kaiſerkinder. Der Erzherzog Stephan, ein junger, thätiger, wohlwollender und kenntnißreicher Mann in der Blüthe ſeiner Jahre, iſt in Ungarn beſonders beliebt und wird als der zukünftige Reichspalatin deſignirt. Seit der letzten Peſther Ueberſchwemmung, wo er ſich mit mehren anderen jungen Leuten ſehr thätig erwies, hat die Liebe zu ihm noch mehr zugenommen, und man ſieht ſein Portrait im ganzen Reiche vielfach

verbreitet. Er hat ein Geſicht, das gleich auf den erſten Anblick die Herzen gewinnt.

Die Erzherzogin Helmine, ſeine Schweſter, eine ſchöne junge Prinzeſſin, die ihm ſehr zu gleichen ſchien, erregte ſchon damals meine beſondere Theilnahme. Ich fragte den alten Schloßwärter, der uns begleitete, ob ſie denn wirklich ſo gut ſei, wie man allgemein ſage. „Ja," erwiderte er, „ſchaun's doch nur, wie ſie ausſchaut. So gut, wie ſie ausſchaut, ſo gut iſt ſie auch. Eine beſſere kann's gor nit geb'n. Sie wohnt nit hier in der unteren Schloßetage, ſondern oben." — Jetzt wohnt ſie bekanntlich wirklich oben. Alle öſterreichiſchen Blätter zeigten mit gerechtem Schmerze vor Kurzem ihren frühzeitigen Tod an.

Die Ausſicht aus den Fenſtern des Schloſſes iſt ſchön. Zunächſt zeigt ſich der große Bogen der breiten Donau, den ſie zwiſchen Peſth und Ofen beſchreibt, dann Peſth und der ganze lange prächtige Quai, den es am Ufer des Fluſſes hin bildet. Ueber Peſth liegt beſtändig — wenigſtens habe ich es im Sommer ſelbſt bei'm Sonnenſchein nie anders geſehen — eine dämmerige ſchwarze Wolke von Staub und Dunſt. Schon die äußerſten Vorſtädte, vom Schloſſe aus geſehen, fangen an darin zu verſchwinden. Hinter ihnen ſieht man das Rakosfeld und den es umgebenden Wald hervordämmern. „Am Rande des Waldes ſehen Sie auch den Königshügel. „Kiraly hegye" (ſprich: Kiral hetj) nennen ihn die Ungarn. Können's ausnehmen?" — Wir nahmen ihn

ziemlich deutlich aus, d. h. auf Nichtöſterreichiſch: wir konnten ihn genau erkennen.

In einem Theile dieſes Schloſſes reſidirt nun auch die „Corona cum clenodiis suis“ (die ungariſche Krone mit ihren Kleinodien). Wenn mir dieß ein Ungar erzählte, ſo kam es mir immer ſo vor, als wenn er von einer Prinzeſſin ſpräche, die mit ihren kleinen Kindern da wohne. Sie hat ein eigenes Zimmer, in das man aber nicht gelangen kann. Doch ließ ich mich ſo weit führen, als man nur irgend kommen konnte, nämlich bis in ihre Antichambre, wo Tag und Nacht zwei Soldaten auf- und abgehend Wache halten; denn ſie hat ſogar ihre eigene Wache, die ſogenannte Kronwache, die aus 64 Mann beſteht, welche weiter nichts zu thun haben als jene Poſten abwechſelnd zu beſetzen, was ein wenig Unterhaltung bietendes Geſchäft ſein mag. Die Caſerne oder das Wachhaus dieſer Kronwache befindet ſich vis à vis dem Flügel des Schloſſes, in welchem die Krone liegt. Vom erſten ſind die beiden Fenſter ihres Zimmers vermauert, und nur drei kleine Luftlöcher ſind in dieſer Vermauerung gelaſſen, wahrſcheinlich damit die Luft drinnen nicht verderbe und ſtickend werde, und zwar ſo:

Ebenſo befindet ſich ein Luftloch in der eiſernen Thüre, welche ihr Zimmer verſchließt, und vor der die beiden hohen Grenadiere Jahr aus, Jahr ein ununter-

brochen ein Jahrhundert nach dem anderen auf- und niedergehen. Jene eiſerne Thüre iſt mit drei mächtigen Schlöſſern verſchloſſen, zu welchen drei hohe Beamte die Schlüſſel haben, ich glaube, der Primas, der Palatin und die Kronhüter. Dieſe Kronhüter, es ſind ihrer zwei, ſind die oberſten Beamten, ſo zu ſagen, der Krone und gehören auch zu den höchſten Chargen des Reichs. Es werden immer angeſehene Magnaten dazu genommen. In jenem Zimmer nun liegt die Krone in ein koſtbares Futteral verpackt und in einer eiſernen Kiſte verſchloſſen, welche mit den fünf Siegeln des Königs, des Primas, des Palatins und der beiden Kronhüter verſiegelt iſt. Sie wird, wenn die Krönung eines Königs vorgenommen werden ſoll, im Beiſein jener Herren ausgepackt und dann unter der Bedeckung ihrer Leibwache nach Preßburg geſchafft. An der Gränze jedes Comitats wird ſie von den Behörden des Comitats empfangen und begleitet. Bei der Krönung wird ſie dem Könige auf's Haupt geſetzt, der Königin aber nur auf die rechte Achſel, und dann begiebt ſie ſich mit eben demſelben Pompe wieder in ihre dunkle Clauſe und Kiſte zurück.

Es iſt keine Krone in Europa zu finden, die ſo merkwürdige Schickſale erlebt hat, wie die ungariſche. Denn trotz dem, daß ſie den Ungarn ſo heilig ſchien, iſt ſie ihnen mehre Male abhanden gekommen. Sie iſt in Verſatz geweſen bei einem deutſchen Kaiſer. Einmal hat ſie ſich lange Zeit auf dem Schloſſe eines Herrn

in Siebenbürgen aufgehalten. Sie war in Räuberhänden. Sie machte auch eine unfreiwillige Reiſe nach Böhmen. Zuletzt nahm ſie Joſeph II. nach Wien. Aber ſo groß — wohl gewiß mit Recht — die Unzufriedenheit der Ungarn über dieſe letzte Verſetzung war, ſo groß war ihre Freude, als ſie wieder nach Ofen kam. Ihre Reiſe daher unter Leopold II. glich einem Triumphzuge.

Das Merkwürdigſte, was ich an dieſer Krone finde, iſt das, daß ſie halb aus dem Oſten (aus Konſtantinopel) und halb aus dem Weſten (aus dem römiſch-deutſchen Reiche, genau aus Rom) ſtammt. Der goldene Reif nämlich oder das Stirnband des halbkugelförmigen Diadems wurde vom Kaiſer Ducas dem ungariſchen Könige Geyſa I. im Jahre 1076 geſchenkt. Die obere Hälfte dagegen, die zwei quer übereinander liegenden goldenen Bogen, ſind Bruchſtücke jener Krone, welche Papſt Sylveſter im Jahre 1000 dem heiligen Stephan verehrte. Kunſt und Arbeit, Sprache, Schrift und Bilder ſind auffallend auf beiden Theilen verſchieden. Auf dem einen iſt Alles byzantiniſch und auf dem anderen römiſch.

Und ſo ſpiegelt ſich denn die geographiſche Lage Ungarns, vermöge deren es im Norden beider Halbinſeln, der italieniſchen und der griechiſchen, mitten zwiſchen dem europäiſchen Oriente und Occidente liegt, und die ſich in allen ſeinen Verhältniſſen, in den religiöſen, wie in den politiſchen, kund giebt und in ſeiner ganzen Geſchichte als vornehmſter und wichtigſter

Moment aufzufaſſen iſt, auch ſogar in ſeiner Krone wieder ab. Byzanz und Rom (das wir zugleich als Repräſentanten und Genoſſen des katholiſchen occidentaliſchen Oeſterreichs nehmen) ſchrieben ſelbſt bis auf den oberſten Knopf des ganzen ungariſchen Staatsbaues ihre Denkſchriften.

Oeffentliche Sammlungen.

Geſammelt hat ſich bis jetzt im Ganzen noch wenig in Peſth. Es iſt daran auf der einen Seite nach Oſten die Zerſtreuungsluſt der Türken und auf der anderen Seite nach Weſten (man kann über keine Sache in Ungarn in's Klare kommen, ohne nicht jedes Mal dieſen zwiefachen Blick nach Oſten und nach Weſten hin zu thun) der Sammeleifer der Wiener ſchuld.

Die Türken haben unzählige Kloſterbibliotheken auf ihrem Gewiſſen und ebenſo auch die einſt ſo berühmte und ausgezeichnete Corviniſche Bücherſammlung, welche in Ofen aufgeſtellt war, und die zum Theil verbrannt, zum Theil in ganz Europa verſtreut wurde. Der Sammeleifer der Wiener hat wieder in neueſter Zeit den Ungarn Vieles entzogen. Denn ſo wie etwas Intereſſantes in Ungarn entdeckt ward, was ſich für ein Muſeum eignet, ſo nahm man es für Wien in Anſpruch. Denn theils bezahlte man dort für ſolche Dinge am meiſten, theils wußte man beſſere Mittel und Wege, zu den Gegen-

ſtänden zu gelangen, theils hatte man mehr Eifer als in Peſth. Immerhin indeß giebt es nun auch hier in Peſth ſchon Gegenſtände genug, welche ohne Zweifel der Aufmerkſamkeit und Betrachtung des Reiſenden ſehr werth ſind.

Ich eilte vor allen Dingen zu dem ungariſchen Nationalmuſeum, welches auf Veranlaſſung und zum Theil auch mittels eines bedeutenden Vorſchuſſes des Grafen Szechenyi geſtiftet wurde. Es enthält viele Dinge, dergleichen man bei uns nicht ſieht. Leider war mir ſo wie allen Fremden, die in dieſen Jahren nach Peſth gekommen ſind, es nicht vergönnt, die ganze Sammlung zu beſichtigen. Denn des Baues eines neuen großen Muſentempels auf dem Platze des abgeriſſenen alten wegen hat man die ganze Sammlung in ein anderes Haus gebracht, in welchem ſie zum Theil verpackt iſt.

Es iſt ſchade, daß man nicht Vorſorge traf, die Sache ſo einzurichten, daß das im Muſeum aufgehäufte Capital an wiſſenſchaftlichem Material nicht eine ganze Reihe von Jahren ohne Nutzen bleibe. Denn auch ſelbſt das hat man nicht berückſichtigt, die Sammlung, ſo weit ſie ſichtbar gemacht werden konnte, doch wenigſtens in der Mitte der Stadt aufzuſtellen. Man hat ſie nämlich ganz zu der unendlich weitläufigen Stadt hinaus verlegt, ſo daß es ſelbſt zu Wagen eine kleine Reiſe iſt, dahin zu gelangen.

Es iſt gar keine Frage, daß das Muſeum, ſo wie es jetzt dort aufgeſtellt iſt, viel an Ordnung verloren haben wird, und daß es ſehr ſchwer ſein muß, es ſpäter

wieder ganz in Ordnung zu bringen. Es iſt übrigens noch keineswegs als ein einigermaßen vollſtändiges ungariſches Muſeum zu betrachten, welches ſchon Pröbchen von Allem enthielte, was Ungarns Natur, Kunſtfleiß und Hiſtorie an Naturalien, Alterthümern und Manufacten liefern könnte.

Ganz ausgezeichnet iſt die Sammlung von Brauneiſenſtein, der nirgends in der Welt ſo zierliche, ſo wunderbare und unglaublich zarte Formen gebildet hat als wie in einem Theile Ungarns, im Gömörer Comitate bei dem Orte Sirk. So geſchickt und fein man das Eiſen jetzt in Berlin und anderen Orten auch gießt, ſo dürfte es doch ſchwer fallen, dieſe wunderhübſchen Naturproducte künſtlich nachzuahmen.

Obgleich ich mit einem ſehr berühmten Mineralogen und Geologen dieſe Sachen bewunderte, ſo habe ich doch in keiner Weiſe eine richtige Vorſtellung davon erhalten, wie dieſe Dinge entſtanden ſein mögen, und wie man ſich die Eiſenmaſſe zu denken habe, die dieſe hübſchen, zierlichen Formen bildete. Zuweilen ſieht es aus, als wäre dieſe Maſſe dickflüſſig geweſen und in großen und kleinen Tropfen herabgefallen, die ſofort erſtarrten und ſich über einander lagerten. Die Tropfen liegen zuweilen mit einander verſchmolzen nierenförmig zuſammen. Zuweilen aber auch ſcheinen ſie wie kleine feine Perlen auf Fäden oder Stäbchen an einander gereiht. Manchmal muß die Maſſe ganz zähflüſſig geweſen ſein wie Leim oder wie geſchmolzenes Siegellack, denn es haben ſich viele eiſerne Fädchen bei'm Herabtröpfeln gebildet, die oft ſo zart

ſind wie Haare und wie Spinngewebe kreuz und quer durch einander hinlaufen. Mitunter ſieht man, wunderbar genug, in einer Eiſendruſe oder einem Neſte ſich dieſelbe Bildung hundert Mal hinter einander wiederholen; ſo z. B. haben ſich die Tröpfchen oder Perlen, regelmäßig nach oben hin ſich verkleinernd, wie kleine feine Thürmchen abgeſpitzt, und viele ſolcher Thürmchen ſtehen neben einander. Zuweilen gehen die eiſernen Perlenfäden kreuzweiſe durch einander wie die Fäden in einem Gewebe, und hier und da glaubt man, die zierlichſten eiſernen Muſter zu Brabanter Spitzen zu ſehen. Anderes wiederum hat ſich in dem durchbrochenen gothiſchen Geſchmack aufgeſtapelt. Es ſind in die Wiener Sammlungen und auch in andere europäiſche Muſeen Stücke von dieſen ungariſchen Brauneiſenſteinbildungen übergegangen; aber das Beßte davon ſieht man hier an Ort und Stelle.

Ebenſo zahlreich ſind auch die Ferrificate aus der Marmaros (ſprich: Marmaroſch). In dieſer öſtlichen Gegend von Ungarn ſind ganze Wälder in Eiſen verwandelt. Man ſieht hier alle möglichen Theile der Bäume in Eiſen umgewandelt, Fichtenzapfen, Holz, Reiſer, Rinde, Blätter, Alles zu Eiſen geworden, ja ſogar Haſelnüſſe, in deren Schale noch die ferrificirten Nüſſe ſich bewegen.

Unter den Vögeln der zoologiſchen Sammlung iſt das Bein eines Schlangenadlers, in welchem ein Baſchkirenpfeil ſteckt, beſonders intereſſant. Derſelbe wurde 1825 bei Potaraſzt geſchoſſen. Der Pfeil ſteckt ihm gerade recht mitten in dem dicken Muskel der oberen Lende;

daſ andere lange Ende des Rohrs hat ſich der Adler wahrſcheinlich abgebiſſen, das Eiſen der Spitze aber verwuchs im Fleiſche. Es befindet ſich ein von mehren Perſonen unterſchriebenes Papier dabei, welches die Sache bezeugt.

Hier ſieht man auch das ächte ungariſche Schaf, welches die Magyaren noch mit über die Karpathen brachten, und welches nun immer ſeltener zu werden anfängt. Es hat ſehr große Hörner (ſie haben mehr als 2 Schuh Länge), die weit auseinander ſtehen und in kurzen Windungen ſich um eine gerade Linie drehen. Die Ungarn nennen dieſes Schaf „Magyar kos“ (ſprich: Mojar koſch), „das magyariſche Schaf.“

Die ſämmtlichen ungariſchen Fiſche der Donau, der Theiß und des Balaton, die man ſo oft mit Paprika wohl gewürzt auf dem Teller hatte, ſieht man nun hier in Spiritus wohl conſervirt oder ausgeſtopft und an die Wand genagelt, — den „Schill“ oder „Schiel,“ den ſogenannten Sandbarſch, eine Art Sander, „Perca Lucioperca,“ ungariſch: „Süllo,“ — den „Dick,“ den gewöhnlichen Hauſen, Accipenser Huso, ungariſch: „Tok,“ — den „Stierl,“ Accipenser Sturio, ungariſch: „Ketsege,“ — dann den köſtlichſten von allen, den Fogas (ſprich: Fogaſch), auch eine Art Sander, Perca Lucioperca, — den „Scharren“ oder „Wels,“ Silurus Glanus, ungariſch: „Hartsa,“ bei dem mir mein ungariſcher Begleiter bemerkte, es wäre an der Theiß ſprüchwörtlich, von Jemandem, der den

Mund ein wenig voll nähme, zu ſagen: „Er hat ein ſo großes Maul wie eine Hartsa,“ — die „Gareiſel,“ Cyprinus Carassus, ungariſch: „Karasz,“ — dann den „Zigeunerfiſch,“ wie man in Ungarn den Schlei nennt. Ich fragte meinen Begleiter, warum man ihn ſo nenne. „Weil,“ ſagte er, „dieſer Fiſch in allen Laken ſich findet, wie der Zigeuner in allen Gebüſchen und Schmuzwinkeln.“

Dann zeigen ſich hier die Reiherarten, von denen die ungariſchen Magnaten-Söhne die Federn für ihre Kalpaks (Mützen) nehmen. Es ſind beſonders der Kocsay Gém (ſprich: Kotſchai Gehm) und dann der Bibor Gém (Purpurreiher). Der erſte hat 3 bis 4 ſchnurartige, lange Federn am Kopfe, die man von ſeinem Schädel auf jene Kalpaks verſetzt. Der Purpurreiher aber hat nur 2 bis 3 Federn von ſchwarzer Farbe auf dem Kopfe. Dieſe letzteren ſind die allertheuerſten und nur für die allerhöchſten und reichſten Häupter beſtimmt.

Eine wilde Katze wurde in der Milchkammer eines Wirthshauſes in Ofen („zum goldenen Einhorn“) gefangen und erſchlagen. „Die Jungen, die ſie erſchlugen, zogen ihr das Fell ab und brieten und aßen das Fleiſch,“ ſagte mir mein Begleiter. In dem Ofener Gebirge kommt die wilde Katze nicht eben ſelten vor.

Im ſüdlichen Ungarn giebt es ſchon viele Scorpione und auch Schildkröten. Es ſind mehre Exemplare dieſer Thiere auf dem Peſther Muſeum.

In der Sammlung der ungariſchen Kunſtproducte, unter denen viele waren, die ebenſo auch bei uns gemacht werden, fielen mir die Arbeiten eines müſſigen

Hirten auf. Derſelbe hatte ſeine fetten Käſe zu feinen Fäden geſponnen und aus dieſen Fäden dann allerlei Dinge gemacht, z. B. Quaſten, Franſen ꝛc., und dieſelben ſpäter getrocknet, ſo daß ſie conſervirt werden konnten. Mein Begleiter ſagte mir, die Hirten auf den Puſten ſeien recht oft große Künſtler in der Formirung des Käſeſtoffes.

Ebenſo wunderlich wie dieſe vergängliche Käſe-Filigran-Arbeit iſt die Mühe, welche ſich eine arme hieſige Künſtlerin gab, das Bildniß des ungariſchen Königs mit braunem Menſchenhaar auf weiße Seide zu ſticken. Das Stück weiße Seide beſaß ſie, zu brauner Seide fehlte es ihr aber an Geld, daher ſtickte ſie mit ihrem Haar.

Manche Geräthſchaften wachſen den Ungarn ſchon auf den Bäumen, ſo z. B. die Weinheber. Es giebt nämlich eine Art von Kürbis, welche die Ungarn „Lopotök“ (den Heberkürbis), die Deutſchen „Langhals“ oder auch „Keilkürbis“ nennen. Dieſer Kürbis hat ſehr lange Früchte von geringem Durchmeſſer. Die ungariſchen Bauern benutzen die ausgehöhlten Röhren ſtatt künſtlicher Wein- und Bierheber. Auf dem Muſeum befand ſich einer von 6 Fuß Länge.

In einem anderen Saale war eine Menge von Dingen aufgehäuft, die den hiſtoriſchen Erinnerungen der Ungarn theuer ſein mußten, z. B.: Rüſtungen von Stephan Bathory, von den beiden Hundy's, dem Janos und ſeinem Sohne Matthias; jene iſt ein ſilberner Kettenpanzer. Die Ungarn, die hier auf's Muſeum

kommen, blicken dieſem Kettenpanzer ſogleich auf die linke Schulter und erkennen ihn an einem Loche, durch welches ſein Beſitzer von dem Streithammer eines Türken eine Wunde empfing, für ächt. Viele eiſerne und ſilberne, oft ſehr künſtlich gearbeitete „Buzgány“ (ſo heißen im Ungariſchen die ſonſt gebräuchlich geweſenen Streitkolben oder Fauſthammer), eine große Sammlung berühmter Säbelklingen und Lanzen, die in der Hand jener und anderer ungariſcher Helden an der Erhaltung des Vaterlandes arbeiteten, ſind hier ebenfalls zu ſchauen. Das Merkwürdigſte unter dieſen Waffen aber waren mir wieder die Bogen, Pfeile und das Schwert Attila's, dieſes großen Mannes, den viele Ungarn gern den ungariſchen Napoleon nennen möchten, andlich noch eine Fahne des berühmten Aufrührers Rakozy mit der Inſchrift: „Deus non derelinquet justam causam“ (Gott wird die gerechte Sache nicht verlaſſen).

Nach einigen Jahren, wie geſagt, wird die ganze intereſſante Sammlung ſich ganz anders präſentiren. Auch wird ſie noch um Vieles vergrößert werden; denn man hat die Sammlungen mehrer Privatleute dazu gekauft, und das Peſther Muſeum wird ſich dann würdig den übrigen europäiſchen Muſeen anreihen und den Gelehrten manche bisher noch wenig gekannte Schätze darbieten.

Das neue Gebäude iſt in ſeinem ganzen Gerippe bereits fertig; es fehlt blos die Bekleidung. An brillanter Ausſtattung dieſes Gebäudes wird nichts geſpart, nur

könnte man ſeine Lage tadeln; denn es liegt ziemlich entfernt von dem Mittelpuncte der Stadt und iſt von lauter kleinen und unbedeutenden Häuſern umgeben; doch werden vielleicht mit der Zeit eben des Muſeums wegen ſich dieſe Häuſer auch in einem ſchönen Style umbauen. Die Säulen, welche das Frontiſpice tragen, ſind mit großen Capitälern (nach der korinthiſchen Ordnung) gekrönt. Dieſe Capitäler ſind in Wien aus Zink gegoſſen.

Der erſte Saal in der Nähe des Einganges wird eine Art von Pantheon für ungariſche Helden und Genies werden, deren Statuen man darin aufſtellen will. Hätte der Baumeiſter uns unbefangenen Laien dieſen Saal im Plane, ehe er ihn baute, gezeigt, ſo hätten wir ihm geſagt, uns ſchiene er im Verhältniß zu ſeinem Breiten- und Längendurchmeſſer wenigſtens um die Hälfte zu hoch. Er hat nämlich, wie wir genau ausmaßen, nur 40 Fuß im Durchmeſſer und dabei, wie wir ungefähr taxirten, eine Höhe von 10 bis 12 Klaftern. Das Gewölbe ſteigt auf dieſe Weiſe thurmartig auf, und zwei über einander ſtehende Reihen dünner, langer Säulen tragen das Ganze. Von dem Pantheon aus laufen rechts und links in zwei Etagen und einem Souterrain lange Reihen von Zimmern und Sälen rund in den vier Flügeln herum. Es iſt eine ſo außerordentliche Menge von Räumen da, daß gewiß der Sammeleifer der Ungarn ſich ſehr angeregt fühlen wird, um ſie alle zu füllen.

Von Bücherſammlungen iſt in Peſth die bedeutendſte,

die der Univerſität. Sie hat jetzt 90,000 Bände, welche, wie das meiſte Gute in Oeſterreich, beſonders durch Joſeph's II. Bemühungen zuſammengekommen ſind. Im Vorhauſe der Bibliothek befinden ſich noch einige Andenken an den anderen großen Bibliothekar und Büchersammler Ungarns, den König Matthias Corvinus, ſein Wappen nämlich, in demſelben rothen Neſzmelyer Marmor ausgearbeitet, der noch jetzt in Peſth ſo häufig zu architektoniſchem Schmucke angewendet wird. Es iſt dieſes Wappen das Einzige, ſo ſagte man mir, was man von dem geprieſenen Königspalaſte in Ofen nach der Türkenzeit gefunden hat. Das Wappen ſtellt einen Raben vor, der einen Ring im Schnabel hält. In ſeiner Jugend ſoll dem Könige ein goldener Ring von einem Raben geſtohlen worden ſein; man prophezeite ihm deßwegen großes Glück, und als die Prophezeiung in Erfüllung ging, nahm er den Raben und Ring in ſein Schild.

Matthias und Joſeph haben manches Aehnliche mit einander, und es wäre der Mühe werth, eine Parallele zwiſchen beiden zu ziehen. Joſeph zog bekanntlich einmal in Mähren mit dem Pfluge ein paar Furchen, um ſelber zu ſehen, wie leicht oder ſchwer denn dieſe Arbeit ſei. Matthias Corvinus that etwas Aehnliches: „Er ſchlug einmal, als er im Gömörer Comitate Hof hielt, ſeinen vornehmen Gäſten vor, nach Tiſche einen Weingarten zu bearbeiten. Er ſelbſt, der König, ein friſcher, ſchlanker und munterer Mann, verrichtete die Weingartenarbeit ſingend und gleichſam im Spiele, aber

ſeine adeligen Mitarbeiter klagten bald über Anſtrengung und Ermüdung; da enthob ſie der König der Arbeit, erinnerte ſie aber zugleich, nie zu vergeſſen, welche Mühe es dem Bauer koſte, das zu erzeugen und zu erwerben, was ſie öfters leichtſinnig vergeudeten und verpraßten. Beide, Joſeph und Matthias, ſtarben in der Kraft ihrer Jahre, und bei dem Tode beider triumphirten die Oligarchen und Prälaten; es weinten aber die Bürger und Bauern. Nach Joſeph's Tode ſagten die Bauern, „ſie hätten ihren Vater verloren," und nach des Corvinus Tode ſprachen ſie, „mit ihm ſei die Gerechtigkeit für ſie in Ungarn ausgeſtorben."

In dem großen Saale der Bibliothek fand ich erſtlich zwei alte, große Weltkugeln, die unter dem Dogen Moroſini in Venedig angefertigt worden waren, (es gab eine Zeit in Ungarn, wo ſehr viel Kunſt und Wiſſenſchaft vom adriatiſchen Meere her bezogen wurde) und dann zwei neue in Ungarn verfertigte Weltkugeln, auf denen ich erkannte, wie weit die ungariſche Sprache bereits fortgeſchritten iſt; denn ſelbſt der Aequator, die Ekliptik und ſogar die meiſten Sternbilder hatten ihre eigenen ungariſchen Namen empfangen. Die Bücher, welche mir hier in die Hände fielen, waren eine Rede des Grafen Bathyany bei Gelegenheit der Aufſtellung des Monuments für Kaiſer Joſeph II. und ein Gebetbuch eines frommen Peter Bornemiſſa. Ich vermuthete natürlich, in erſterer eine Lobrede auf den Verblichenen zu finden; es war aber eine auf den lebenden Franz. Den Peter Bornemiſſa kannte ich nicht und fragte, wer er wäre.

Das Buch ſelbſt antwortete mir darauf: „Fuit hereticus Lutheranorum ministellus“ (er war ein ketzeriſches Predigerlein der Lutheraner).

Von Privat-Bibliotheken in Peſth iſt die bedeutendſte die des bekannten Hiſtorikers Herrn von Horváth. Es iſt wohl eine der für Geſchichte reichſten Sammlungen, die es überhaupt giebt. Ich fand darin unter anderen ſelbſt von einigen deutſchen Reichsſtädten eine ziemlich vollſtändige Literatur beiſammen.

Am allerärmſten iſt Peſth an Gemälde-Galerieen. Die ungariſchen Magnaten, welche ſich für Kunſt intereſſirten, haben ihre Schätze alle in Wien aufgehäuft, und Peſth iſt auch in dieſer Hinſicht als Provinzialſtadt vernachläſſigt. Nur ein Kaufmann, der für die Kunſt begeiſtert und Mitglied von ſechs auswärtigen Kunſtvereinen iſt, Herr Iſzer, hat mehre hübſche Gemälde geſammelt. Ich glaube beinahe, daß es in Europa keine zweite Hauptſtadt irgend eines Königreiches giebt, die bisher ſo wenig für die bildende Kunſt gethan hat, wie Peſth. Die materiellen und dampfenden Braten, die lebendigen, athmenden Frauen, die flüſſigen, feurigen Weine ſind hier noch immer mehr in Anſehen als die gemalten, die wie eine neckende Fata Morgana nur das Bild aller dieſer Gegenſtände hinzaubern, während doch nichts dahinter iſt.

Beſuch bei den Peſther Iſraeliten.

Das ganze Königreich Ungarn hatte

im Jahre	1785	—	75,000	Juden	nach Schwartner.
„ „	1805	—	130,000	„	
„ „	1834	—	246,000	„	nach Steller.
„ „	1837	—	254,000	„	

Jetzt, im Jahre 1842, wird alſo wahrſcheinlich, wenn wir nach dieſen feſtſtehenden Daten auch nur einen jährlichen, durchſchnittlichen Zuwachs von 3000 Seelen annehmen, ihre Anzahl auf 270,000 geſtiegen ſein. In circa 50 Jahren haben ſich daher die Juden in Ungarn um mehr als das Dreifache vermehrt, während in eben dieſem Zeitraum die ganze Bevölkerung dieſes Landes (ohne die Militärgränze) nach der Joſephiniſchen Zählung

1785 — 7,000,000 und

1839 — 11,973,000,

1842 aber wahrſcheinlich nur wenig mehr als 12,000,000 Seelen betrug und ſich alſo noch lange nicht verdoppelte.

Die jüdiſche Bevölkerung Ungarns ſchritt alſo beinahe in einem doppelt größeren Verhältniſſe vor als die ganze Bevölkerung des Reichs.

Es iſt dieß in der That ein merkwürdiges Factum. Ungarn iſt nach Galizien dasjenige öſterreichiſche Reich, welches die meiſten Juden beſitzt. Hinter Galizien ſteht es freilich noch immer ſehr zurück; denn das kleine Galizien mit ſeinen 4,000,000 Einwohnern hat gerade ebenſo viele Juden als das große Ungarn mit ſeinen 12,000,000 Seelen. Verhältnißmäßig hat alſo Galizien gerade dreimal ſo viele Juden als Ungarn; denn hier kommt auf 48 Menſchen ein Jude, dort aber auf 16.

Obgleich es große Theile des Landes gab, wo ſie durch das Geſetz von der Anſiedlung ausgeſchloſſen waren, z. B. die ganze Militärgränze, Kroatien und Slavonien, ſo haben doch von jeher die Juden eine große Rolle in Ungarn geſpielt, und es gab Zeiten im Lande, wo, ſo zu ſagen, alle Geld- und Handels-Angelegenheiten in ihren Händen waren. In neuerer Zeit hat Joſeph II. vergebens an ihrer bürgerlichen Verbeſſerung gearbeitet, und jetzt bemühen ſich die Reichstage in Nachahmung deſſen, was in anderen Ländern Europa's für ſie geſchehen iſt, durch Ausdehnung ihrer Gerechtſame ihr Loos und dadurch ihren Charakter zu verbeſſern und ihre Verſchmelzung mit den übrigen Bürgern zu befördern.

Vieles geſchieht in dieſer Hinſicht auch im Schooß der Juden ſelber, und die Reformen des jüdiſchen Kirchen- und Schulweſens in Berlin, Wien, Prag und

anderen Orten haben auch hier in Ungarn den Impuls zu ähnlichen Verſuchen gegeben. Die Peſther Judengemeinde, die aus 1400 Familien beſteht *), folgt in dieſer Beziehung dem ihr von der Wiener iſraelitiſchen Gemeinde gegebenen Beiſpiele. Wir ſprachen ſchon bei Prag von dieſen Reformen; ſie wurden 1826 in Wien eingeführt, und in Peſth 1828, — ein Zeichen, wie ſchnell das Beiſpiel von Wien auf Peſth rückwirkt.

Ganz wie in Prag und Wien haben ſich nun auch hier die Juden in Anhänger des Alten und für das Neue Begeiſterte getheilt, ohne jedoch zwei verſchiedene Parteien zu bilden. Der gelehrte Rabbiner, den ich beſuchte, Herr Schwab, ſpielt hier ganz die verſöhnende Rolle, wie Herr Rappoport in Prag, indem er zu beiden Parteien, der alten und der neuen, geht und ſie auszugleichen ſucht.

Die Juden ſind hier in Charakter, Weſen, Sitten und Beſchäftigung denen in Polen und Böhmen gleich; denn von dieſen Ländern her bekamen ſie von jeher den größten Zulauf. Die ſpaniſchen oder orientaliſchen Juden, deren es auch hier wie in Wien eine kleine Colonie giebt, ſollen, wie mir die anderen Juden verſicherten, in Abnahme begriffen ſein. (In ſtatiſtiſchen Werken erhält man hierüber keine Auskunft.) Dieſe ſpaniſchen Juden ſind, wie die Serbler, Zigeuner

---

*) So ſagten mir die Peſther Rabbiner. In ſtatiſtiſchen Werken fand ich die Anzahl der Seelen auf 5000, 6000, einmal ſogar auf 14,000 angegeben. Jene 1400 Familien laſſen wenigſtens auf eine Anzahl von 8500 Seelen ſchließen.

und andere Völker von Konſtantinopel her die Donau heraufgewandert. Jene entgegengeſetzte Juden-Einwanderung von Norden her aus Polen und Böhmen findet noch immerfort bis auf unſere Tage ſtatt, und ſollten einmal die liberalen Vorſchläge des letzten Landtages, die ihnen ſogar die Möglichkeit, Grundeigenthum zu erwerben, zugeſtanden wiſſen wollten, durchgehen, ſo wird jene Einwanderung ſich noch vermehren, und die Juden werden nach Ungarn, wie nach dem gelobten Lande, pilgern.

Alle Jahre 4 Mal, zu den Peſther Meſſen, kommt ein großer Strom von Juden aus Mähren, Schleſien, Krakau und Lemberg nach Peſth, und viele von ihnen knüpfen dann natürlich hier dauernde Verbindungen an und bleiben im Orte. Die aufgeklärteſten und induſtriöſeſten Juden erhält Ungarn aus Mähren und Böhmen (aus Wien deßwegen weniger, weil dort die Judengemeinde überhaupt kleiner iſt). Böhmens Einfluß auf Ungarn iſt indeß ein fortdauernd wohlthätiger und aufklärender. (Wir erwähnten ſchon oben einmal der häufigen Einwanderung böhmiſcher Fabrikanten). Unter den ſechs Lehrern, die an der neuen jüdiſchen Schule in Peſth angeſtellt ſind, ſtammen allein vier aus Böhmen und nur zwei aus Ungarn ſelbſt. Dieſe Art von Einwanderung, ich meine die von gebildeten und kenntnißreichen böhmiſchen Juden, möchte wohl in Zukunft eher geſchwächt und ganz behindert werden, da von nun an alle Lehrer und Angeſtellte ungariſch ſprechen und vortragen ſollen. Uebrigens, ſagte mir einer der Lehrer, hätten die eingeborenen Peſther Juden die Idee des Magyarismus

zum Theil mit außerordentlichem Eifer aufgegriffen, und es gäbe bereits viele, auch jüdiſche Damen unter ihnen, die nichts mehr als ungariſch ſprechen wollten, an der ungariſchen Journal=Lectüre eifrigen Antheil nähmen und das Deutſche zu verachten anfingen.

Die vornehmſte Knabenſchule der Peſther Juden beſuchte ich, und wohnte daſelbſt dem Zeichnen=, Schreib= und Geſchichtsunterrichte bei. Sie hat 300 Schüler, unter denen ich kleine in Lumpen gehüllte Bettelknaben neben Kindern von reichen Kaufleuten fand. Bis jetzt iſt es noch ſo, daß die Kinder in ihrem achten, neunten, zehnten Jahre noch ganz deutſch, und in der Regel ohne auch nur etwas Ungariſch zu verſtehen, hier aufgenommen werden. Sie erlernen das Ungariſche in den unteren Claſſen grammatikaliſch, und dann werden ihnen in den höheren Claſſen gewiſſe Gegenſtände in dieſer Sprache vorgetragen. Es wird, wie geſagt, ſchwer werden, die tüchtigen Lehrer dazu zu finden, denn für und von Juden iſt bisher in ungariſcher Sprache noch nichts geſchrieben worden. Die Juden in ganz Ungarn und Polen haben außer ihrer hebräiſchen Literatur nur noch eine deutſche Literatur, und ihre Bildung iſt mit tauſend Fäden an Deutſchland und die deutſche Sprache geknüpft.

Die Methode des Geſchichtsunterrichts bei den Peſther Juden gefiel mir ſehr wohl. Der Lehrer dictirte den Kindern die Geſchichte in einem kurzen Gerippe, welches die Hauptfacta, Namen und Jahreszahlen enthielt, und dann erzählte er ihnen das Ganze in einem freien Vortrage. Das Gerippe aber, welches er in ihrem Kopfe un=

verwüſtlich feſtſtellen wollte, ließ er ſie dann zu Hauſe buchſtäblich auswendig lernen. Es iſt dieß die einzige Methode, wie Geſchichte vorgetragen werden ſollte, wie ſie aber leider noch keineswegs überall vorgetragen wird.

Ich bemerkte, daß die Schüler einige ungariſche Worte an die Tafel geſchrieben hatten. Sie enthielten eine Fürbitte für einen ihrer Mitſchüler. Der Lehrer mußte lange daran ſtudiren, bis er ihren Sinn herausbekam.

Die Rabbiner leben hier noch eingezogener als bei uns, ſind gewöhnlich zu Hauſe, dürfen auf keine Weiſe in's Theater gehen und müſſen ſich überhaupt an öffentlichen Vergnügungs- und Verſammlungsplätzen ſo wenig als möglich zeigen, um bei den Ihrigen keinen Anſtoß zu geben. Mein Bekannter, Herr Schwab, ſagte mir, es würden jetzt viele gelehrte jüdiſche Schriften zu Zolkiew in Galizien gedruckt. In Wien oder Prag aber müſſe der Talmud und das Geſetz gedruckt werden. Sonſt waren Sulzbach und Dürrenfurt Hauptdruckorte für die jüdiſche Literatur. Wahrſcheinlich beruht jenes Muß des Druckes des Talmuds in Wien oder Prag nicht ſowohl auf einer geſetzlichen Vorſchrift, als auf den eigenthümlichen Schwierigkeiten, die dieſer Druck hat und die wohl nur in den größeren Druckanſtalten jener beiden Städte überwunden werden können. Ich ſah z. B. in der Bibliothek meines Freudes einen in Wien in zwölf Bänden gedruckten Talmud, der folgendermaßen eingerichtet war. Es war ein Babyloniſcher Talmud (der Jeruſalem'ſche ſteht hier, wie ja wohl überall in der

jüdiſchen Welt, in geringerem Anſehen). Der Text der Mischna und Gemara war in der Mitte jedes Blattes als Kern mit großen Lettern gedruckt. Die berühmten, von einem franzöſiſchen Juden, Salomon Jarſchi, dazu geſchiebenen Anmerkungen (die bei den Juden ſehr angeſehen ſind, und welche ſie hier „Raſchi" nennen; denn man hört ſie oft fragen: „Was ſagt der Raſchi?" womit ſie ſowohl den Verfaſſer als ſeine Annotationen bezeichnen) ſind in einer breiten Einkantung mit kleinen Lettern um den Kerntext rund herum gedruckt, und um dieſe herum ſteht dann wieder am Rande des Blattes der Tossephit, welcher Anmerkungen mehrer franzöſiſcher Rabbiner aus Orleans und Avignon enthält.

Wie dieſer Druck, ſo nimmt ſich das ganze jüdiſche Religionsſyſtem aus, ein unter Auslegungen und Wortkram verſchwindender kleiner Text des geiſtreichen Geſetzes.

Das Hoſpital St. Rochus.

Man muß erſchrecken über all das ungelinderte Elend, über all den unberückſichtigten Jammer, über alle die unverpflegten Kranken und Siechen, die es in Ungarn geben mag, wenn man in des ausgezeichnet glaubwürdigen Herrn von Schwartner, eines patriotiſchen Ungarn, eines geiſtreichen und gelehrten Mannes, Statiſtik lieſt, daß die Capitalien ſämmtlicher Waiſenhäuſer in Ungarn und Kroatien nur 610,852 Gulden betrugen, und daß alle Einkünfte ſämmtlicher in Ungarn beſtehender Armen- und Krankenhäuſer am Ende des vorigen Jahrhunderts ſich nicht ſo hoch beliefen als allein die Einnahmen eines einzigen Krankenhauſes in Deutſchland, nämlich des Julius-Hoſpitals in Würzburg. Jene ſtiegen nämlich auf die Summe von 101,000 Gulden, dieſe auf 120,000.

Es iſt ſeitdem freilich wieder beinahe ein halbes Jahrhundert verſtrichen, allein im Ganzen genommen iſt es noch in dieſer, für das Wohl der Menſchen und Bürger ſo wichtigen Branche der Staatsverwaltung ganz und gar bei'm Alten verblieben. Die Ungarn, ſo eifrig mit den Ideeen ihrer politiſchen Freiheit und deren un-

verſehrter Erhaltung beſchäftigt, haben es vergeſſen, für die innere materielle Wohlfahrt ihrer Staatsbürger einige Sorge zu tragen, und während wir für die prächtige Donaubrücke, für das Nationalmuſeum, das National-Theater ſo bedeutende Summen zuſammenfließen ſahen und dieſe Angelegenheiten auf dem letzten Reichstage lebhaft beſprechen hörten, fragt man vergebens nach den Summen, welche dem Departement der öffentlichen Wohlfahrts- und Geſundheitspolizei übergeben wurden.

Es giebt noch bis auf dieſen Augenblick in ganz Ungarn kein einziges königliches, auf Staatskoſten gebautes und unterhaltenes Kranken-, Siechen- oder Armenhaus. Die ganze Krankenpflege liegt theils noch in den Händen der Mönche, der barmherzigen Brüder und der Eliſabethinerinnen, theils iſt die Stiftung von Hospitälern von jeher Sache von mildthätigen Privatleuten und der Stadtgemeinden geweſen. Von Seiten des Staats iſt nie etwas dafür geſchehen. Dieß iſt nicht die Schuld Oeſterreichs, ſondern die der ungariſchen Ariſtokratie; Oeſterreich hat da, wo es einſchreiten konnte, Manches gethan, z. B. für die Militärhospitäler. Das Meiſte für Wohlthätigkeitsanſtalten ging indeß von den deutſchen Stadtgemeinden aus.

Es iſt beinahe unglaublich, und doch iſt es wahr, daß erſt im Jahre 1793 der Dr. Haffner es mit einiger Ausſicht auf Erfolg wagen konnte, mit einer kleinen Schrift: „Vorſchlag an das Peſther Publicum zu Errichtung eines Krankenhospitals," hervorzutreten, und ebenſo unglaublich klingt es, wenn man hört, daß

auf dieſe Weiſe die meiſten, einigermaßen wichtigen Wohlthätigkeitsanſtalten von Ofen und Peſth erſt aus dem Anfange dieſes Jahrhunderts ſtammen, und doch iſt es ſo.

Durch jenes wohlwollenden Arztes Vorſchlag kam dann wirklich ein ſtädtiſches Spital, das zum heiligen Rochus, zu Stande, welches jetzt unter der Leitung eines allgemein geachteten und würdigen Greiſes, des Herrn von Windiſch, ſteht. Er iſt der Nachfolger des Dr. Haffner, und auf ſeinen Betrieb wurde jetzt eben die Stiftung ſeines Vorgängers auf eine ſehr zweckmäßige Weiſe erweitert. Das Hospital hatte nämlich bisher noch immer zwei kleine Filialhospitäler in der Stadt zu beſorgen, und dieſe wurden nun mit dem eigentlichen Hospitale, dem man einen neuen, zweckmäßigen Anbau hinzufügte, vereinigt. Dieß Hospital kann ungefähr 300 Kranke verpflegen und iſt das größte in ganz Ungarn. In Petersburg, in Wien und in Paris giebt es Hospitäler, die ebenſo viele Tauſend Kranke aufzunehmen im Stande ſind.

Ich habe hier natürlich nicht die Abſicht, eine genaue Schilderung des beſagten Hospitals zu liefern, zu welcher ich ohnedieß nicht befähigt wäre, ſondern ich will nur, wie ich dieß ja überall nur wollte, diejenigen kleinen Bemerkungen, welche allgemeines Intereſſe haben und überhaupt zur Charakteriſtik von Ungarn beitragen könnten, beibringen.

Ich ſah hier mehre Leute, von denen man mir ſagte, daß ſie am Tſchömör (ich erwähnte ihn ſchon oben) krank lägen. Man erzählte mir, daß ſonſt gewöhnlich nur die

Bauern ihn kennen, daß im „unteren Lande" aber auch die Edelleute oft daran litten. Mit dem „unteren Lande" hörte ich hier oft die Gegend an den Mündungen der Theiß, Sau und Drau bezeichnen.

Es waren auch einige Zimmer für Wahnſinnige vorhanden, in deren einem ich einen raſenden Fuhrmann aus Steiermark erblickte, welcher hier um ſeinen Verſtand gekommen war. Ein Irrenhaus giebt es in ganz Ungarn bis jetzt noch nicht. Es iſt dieß das dringendſte Bedürfniß; bis jetzt hat man die Irren gewöhnlich in den Gefängniſſen mit den Verbrechern zuſammen aufgehoben. Bei uns fand ich hier und da wohl das Umgekehrte, daß man Verbrecher aus Milde als arme Verrückte in die Irrenanſtalten brachte. Die Ungarn, ſo ſagte man mir, ſollen im Wahnſinne meiſtentheils furiös ſein, und ich will dieß nach ihrem, wie es mir ſcheint, mehr choleriſchen und melancholiſchen als ſanguiniſchen und phlegmatiſchen Temperamente, wohl glauben.

Auch die kranken Arreſtäten kommen noch in dieſes St.-Rochusſpital. Es iſt dieß gewiß ein großer Uebelſtand, denn die Spitäler haben ſchon überhaupt nirgends das Vertrauen und die Vorliebe des Publicums für ſich; wenn man aber hört, daß man mit Verbrechern ein Local darin theilen ſoll, ſo mögen ſich die Vorurtheile des Publicums ſicherlich noch mehren. Das Zuchthaus müßte doch vor allen Dingen ſein eigenes Spital haben. Welche Wohlthat würde dieß auch namentlich für die würdigen Aerzte und Directoren der Anſtalt ſein!

Der Hirlap, jenes ſchon öfter von mir erwähnte

Journal, hatte vor einiger Zeit publicirt, daß einer ihm zugekommenen Nachricht zufolge in Peſth jährlich nicht weniger als 250 Leichname auf den Straßen gefunden würden, von denen man nicht wüßte, wer ſie wären, wohin ſie gehörten, und wie ſie um's Leben gekommen ſeien. In dem Hospitale ſagte man mir, daß die vom Hirlap angegebene Anzahl gerade zehn Mal zu groß ſei, denn man könne die Anzahl der in Peſth jährlich gefundenen Todten, mit denen man nicht wüßte wohin, etwa auf 20 bis 25 feſtſetzen. Aber auch dieſe Anzahl ſchien mir noch immer groß genug.

Bekanntlich ſind die Donaugegenden, und beſonders das ſogenannte „untere Land," das Banat, die Batſchka u. ſ. w., der Sitz beſtändiger Gallen- und Wechſelfieber. In Temeswar, einem der Hauptſitze der Fieber, verkaufte man, ich weiß nicht mehr in welchem Jahre, täglich 17 bis 18 Pfund China an Fieberpatienten. Sowie man aus dieſen Gegenden nach Peſth herauf reiſt, wird es beſſer mit den Fiebern. Dieſer Sommer (1841) war einer der geſundeſten in Peſth. Es war ſehr conſtante heiße Witterung; dieß muß dem Geſundheitszuſtande wohlthun, denn im Hospitale zu St. Rochus, wo man ſonſt, wie geſagt, in der Regel durchſchnittlich 300 Patienten zählt, hatte man während ganzer zwei Monate in dieſem Sommer nur 200 Betten beſetzt. So tief, ſagte man mir, ſei man noch nie herabgekommen. Ich werde nachher zeigen, welchen trübſeligen Geſundheitszuſtand ich dagegen ſpäter im ſüdlichen Ungarn traf.

An jenem berühmten 18. Juli, ſo gab man mir an, habe man hier in Peſth 42 Grad Réaumur im Schatten gehabt.

Bei der furchtbaren Ueberſchwemmung im März 1838 wurden in dieſem Hospitale, welches rund umher das ſolideſte und größte Gebäude war, nicht weniger als 4000 Menſchen zuſammengeführt. Die Fluth kam außerordentlich raſch, aber die behutſame und vorſichtige Direction hatte dennoch bei Zeiten die Kranken in die zweite Etage bringen laſſen. Alle jene Menſchen, die ſich in das Rochusſpital wie in eine Burg gerettet hatten, wurden hier drei Tage lang von den Vorräthen des Spitals in kleinen und ſtündlich knapper zugemeſſenen Portionen geſpeiſt, und zwar unter der Leitung einer ausgezeichnet aufopfernden, energiſchen und wohlthätigen Dame, die ich hier kennen zu lernen das Glück hatte.

Der Zuſtand des Spitals in jenen Tagen, und aller der geängſtigten, verzweifelnden, hungernden, kränkelnden und ſterbenden Menſchheit in dieſen engen Räumen war unbeſchreiblich ſchrecklich. Nach der Ueberſchwemmung wurden allein in dem Vorhofe des Rochushospitals 450 Leichen, meiſtens von Kindern, die, von den Wellen herangeſchwemmt, auf der Straße gefunden oder von fremden Menſchen herbeigetragen worden waren, ausgeſtellt, damit die Ihrigen ſie erkennen und abholen möchten.

Ich kam oft mit den Einwohnern von Peſth auf jene Sündfluth zu ſprechen und fand ſie noch alle davon, wie von einem ganz neuen Schrecken, erfüllt. Keine Phantaſie ſtelle ſich vor, ſagen ſie, wie furchtbar

dieſes Ereigniß geweſen. „Ja," ſagte mir ein alter Ofener Apotheker, „das iſt wahr, kein Dichter, kein Poet, kein Schriftſteller kann es arg und wahr genug ſchildern, dieß ungeheuere, grauenhafte Ereigniß. Nur a facie loci konnte man wahrnehmen, was eine ſolche Ueberſchwemmung heißt. Und wollte ſelbſt Einer nur purum putum das Wahre ſagen, die Nachwelt würde es nicht glauben."

Das Waſſer nahm ſchon den 12. und 13. März zu. Doch wäre es ruhig wie andere Jahre ſeinen Weg weiter gegangen, wenn ſich das Eis nicht unterhalb Peſth bei der Inſel Cſepel geſtauet hätte. Darauf ſtieg es bedeutend, und man fing an abermals eine ſolche Ueberſchwemmung zu fürchten, wie ſie Peſth ſchon oft gehabt hatte, ohne jedoch daran zu denken, daß es dieſes Mal eine werden ſollte, wie ſie Peſth noch nie geſehen. Man bot eine Menge von Arbeitern auf und ſchickte auch das Militär ab, um einige Vorkehrungen zu treffen und unterhalb der Stadt — denn wider den Lauf der Natur kam das Waſſer von unten herauf — Dämme anzulegen.

Tauſende von Menſchen, zum Theil aus Neugierde, zum Theil aus geſpannter Erwartung über die Dinge, die da kommen würden, gingen hinaus, um ſich die Dammarbeiten anzuſehen. Es war ein langer Erdwall, an dem unzählige Leute thätig waren, und vor dem die wilden, wachſenden Wogen tobend Einlaß forderten. Eine junge Dame, die auch hinausgelaufen war, ſagte: „O Gott, wie gräßlich ſieht das aus!" — Bald ſollte

es nicht nur ſo gräßlich ausſehen, ſondern noch viel gräßlicher in der That und Wirklichkeit ſein.

Das Waſſer ſtieg und ſtieg. Es wurden mehr und mehr Arbeiter aufgeboten, alle Regimenter abgeſchickt. Aber umſonſt! Das ſchwache Menſchenwerk mußte der wilden Naturgewalt weichen. Indem die Leute nach vorne hin aufſchütteten, bemerkten ſie plötzlich zu ihrem Schrecken auch ſchon hinter ſich das wogende Element verbreitet. Die Dämme waren unterſpült, — untergraben, — ſie brachen, und nur der ſchleunigſte Rückzug rettete die Mannſchaft. — Alles flüchtete in die Stadt, in die Häuſer. Die Donau folgte ihnen auf dem Fuße. Der Schrecken verbreitete ſich in allen Straßen.

Einen Theil der Stadt, den niedrigſten, den es bei jeder Ueberſchwemmung zu beſetzen gewohnt war, nahmen die Wellen ſofort in Beſitz. — Jeder fing nun an, ſich in ſeiner eigenen Behauſung zu befeſtigen und wo nur möglich ſie mit Dämmen von Erde, Miſt und Bretern zu umziehen. Beſonders thaten dieß die Leute auf der ſchönen „Waizner Straße,“ dem Kohlmarkte und dem Graben von Peſth. Hierher waren die Ueberſchwemmungen ſonſt noch nie gekommen, und da es hieß, es zeige ſich auch in dieſer Straße die Donau, ſo glaubten doch die Bewohner ganz ſicher zu ſitzen hinter ihren Bretern und Miſtdämmen, die ſie aufgeworfen hatten.

Auch durchbrach das Waſſer dieſe Dämme wirklich nicht. Aber wie bei großen Volksbewegungen oft die aufgeregten geiſtigen Elemente auch der Dämme und Gränzen, die man ihnen ſetzte, ſpotten und ſie, oft je-

doch ohne ſie einmal eines Angriffes zu würdigen, umgehen und irgendwo erſcheinen, wo die Kurzſichtigkeit der Politiker ſie zu ſehen gar nicht vermuthete, ſo auch die Donau. Es fing auf einmal in den Häuſern ſelbſt an lebendig zu werden. Es kamen kleine Bläschen aus den Fugen der Haus- und Zimmerböden hervor, und es war ein Geräuſch in den Gebäuden, als wenn unten überall Waſſerkeſſel ſiedeten. Aus den Mäuſehöhlen und den Bohrlöchern der Zimmerleute ſprudelten kleine Fontänen heraus, und ſiehe da, auch die ſchönen Zimmer, Läden und Waarenmagazine der Waizner Gaſſe ſtanden mitten in dem Strome und unter dem Niveau ſeines Spiegels.

Man verlor indeſſen noch keineswegs den Kopf. Man ſprang in's Waſſer und ſchaffte alle Waaren eilig um einige Fuß höher in die oberen Etageren und Fächer. — Es wäre unerhört, es wäre unglaublich, daß je das Waſſer ſo hoch kommen ſollte. Unmöglich könnte es noch höher ſteigen, und augenblicklich müſſe es nun wieder fallen. — Aber die gierigen Donaunixen folgten dem Menſchenwerke nach und ſchwammen 5 bis 6 Fuß hoch in die Häuſer hinauf. Man ſchaffte die Waaren zu allergrößter Vorſicht noch einmal zwei Fächer höher. Aber die Donaunixen ſchwammen 7 bis 9 Fuß hoch. Viele Leute hatten, um nur Einiges von ihrer Habe zu retten, bis an die Arme im Waſſer gearbeitet. Aber bald konnte es Niemand mehr aushalten. Denn das Waſſer war furchtbar kalt, lauter eben erſt geſchmolzenes Eis. Selbſt der Aermſte gab nun ſeine Habe

preis und fing an, ſich der Beſorgniß für ſein und der Seinigen Leben zu überlaſſen.

Der Boden, auf welchem Peſth ſteht, iſt lauter loſes, aufgeſchwemmtes Erdreich, oben Flugſand und darunter anderweitige Alluvionen, Kies-, Mergel- und Thonſchichten, die ſich bei arteſiſchen Bohrverſuchen als bis zu 10 Klaftern tief liegend erwieſen haben.

Die Donau übte, indem ſie in dieſen Alluvionen wüthete, ein uraltes Recht. Sie höhlte darin Gruben und Canäle aus. Daß dieß ſo war, ſah man deutlich; denn in einem Hauſe, das tiefe Grundmauern hatte, hoben ſich plötzlich die Dielen, und ein großes dickes Faß kam darin zum Vorſchein, welches nicht dem Hauswirthe ſelber, ſondern einem ſeiner Nachbarn gehörte. Es war unter den tiefgehenden Mauern des Hauſes in einem jener Canäle von den Fluthen hindurchgeriſſen und an's Licht geſpült worden. Da half es den Häuſern nicht, daß ſie feſt gebaut waren. Viele von den ſolideſten wankten und bekamen Riſſe von oben bis unten, mehre ſtürzten auch zuſammen. Von ſoliden und unſoliden zuſammen genommen ſollen nicht weniger als 3000 Häuſer damals in Peſth zerſtört worden ſein. Jener Apotheker erzählte mir, er habe einen Schrank, den er in dem unteren Stockwerke gehabt, ſpäter zu ſeiner Verwunderung in einem der Zimmer ſeines erſten Stockwerks aufgeſtellt gefunden. Die Fluth habe ihn nach eingeriſſener Thüre dorthin geſchleppt.

Am zweiten Tage ſtieg die Noth am höchſten. Die allgemeine Frage war, ob die Häuſer halten oder zuſam-

menbrechen würden. Und die feſteſten Gebäude, das Neugebäude, das Spital, und die höchſten Plätze, der Neumarkt und der Schloßberg von Ofen, waren von unzähligen Menſchen beſetzt. Auf dem Neumarkte hatte eine unzählige Menge von Menſchen Zelte aufgeſchlagen, unter denen ſie mehre Tage in rauher Witterung zubrachten, ſelbſt Magnaten, die ihren Häuſern nicht recht trauten. Wer nur konnte und in Peſth nicht viel zu verlieren hatte, floh nach Ofen hinüber. Die Ofener Schloßbürger ſchickten einige Hülfe in kleinen Böten, die der Erzherzog Stephan, der Graf Szechenyi, der Deputirte Déak, der berühmte Weſſeleny und andere edle Magnaten, Beamten oder Studenten commandirten. Sie fuhren in den Straßen von Peſth herum, retteten, wo ſie konnten, und ließen die Leute, welche ihre Häuſer verlaſſen wollten, einſteigen, um ſie an irgend einen trockenen und feſten Platz zu bringen.

Da das Waſſer über zwei Tage ſtand und immer in derſelben erſchrecklichen Höhe blieb, ohne ſich zu rühren, ſo fingen die Leute endlich an, an den jüngſten Tag für Peſth zu glauben. Es verbreitete ſich die Vermuthung, es möchte die Donau ſich vielleicht ein neues Bett gegraben haben und die Stadt Peſth auf ewige Zeiten im Waſſer verbleiben müſſen und dem Verſchwinden vom Erdboden gewidmet ſein. Manche meinten, die Umgegend von Peſth wäre zu einem großen See umgewandelt, der nie wieder austrocknen würde.

Endlich am dritten Tage brach ſich der Eigenſinn des Waſſers. Wahrſcheinlich war der Eisdamm bei

Eſepel losgegangen. Die Fluth verlief ſich. Peſth tauchte aus dem Waſſerſpiegel, der es umgab, hervor und zeigte ſich in ſeinem Schutt und Ruin.

Manche Straßen waren der Art mit Dächern, Mauern, Balken und darunter verſchütteten Leichnamen von Menſchen und Thieren verbarricadirt, daß man mehre Tage arbeiten mußte, bis ſie wieder gangbar wurden. Gegen 3000 Häuſer, meiſtens freilich Lehmbaraken, waren zuſammengeriſſen, zum Theil aber ganz leiſe im Waſſer auseinander gegangen und, ſo zu ſagen, hingeſchmolzen. Die leiſe, allmählige Gewalt des Waſſers hatte in drei Tagen mehr geſchadet, als es ein hunderttägiges Bombardement gethan haben würde.

Der Anblick, den Peſth jetzt darbot, läßt ſich noch weniger ſchildern als die Fluth ſelber. Denn wenn ſchon nach einer Ballnacht das Erwachen am anderen Morgen widerlich iſt, und der nüchterne Ballſaal dann einen unangenehmen Anblick darbietet, ſo mag denn nach einem ſolchen Tanze der ſonſt von Dichtern ſo viel geprieſenen Nixen, Nymphen und Flußgötter das Erwachen gar traurig geweſen ſein. Ich weiß nicht, welchen Anblick die anderen Kaufläden dargeboten haben mögen, aber in einigen Buchhandlungen, die nicht ſchnell genug hatten ausräumen können, war ein Papiermus, eine Bücherſuppe und ein literariſches Quodlibet entſtanden, wie man es ſeitdem noch nicht wieder geſehen hat. Alle Bücher waren aufgeweicht und aufgelöſt, und Göthe, Schiller, Shakeſpeare, Voltaire und Jean Paul, franzöſiſche, deutſche und ungariſche Literatur zu

einer Maſſe verarbeitet. Da ſchwammen ungariſche Sprachlehren, Peſther Journale und engliſche Prachtwerke neben franzöſiſchen Romanen, deutſchen Lexikons und italieniſchen Arien herum und gingen gemeinſam unter, und die Donau fraß ſich hier wohl hundertmal im Bilde ſelber auf. Denn wie viele Donauanſichten, Donau-Reiſebeſchreibungen, Donaupanoramen, Donaufluß-karten mögen da wohl mit verwäſſert worden ſein! — Ein induſtriöſer Papiermacher hätte ſich einige Maß von dieſer Suppe kaufen und daraus einige neue Bogen Druck- und auch gleich bedrucktes Papier herausſchöpfen ſollen. Er hätte ſo vielleicht eine Brochure des intereſſanteſten Quodlibets gewonnen.

Der ganze Boden von Peſth war noch auf lange Monate hinaus mit Donauwaſſer imprägnirt, und in den Kellern blieb daſſelbe vier, ja ſechs Monate lang ſtehen. Daß man es auspumpte, half nicht, denn es floß von den Seiten her immer wieder von Neuem zu.

Der Hülferuf der armen ruinirten Peſther Bürger erſcholl durch ganz Deutſchland, und von allen Seiten floſſen helfende Beiträge heran. Man kann ſagen, halb Europa half Peſth wieder aufbauen. Obgleich natürlich das Baumaterial ſehr theuer wurde, — man zahlte das Zwei- und Dreifache für die Steine, — ſo erſtand Peſth doch wieder, die alten Wunden verharrſchten, und die Stadt ſteht nun wieder ſchöner und prächtiger da als zuvor, wie wir dieß im Obigen zu zeigen verſucht haben.

Die Donau in den Centralebenen Ungarns.

Die ganze Nacht vom letzten Auguſt auf den erſten September träumten wir von jener Donauüberſchwemmung, von der uns die Peſther ſo Vieles erzählt. Und als am anderen Morgen um vier Uhr ein laut donnernder Kanonenſchuß uns weckte, war unſer erſter Gedanke wiederum Ueberſchwemmung. Wir ſtürzten aus der Königin von England auf die Straße und fanden auch richtig das ganze Land mit einem breiten Strome überfluthet. Mit Hunderten von Menſchen flüchteten wir an den Bord des Dampfſchiffs, das nicht weit von unſerem Wirthshauſe vor Anker lag, und beſchloſſen, dieſen unſicheren Peſther Alluvial-Boden zu verlaſſen und in die Türkei zu entfliehen.

Um fünf Uhr gingen wir dahin ab. Es war noch ziemlich Nacht, und der Mond ſchien ſich noch nicht entſchließen zu können, der nahenden Sonne das Regiment des ſchönen Himmels abzutreten. Von einem feſten Sitze aus, den ich auf einem der Bänke des Verdecks gewonnen hatte, betrachtete ich die Breite der Donaufluth. Sie

war und iſt dieß auch ſeit Jahrhunderten — (denn das ganze Land, welches ſie an unſerem erſten September überfluthete, iſt Flußbett ſeit ewigen Zeiten her) — zwiſchen Peſth und Ofen am ſchmalſten (etwa 250 Klaftern breit). Gleich unterhalb Peſth's, wo ſie aus dem Thore des Blocksbergs tritt, wird ſie faſt dreimal ſo breit, und gleich oberhalb der Stadt iſt ſie auch um faſt ebenſo viel breiter. Dieſer Umſtand iſt nicht unwichtig; denn ohne Zweifel war die Peſth=Ofener Donauverengung von dem größten Einfluſſe auf die gerade hier ſo häufig ſtattfindenden Völkerübergänge, — auf die Ueberbrückung des Fluſſes — und demnach auf die Anſiedelung der beiden Städte.

Gleich unterhalb Peſth's tritt die Donau in jene zweite große ungariſche Ebene, die ſich von den Mittelgebirgen des Landes bis an die ſlavoniſchen und ſerbiſchen Gebirge erſtreckt. Der Ofener Blocksberg iſt der letzte Berg, welcher nahe zu ihr herantritt. Zwiſchen ihm und einigen Hügeln auf der Peſther Seite ſcheinen die Städte wie in einem mächtigen Thore zu liegen. Der Anblick iſt ſchön zu nennen. Und gerade in der Mitte durch den Thorweg hin ſieht man ſich den Schloßberg mit ſeinen ſtattlichen Gebäuden erheben. Er bildet noch lange gewiſſermaßen den point de vue der Perſpective. Je näher die Sonne kam, deſto deutlicher wurde uns Alles, und als ſie endlich auf den Kreis des Horizontes hell hervortrat, beleuchtete ſie uns die Zinnen des ſchon ziemlich entfernten Blocks= und Schloßbergs, als wollte ſie uns das entſchwindende Tableau noch einmal in ſeiner Pracht zeigen und unvergeßlich in die Seele prägen. Endlich gingen die

90,000 Peſther und die 30,000 Ofener in den Fluthen der Donau unter. Die Seligen! Es geſchah ihnen im ſüßeſten Morgenſchlaf, und ſie merkten nichts davon.

Ebenſo wie die Donau, aus dem Thore von Preßburg in die kleine ungariſche Ebene hervortretend, ſich ihrer größeren Freiheit zu freuen ſcheint und das ebene Land, das ſie zuweilen in Zeiten des hohen Waſſers weit und breit beherrſcht, mit mehren Canälen wie ein neues, ihr unterthäniges Gebiet umarmt, ebenſo macht ſie es auch unmittelbar hinter Peſth und geht in zwei großen Armen auseinander. Hier entſteht daraus die große Inſel Cſepel wie dort die Inſel Schütt. Sieben Meilen weit fuhren wir an der Küſte dieſer Inſel hin, die ihren Namen von dem ungariſchen Worte „Cſep" hat. Dieſes bedeutet ſo viel als Dreſchflegel und „Cſepel" alſo etwa die Dreſchflegelinſel, was vielleicht von den fruchtbaren Aeckern, welche ſie in ihrem Buſen birgt, hergenommen ſein mag. Wieſen, Wälder, Aecker und Dörfer wechſeln auf der Inſel ab. Es gehört aber die Schnelligkeit einer Dampfſchiffreiſe dazu, um die Tempos, in welchen dieſe Abwechſelung geſchieht, nicht allzulang gedehnt zu finden. Arpad, der erſte ungariſche Fürſt der mittleren Donaugebiete, ſchlug auf dieſer Inſel ſeinen vornehmſten Sitz auf und liegt auch hier ſeit dem Jahre 907 im Centrum ſeiner Eroberungen, mitten in der Donau, von zwei großen Armen des Stromes umfloſſen, begraben.

Das ganze Stück der Donau von den ungariſchen Mittelgebirgen bis an die Gränze Ungarns, bis nach Syrmien, Belgrad und den ſerbiſchen Gebirgen gehört

entſchieden zu den unerheblichſten Theilen des ganzen Stromlaufs. Während von Belgrad an die walachiſche Donau oder der Iſther wieder mit berühmten Städtenamen geſchmückt iſt und in der Geſchichte eine glänzende Rolle ſpielte, während das Stück zwiſchen Belgrad und Widdin außer ſeiner hiſtoriſchen Bedeutſamkeit auch für die Naturgeſchichte eine große Wichtigkeit hat, — iſt das ganze bezeichnete Donauſtück, das die pannoniſch-daciſchen Steppen durchirrt, in jeder Beziehung arm zu nennen. Keine glänzenden Namen zeigen ſich an ſeinen Ufern, — nur kleine oder große Marktflecken erſcheinen hier und da in den Lehmwänden des Fluſſes verſteckt, — keine pittoresken Gebirge erheben ſich irgendwo, — in langen unabſehbaren Flächen dehnt ſich die Landſchaft hin, — in unendlichen Weidengebüſchen, — in einförmigen lehmigen Uferlinien, — in öden Ebenen verliert ſich und verſchwimmt ihr Bild. Die rechte Seite des Fluſſes, die pannoniſche (die Provinz der Prinzeſſin Valeria), iſt durchweg höher als die linke, und die meiſten der Dörfer und Marktflecken zeigen ſich daher auf dieſer Seite (Földwar, Tolna, Bata, Mohacs), ſie liegen hier alle nahe an der Donau, — während die andere Seite ſich meiſtens vollkommen wüſte, mit Sumpf, — Gebüſch, — Steppe bedeckt, erweiſ't. (Kalotſa, Baja, Zombor und Bacs, alle dieſe Städte liegen hier mehr landeinwärts.) Daher geht denn auch die große Donau-Poſtſtraße von Peſth nach Slavonien an dieſer hohen rechten Seite hin.

Wie die Menſchen, ſo haben auch die meiſten Vögel auf der rechten Seite der Donau Poſto gefaßt. Man

ſieht die lehmigen Ufergewände überall von tauſend Löchern durchbohrt. Es ſind die Eingänge zu den Neſtern vieler Arten von Vögeln, meiſtens indeß nur ſolcher, die ſich mehr und mehr dem Menſchen angeſchloſſen haben, z. B. verſchiedener Species von Schwalben, — insbeſondere der Uferſchwalbe, von den Ungarn „parti fetske,“ d. h. der Uferplauderer, genannt (von dem ununterbrochenen Zwitſchern und Schwatzen, auf Ungariſch: fetsegni, haben die Ungarn überhaupt alle Schwalben fetske, d. h. Schwätzer, Plauderer, geheißen). Dann iſt es der Storch, der, wie der Menſch ſeine Marktflecken, ebenſo ſeine vornehmſten Stationen am rechten Donauufer hat, beſonders auf den großen Wieſen, die ſich hier und da in den tiefen Einſchnitten des hohen Flußufers *) befinden und zuweilen zu kleinen Ebenen ausdehnen. Eine ſolche Storchſtation, ein in Ungarn berühmter Sammelplatz dieſer Vögel, ſoll z. B. die große Wieſenebene bei Tolna ſein, wo ſie ſich im Herbſte bevor ſie, wie die Kreuzfahrer, nach Aegypten ziehen, an der Donau in Schaaren von vielen Tauſenden verſammeln. Wir kamen leider zu ſpät bei Tolna an, um unſere Augen als Deputirte zu jenem pannoniſchen Vögellandtage ſchicken zu können; denn bereits am 20. Auguſt hatten, wie mir ein Mann aus der Umgegend verſicherte, die Störche das Land verlaſſen. Das Datum ſchien mir ein wenig zu früh geſetzt. Aber da der Mann, der ein guter Kenner ſeiner Heimath zu ſein ſchien, ſteif und feſt dabei

*) Auch die römiſchen Namen: „Intercisa“ (für Földwar) und „Alta Ripa“ (für Tolna) erinnern an dieſe Beſchaffenheit des Ufers.

blieb, ſo mußte ich es glauben. Er ſagte: „vom 20. Auguſt an iſt kein Storch, und vom 8. September an keine Hausſchwalbe mehr in Pannonien!“ — Zahme Gänſeheerden, Entenſchaaren, Truthühnerarmeen ſieht man die Dörfer umweiden, während auf der ungaſtlichen linken Seite das wilde Geflügel niſtet und brütet. Hier zeigen ſich zuweilen kleine Züge von dicken fetten Trappen, ihren niedrigen Flug über die Steppen ausbreitend, — zwanzigerlei Arten von Schnepfen ſoll es in den Moräſten geben, — die Rohrdommel ſoll hier zu Zeiten in den Sümpfen brüllen, — und hier und da fliegt ein Reiher über die Rohrſpitzen hin. Aber auch ſelbſt wenn es ſtill und ruhig in dieſen Schilfwäldern iſt, traut man ihnen doch nicht; denn ſie ſollen ein gewöhnlicher Aufenthaltsort des Rohrwolfes ſein. Man unterſcheidet den Bergwolf (in den Karpathen) und den Rohrwolf (an den Flußgeſtaden).

Wie an dem Faden der Ariadne fanden wir uns an der Leitung des untrüglichen Fadens des Fluſſes durch dieß Labyrinth von Gebüſchen und Steppen hindurch. Auf einem großen Strome kann man auch mitten in der Wüſte nicht verzweifeln; denn er iſt das ſchönſte Sinnbild der zuverſichtlichen Hoffnung. Man hat die Gewißheit, den Weg nicht zu verfehlen; — man iſt überzeugt, die Bahn kann nicht aufhören, — und nun zumal auf einem Dampfſchiffe, wo es immer weiter geht, wo kein Umſpannen, kein Ausruhen nöthig iſt, wo der in die Ferne ſtrebende Reiſende das beruhigende Gefühl hat, er habe das Seinige gethan, er mag dinirt, geruht, geſchlafen, Kaffee

getrunken oder ſpaziert haben, und wo er immer ſagen kann: „Gott ſei Dank, dieſe Nacht ſind wir fleißig geweſen, wir haben fünfzehn Meilen gemacht,“ oder: „über Tiſch haben wir uns zwei Meilen aus der Stelle gebracht.“

Am allerwenigſten Langeweile konnten wir bei dieſer Fahrt empfinden; denn wir hatten, wie Einige behaupteten, über 400 Paſſagiere (der Capitain gab die Anzahl auf 350 an) am Bord und außerdem eine ſolche Menge von Equipagen und Waarenballen, die ſelbſt auf dem Verdecke hoch aufgeſtapelt waren, daß an den Seiten und zwiſchendurch nur enge Paſſagen und kleine freie Plätze blieben. Es waren größtentheils Marktleute, Kaufleute, Beamte, ungariſcher Landadel, Serbier, Illyrier, aus allen Theilen der mittleren und unteren Donau, welche von der großen Peſther Meſſe nach Hauſe zurückkehrten. Wir vertheilten ſie unterwegs an den verſchiedenen Stationsplätzen zur Rechten und Linken der Donau, wo ſie entweder bleiben oder von wo aus ſie ihre nahen Wohnorte erreichen wollten. Außerdem aber hatten wir auch mehre walachiſche Bojaren an Bord, die von einem europäiſchen Ausfluge in ihr Vaterland zurückkehrten, ſpaniſche Juden, die nach Theſſalonich eilten, bosniſche Franziskaner, einige Einwohner von Konſtantinopel, Franzoſen, Deutſche, die ihr Glück in fernen türkiſchen Provinzen ſuchen wollten, mit einem Worte alſo Specimina von den Bevölkerungen faſt aller derjenigen europäiſchen Provinzen oder Landſchaften, die von Peſth aus nach Südweſten liegen, bis an das „weiße Meer“ hin, und wir brauchten nur einen Blick auf die Population unſeres Dampfſchiffes zu thun,

um ſofort die ganze Verzweigung derjenigen Verbindungen vor Augen zu haben, welche die in ſüdöſtlicher Richtung vorſchreitende Donau zwiſchen allen an ſie gränzenden Ländern anknüpft. Ich fand dieſen Blick ſo ausgezeichnet lehrreich und intereſſant, daß ich durchaus darüber noch etwas umſtändlicher ſein muß und in Ermangelung von hübſchen Bildern, die ich von den Ufern der Donau entwerfen könnte, hier das Bild unſerer nächſten Umgebung auf dem Dampfſchiffe herſetze.

Wie in der Zuſammenſetzungsweiſe der Bevölkerung der ungariſchen Donauſtädte des unteren Landes ſich natürlich alle die Beziehungen dieſer Gegenden zu der Nähe und Ferne abſpiegeln, ſo reflectirte ſich auch in der Population unſeres Dampfſchiffes daſſelbe, und ich verglich das Deck im Stillen mit der Bauart und Bevölkerungsweiſe einer ſolchen Donauſtadt.

Da, wo wir ſaßen, auf dem Hintertheile (dem Quarterdecke) des Schiffs, in der Nähe des Eingangs zur erſten Kajüte, war der Haupt-, Hof- und Schloßplatz dieſer ſchwimmenden Colonie. Es ſaßen daſelbſt zu Rathe (außer den Steuerleuten, die das Ganze leiteten) erſtlich einige ungariſche Magnaten, darunter der berühmte Deputirte und Redner B....., der ſich auf dem letzten Landtage hervorthat, ein kleiner Mann von anſpruchsloſem Weſen. In unſerer Deputirtenkammer ſprach er wenig, ſchien aber beſtändig mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, oder in die Lecture der neueſten Peſther Journale vertieft. Er war ſehr einfach gekleidet, etwas mager, ſchien mir ein Kernmann zu ſein und aß ebenſo

wenig, als er ſprach. Er kam von einer Geſchäftsreiſe aus Peſth und wollte auf ſeine Güter zum Genuſſe des Reſtes von ländlicher Muße, den der Sommer noch gewähren konnte. „Hobn's den B..... ſchon g'ſehn? Er iſch an Bord?" fragten mich Mehre, und ich ſchloß daraus auf die Popularität, die dieſer Mann in Ungarn genießen möge.

Alsdann jene walachiſchen Bojaren, die ihre rabenſchwarzen Haare und ihre abgerundeten Geſichter als ſolche verriethen. Sie kamen von London und Paris und hatten viele ſchöne Sachen, Piſtolen, Bijoux, Wiener Kleider, Uhren und dergleichen eingekauft, mit denen ſie in ihr Vaterland zurückkehrten. Sie ſprachen Alle ſoviel Deutſch, als für den Kellner nöthig war (einige auch recht geläufig). Sonſt war ihnen zu Liebe in einem kleinen engen Kreiſe unſeres Quarterdecks die Converſation franzöſiſch, und zu dieſem Kreiſe gehörte denn auch ein Franzoſe, der nach Jaſſy reiſ'te, um im Auftrage eines Pariſer Hauſes daſelbſt, ich weiß nicht, welches Handelsetabliſſement zu begründen.

Peſther Bürger und Bürgerinnen, die Verwandte in der Provinz beſuchen wollten, lauter liebe gute deutſche Leute, — alsdann einige ungariſche Provinzdamen, die zu ihren Männern zurückkehrten. Eine von ihnen war beſonders hübſch, freundlich, klug und ſchwarz gekleidet, — und der Franzoſe machte ihr auf eine ſo unglaublich zudringliche Weiſe die Cour, daß ich mich ihrer energiſch annahm, wozu ich um ſo größeres Recht hatte, da es ſchon eine alte Bekannte von mir war, obgleich ich ſie vorher

niemals geſehen hatte. In Peſth in der Königin von England nämlich hatte ich lange Zeit mit ihr Zimmer an Zimmer gewohnt. Ich kannte ihren Gang, ihre Stimme, — ich hatte gehört, wie ſie ihre Freundinnen bewillkommte, — ich wußte, wie ſie ſich räusperte, — ich hatte ihre kleine Gewohnheit, mit den Fingern auf den Tiſch zu trommeln, beobachtet, — ich hatte in ihren Selbſtgeſprächen ihre intimſten Gefühle und verborgenſten Gedanken belauſcht, — mit einem Worte, ich kannte ſie ganz, — nur einzig und allein ihre äußere Hülle nicht. Dieſe lernte ich erſt auf dem Dampfſchiffe kennen. Sie ſaß auf einer Bank und trommelte auf der Barriere des Schiffs ganz in dem Tacte, den ich in der Königin von England gehört hatte. Ich redete ſie an, — richtig: ihr Räuspern! ihre Stimme! — ſie war es. Ich muß ſagen, daß ich in jedes unbekannte Frauenzimmer, welches ich in einem Zimmer neben mir mit leiſen Tritten gehen höre, ſchon von vorn herein etwas verliebt bin, und ich wurde dießmal auf keine Weiſe enttäuſcht, da ich ein ſtilles, edles und liebenswürdiges Weſen fand. „Sie wohnten auf Nr. 30 der Königin von England?“ redete ich ſie an. „Ja,“ ſagte ſie, „da wohnte ich.“ — „O, dann erlauben Sie mir, Ihnen auszuſprechen, daß ich Ihnen ſchon ſeit lange viele Theilnahme widme.“ Ich erklärte ihr das. Sie blieb der Mittelpunct unſerer Beſchäftigungen den ganzen Tag über, bis ſie gegen Abend bei Baja ſchied, um dort mit ihrem Gemahle zuſammenzutreffen und mit ihm nach Thereſiopol, ihrem Wohnorte, zu fahren. Unſer Franzoſe nun betüpfelte im Laufe des Geſprächs, indem er ihr ein Compliment machte, mit den äußerſten

Fingerſpitzen ihren entblößten Nacken und bekam darüber von mir und noch einem Herrn, die wir unſeren Augen nicht trauen wollten, etwas zu hören, worauf er meinte: „Comme vous êtes vous Allemands! Ihr ſeid idealiſtiſche Narren, geht um den Brei herum, Ihr verſteht nichts davon, was die Frauen gern haben, und nennt Dinge unſchicklich und anſtößig, die ganz in der Ordnung ſind.“

Neben unſerem Reſidenzplatze an den Seiten waren zwei elegante Equipagen aufgefahren. In der einen hauſ'te ein walachiſcher Bojar, der ſich den ganzen Tag über einſchloß und nur am Abende zum Vorſchein kam, wo er dann durch ſeine wunderlichen Ideeen und einfältigen Einfälle (denn ſein Verſtand war hinter ſeinen Jahren zurückgeblieben) ſeinen Landsleuten und uns viel Gelegenheit zum Lachen gab. Die andere aber zeigte das lieblichſte Tableau häuslicher Niederlaſſung. Es wohnte darin eine Mutter, eine hochgebildete Dame aus Deutſchland, mit ihren reizenden kleinen Kindern, die im Wagen ſpielten, aus- und einſtiegen und unendlich erfinderiſch waren, in dem engen Raume ſich zu vergnügen.

Weiterhin auf dem erſten Platze bis zum Schornſteine war Alles gedrängt voll mit wohlhabenden Kaufleuten aus Neuſatz, Semlin und Eſzek, Deutſchen, Serbiern und einigen ſpaniſch-türkiſchen Juden. Unter einer Partie von ihnen bildete den Mittelpunct eine junge hübſche Serbierin, welche, in einem reizenden türkiſchen Negligé hingegoſſen, daſaß und die ihr von den ſerbiſchen Herren dargebrachten Huldigungen mit Freundlichkeit und nicht ohne geiſtreiche Erwiderung annahm. Einer von ihnen flüſterte mir

zu, ſie ſei an einen Sdrawkowitſch verheirathet. Ihr Vater heiße Peter Miloikowitſch und ſei ein „Belopoliez“ (ein Belgrader). Sie wohne zwei Tagereiſen von Belgrad in Serbien hinein und ſei die reichſte junge Kaufmannsfrau im ganzen Lande. Sie war ein äußerſt zierlich gebildetes Püppchen, das ein Maler ſofort hätte portraitiren und für eine perſiſche Prinzeſſin ausgeben können. Ihre knappen, engen und ſeidenen Untergewänder und darüber die mit Pelz verbrämten Ueberwürfe kleideten ſie vortrefflich. In zwei dicken ſchönen Flechten hatte ſie ihr ſchwarzes Haar wie einen Turban rund um den Kopf herum gelegt, und zwar etwas ſchief, wie einen etwas nachläſſig aufgelegten Kranz. In den Haaren ſteckten, an Nadeln befeſtigt, Ducaten und verſchiedene türkiſche Goldmünzen, die vom Kopfe dieſer Nadeln an kleinen goldenen Händchen herabhingen. Den Scheitel hatte ſie mit einer rothen, reich mit Gold geſtickten Mütze (einem Feß) bedeckt, von dem ein voller Quaſt goldener Litzen buſchig in den Nacken herabfiel. Eine lange goldene Kette hing über ihren Hals, und ein mit ſilbernen Zierathen bedeckter Gürtel umſpann ihren ſchlanken Leib. Sie kam mir ſo ungemein ſchlank vor, daß ich mir einbildete, ſie könnte kein anderes Rückgrat haben als das einer Schlange. Wenigſtens müſſen dieſe ſerbiſchen Weiber äußerſt feine Knochen beſitzen.

Ich wunderte mich über den Glanz dieſes Negligés. „O Sie ſollten ſie erſt einmal in ihrem Feſtkleide ſehen, mit Perlen und Gold bedeckt! Da würden Sie ſtaunen!“ ſagten ihre Begleiter. Gewöhnlich hatte ſie die beiden zierlichen Händchen in den beiden Seiten-

taſchen ſtecken und ſchien ſich über ein paar unſerer deutſchen Frauen zu moquiren, welche mitten in dem Getümmel ſaßen und ſtrickten. Sie war über die Blüthe der Jahre hinaus; denn ſie zählte ſchon 22 Sommer, was in Serbien für ein Frauenzimmer nicht mehr jung iſt. Nichtsdeſtoweniger war ſie bereits ſeit 14 Jahren verheirathet. „Bei uns verheirathet man die Kinder ſchon in der Wiege," ſagte mir ein Serbier!

Die ſpaniſchen Juden waren vollkommen orientaliſch gekleidet und hatten auch überhaupt mehr Mauriſches und Türkiſches als Jüdiſches in ihrem Weſen. Sie ſagten mir, daß es in Wien einige orientaliſch-jüdiſche Häuſer gäbe, die daſelbſt ſchon ſeit langen Zeiten etablirt ſeien. Sein Haus, bemerkte der eine, heiße Buenviniſta und exiſtire ſchon ſeit 200 Jahren in Wien. Sie haben in Semlin und in Neuſatz Factoreien, in Wien aber das Haupthaus. In Theſſalonich und Stambul ſeien die meiſten ihrer Brüder, und zwiſchen dieſen Puncten: Stambul, Theſſalonich, Semlin und Wien, bewege ſich ihre Correſpondenz und ihr Verkehr. Sie ſprachen nicht ungariſch, wohl aber das Deutſche, als eine bis zur türkiſchen Gränze in Handelsverhältniſſen unentbehrliche Sprache. Sie correſpondiren unter einander aber ſpaniſch, das ſie als ihre Mutterſprache anſehen. Doch iſt dieſes Spaniſch mit manchen italieniſchen und dann auch mit vielen türkiſchen Worten untermiſcht, ſo z. B. „tüten" (auf Türkiſch Taback), „tſchibuk" (Pfeife). Wir hatten drei ſolcher Juden an Bord. Sie waren alle drei wohlbeleibt, im Gegenſatze zu unſeren europäiſchen mageren Juden.

Von dieſen letzteren trafen wir viele auf dem Vordertheile des Schiffs, wo unſere Vorſtädte lagen, das Judenquartier, die Razenſtadt, die Vorſtadt der deutſchen Gärtner, Schenkwirthe und geringeren Handwerker, nebſt einer Beimiſchung von Illyriern, Kroaten und Slowaken, wie man dieß in allen ungariſchen Städten wiederfindet. Alle Waarenballen, die eiſernen Arme der Schiffsanker, die Schiffskanonen und die Knäuel der Taue und Stricke, die Luken, Strickleitern und Treppen, Alles war mit dieſen Leuten dicht beſetzt, und in den engen Gaſſen zwiſchen allen jenen Geräthſchaften war das Gedränge ärger als auf den Marktplätzen von Peſth. Da lebte und webte es von ethnographiſch-intereſſantem Stoffe, und wer da gewußt hätte, ſich Alles zu deuten und in jeder Rückſicht klar zu machen, was ihm hier als ſolcher Stoff, ohne um Verzeihung zu bitten, auf die Füße trat, was ihm auf Schritt und Tritt begegnete und anrennte, was dort im Sonnenſcheine ſich ſonnte, was hier im Schatten lag und ſchnarchte, was in den unteren Schiffshöhlen ſpeiſ'te und pokulirte, was in jenem Loche kreiſchte und fluchte, was dort, in ſchwarzer Hülle vermummt, melancholiſch und ſimulirend daſaß und nichts von ſich ſehen ließ als Naſenſpitze und Fußzehen, — wer dieß Alles, ſage ich, hätte deutlich aufdecken, erkennen, zeichnen und nach Weſen, Zweck und Abſicht, Alter und Geſchlecht, nach Sprache, Nationalität und Lebensſchickſal darſtellen mögen, der hätte damit ſich und der Wiſſenſchaft einen lehrreichen Dienſt erweiſen können.

Ich fand unter all' dieſem Volke auch zwei Fran-

ziskaner aus der Türkei und zwar aus Bosnien. Sie trugen breitkrämpige Hüte und Schnurrbärte und ſprachen kein Wort Deutſch, wohl aber Lateiniſch. Sie kamen von der Erlauer Schule in Ungarn, um nun nach beendigten Studien von Eſzek aus nach Bosnien zurückzukehren. Sie ſagten mir, daß ſie in Bosnien zwar auch Schulen hätten, daß ſie daſelbſt aber nur grammaticam, rhetoricam und allenfalls auch poësiam abſolviren könnten, „sed philosophiam et theologiam absolvere in nostris scholis impossibile est, et earum gratia in Hungariam venimus.“ Alle Jahre kommen einige heraus, die in Ungarn, dem Lande des Lichts für die Katholiken der nördlichen türkiſchen Provinzen, ihren Studien durch die Philoſophie und Theologie die Krone aufſetzen und dann ſo geſchmückt in ihr Vaterland zurückkehren.

Sie ſagten mir, es gäbe drei katholiſche Franziskanerklöſter und unter ihrer Leitung und Pflege eine kleine Heerde von einigen tauſend Katholiken in Bosnien. In Türkiſch-Kroatien ſoll ihre Anzahl noch größer ſein. Es iſt bekannt, daß ſonſt die Grundbevölkerung Bosniens der griechiſchen Kirche anhängt, während die größere Hälfte der Vornehmeren zum Mahomedanismus bekehrt iſt. Bosnien (lateiniſch-ungariſch „Rama“ genannt) war zu verſchiedenen Zeiten dem ungariſchen Königreiche unterworfen, und es iſt ein Land, welches die Ungarn noch ebenſo aus der türkiſchen Herrſchaft wieder zurückverlangen, wie die Franzoſen das linke Rheinufer aus der deutſchen (obgleich letztere allerdings mit geringerer Ausſicht auf Erfolg). Vielleicht ſind jene Katholiken noch

aus der ungariſchen Zeit her in Bosnien und ihr und ihrer Klöſter Zuſammenhang mit Ungarn daher ſehr alt. Die Franziskaner ſagten mir, ſie würden auch von Italien aus vom Papſte zuweilen beſchenkt, und von dieſem wie vom Kaiſer von Oeſterreich („a rege,“ ſagten ſie) bekämen ſie auch jährlich ein kleines Geſchenk, vom Papſte „300 thaleros“ und „a rege 400 thaleros,“ was der großen und äußerſten Armuth, in der ſie unter den Türken lebten, ſehr wohlthäte. Ich traf ſpäter in einem ungariſchen Kloſter auch noch Franziskaner aus dem türkiſchen Kroatien, und es giebt ihrer ebenfalls in Bulgarien.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß von allen den katholiſchen Orden, welche ſonſt vor der türkiſchen Zeit in dem ſüdlichen Theile von Ungarn beſtanden und zum Theil (z. B. im Banate) reich begütert waren, ſich überall faſt allein nur der arme, bettelnde, ungelehrte Orden der „kleinen Väter“ („patres minores,“ ſo nennen ſich die Franziskaner) erhalten und mit den Türken über ſeine Exiſtenz verglichen hat. Es liegt dieß natürlich in dem Charakter und Weſen dieſes Ordens begründet; denn theils reizten die Franziskaner der Türken Habſucht nicht durch ihre Reichthümer, theils mochten die Mahomedaner bei den Franziskanern die frappanteſte Aehnlichkeit mit ihren Derwiſchen (Derwiſch heißt „ein Armer,“ und die Derwiſche ſind daher buchſtäblich die mahomedaniſchen Bettelmönche) entdecken, theils endlich nahmen auch die Franziskaner, als die am wenigſten gebildeten und gelehrten Mönche, an dem rohen türkiſchen Weſen am wenigſten Aergerniß und fanden ſich am leichteſten mit ihnen ab. Sie

waren aus dieſen — und noch aus anderen Gründen vor allen geſchickt, die ſchwachen kleinen Flämmchen des katholiſchen Chriſtenthums, welche unter der türkiſchen Herrſchaft im ſüdlichen Ungarn und in den daran gränzenden Ländern lebendig blieben, zu nähren und zu pflegen. Es gilt dieß übrigens noch von manchen anderen türkiſchen Provinzen, und auch in Jeruſalem ſind ja Franziskaner die Hüter des heiligen Grabes.

Ich ſagte oben, daß in einem kleinen Zirkel unſerer Geſellſchaft gewiſſen Walachen zu Liebe etwas franzöſiſch geſprochen wurde, — daß die ſchöne Serbierin ſich mit ihren Anbetern ſerbiſch unterhielt, — daß die orientaliſchen Juden ſpaniſch mit einander converſirten, — daß die bosniſchen Franziskaner nur lateiniſch redeten, — daß noch andere Leute ſich mit einander auf Illyriſch, auf Griechiſch, auf Walachiſch und auf Ungariſch verſtändigten. Ich muß noch hinzuſetzen, daß zwar auch ein Theil der Equipage, ſo wie der Capitain ſelbſt, Italiener waren und ſich italieniſch mit einander unterhielten, und daß ich mehre andere Leute ſah, die, wenn ſie auch nichts ſagten, doch gewiß in ihrer Sprache dachten, — zugleich muß ich aber auch ſagen, und das war eigentlich die Hauptbemerkung, die ich machen wollte, daß bei aller dieſer babyloniſchen Verwirrung doch die deutſche Sprache diejenige war, welche am allerallgemeinſten vernommen wurde, und die alle dieſe Donaufahrer wie ein gemeinſames Band und ein durchgreifendes Verſtändigungsmittel zu umſchlingen ſchien. Deutſch war erſtlich einmal auf dem Quarterdecke die Hauptſprache. Deutſch war die ganze Bewirthung auf dem Dampfſchiffe

und Alles, was mit ihr zuſammenhing. Deutſch radebrechten ſelbſt die walachiſchen Bojaren, wie ich ſagte, und deutſch ſprachen die Serbier ziemlich geläufig. Deutſch commandirte ſogar der italieniſche Capitain („Los! Seppel!“ — „Anziehen! Seppel!“ und andere deutſche Commandoworte erklangen zuweilen dröhnend durch ſein Sprachrohr). Deutſch ſprachen natürlich alle Juden, alle Gebildeten unter den zahlreichen Magyaren und alle noch zahlreicheren Deutſchen ſelbſt unter den 350 Paſſagieren. Ich kann hierbei eine kleine Betrachtung nicht unterdrücken. Ich weiß nämlich, daß Manche der Anſicht ſind, daß durch die Dampfſchifffahrt und die durch ſie herbeigeführte Eröffnung der Donau in Ungarn ein Rieſe geweckt werden möchte, der für Oeſterreich gefährlich werden könnte. Ja, es giebt ſogar viele patriotiſche Ungarn, die nicht blos aus allgemeinem Eifer für das Gute und Beſſere, ſondern auch ganz vorzüglich aus der beſonderen Hoffnung auf Vermehrung der Macht ihrer Nationalität in Bezug auf Oeſterreich für die Dampfſchifffahrt außerordentlich eingenommen ſind und mit Stolz und großen Erwartungen auf dieſe rauchenden und dampfenden „Zrinys,“ „Errös“ ꝛc. hinſehen, als könnten ſie dazu dienen, dereinſt wieder ein unabhängiges Magyarenreich begründen zu helfen. Ich glaube, daß man in Wien durchaus nicht dieſer Anſicht iſt, daß man dort vielmehr weit größeren Vortheil für das Deutſchthum als für das Magyarenthum aus der eröffneten Dampfſchifffahrt erwartet, und mir ſcheint es, daß man dort richtiger ſehe. Die Dampfſchiffe tragen ohne Zweifel den Samen zu vielen kaufmänniſchen und induſtriöſen Unter-

nehmungen mit ſich und verſchleppen ihn an der ganzen Donau hin. Die Träger und Pfleger dieſes Samens ſind aber die Deutſchen und andere weſteuropäiſche Nationen weit mehr als die Magyaren ſelbſt. Es werden alſo in Zukunft von Oeſterreich aus deutſche Elemente noch weit mehr als früher nach Ungarn einſtrömen. Die Städte des Landes und die ſtädtiſchen Gewerbe werden zunehmen und ſteigen, das Gewicht der Städte und der Bürger wird mithin bedeutender werden, und dieſe jetzt alſo im Steigen begriffenen Stadt-Communen ſind alle mehr auf der öſterreichiſchen als auf der magyariſchen Seite. Peſth lag ſonſt von Wien drei bis vier Tagereiſen entfernt, jetzt iſt es ihm bis auf eine Tagereiſe nahe gerückt. Wenn ehemals ein Deutſcher ſagte, er habe auch Ungarn betreten, ſo war es meiſtens nur die Gränzſtadt Preßburg, die er geſehen hatte. Jetzt iſt das Geringſte, daß man auch bis nach Peſth vorſchreitet, und ich glaube, daß die Wiener Polizei in den letzten Jahren mindeſtens dreimal ſoviel Päſſe dahin ertheilt hat als früher. Es ſcheint alſo, daß man die Dampfſchifffahrt eher als ein Gegenmittel denn als ein Beförderungsmittel des in ſeinen Anſprüchen ſteigenden Magyarismus betrachten könne. In den Weiden und Steppen Ungarns liegen die Herzwurzeln des Magyarenthums. Je mehr man die ungariſchen Weiden in Ackerland zu verwandeln, je mehr man die Marktflecken in Städte umzubauen, je mehr man das ganze Land in die Netze der Chauſſeen, Eiſenbahnen und Dampfſchifffahrtslinien einzuſpinnen im Stande iſt, wird ſich nicht Alles deſto mehr mit Deutſchland veraſſimiliren?

Mit dieſer ganzen bunten Ladung von Menſchen —

wäre die Welt in dieſem Augenblicke, was Gott gnädig verhütete, von einer zweiten Sündfluth zerſtört worden, wir hätten ſpäter aus dem Bauche unſeres Schiffes zur neuen Bevölkerung der Länder alle Nationen, alle Religionen und Religionsſpaltungen wieder hervorgehen laſſen können — mit dieſer Arche Noah voll Nationen, ſage ich, landeten wir gegen Abend bei unſerer vierten Station, bei Baja. Dieſer Ort liegt auf der linken Seite der Donau. Mir kommt es aber, wenn ich an ihn zurückdenke, immer ſo vor, als müſſe er auf der rechten liegen; denn weil das Dampfſchiff, um an den Stationsplatz zu gelangen, einen großen Bogen im Strome beſchrieb und dann, gegen denſelben anfahrend, ſich an dem Landungsplatze anlegte, ſo habe ich Baja nur zur Rechten des Schiffs geſehen. Die Dampfſchiffe thun dieß bekanntlich immer auf allen Flüſſen, und es entſteht dadurch in den Köpfen der Dampfſchifffahrtspaſſagiere eine große geographiſche Verwirrung, wenn ſie nicht ſorgfältig die Bewegungen des Dampfſchiffs beobachtet und dabei die Karten verglichen haben. In dem Gedächtniſſe jener Paſſagiere liegen die Stationen der linken Flußſeite auf dem rechten Ufer, und umgekehrt die Stationen des rechten Ufers auf dem linken.

Bei Baja verließ uns leider die liebenswürdige Nr. 30 aus der Königin von England. Wir ſtiegen mit ihr an das Ufer des Landes der metanaſtiſchen Jazygen und überlieferten ſie hier den Händen ihres Gemahls, der freilich gut gekleidet war, aber in ſeinem ſehr ſchlichten magyariſchen Aeußeren uns nicht ganz zu dem zarten Weſen zu paſſen ſchien. Ich redete ihn deutſch und der Franzoſe franzö-

ſiſch an. „Mein Mann verſteht leider wenig Deutſch und Franzöſiſch," ſagte ſie, und der Franzoſe konnte daher, ohne Eiferſucht zu erregen, noch ein Bonmot machen, das nicht übel war. „Sehen Sie, Madame, den beſcheidenen Deutſchen," ſagte er, indem ich ihr einige Dornen und Diſteln von den Kleidern ablas, die ſich am Ufer angehäkelt hatten, „ſehen Sie, die Dornen nimmt er für ſich und die ſchönen Roſen läßt er Ihnen auf den Lippen." Etwas lächelnd und leiſe erröthend verſchwand ſie uns in dem Getümmel, und wir ſprangen, als man eben das Bret wegziehen wollte, an das Dampfſchiff zurück.

Baja liegt etwa ein halbes Stündchen von den Donauſümpfen abſeits. Es führt ein ſchmaler Canal zur Stadt — ich weiß nicht, ob es ein künſtlicher oder ein natürlicher iſt. Die abgehenden Paſſagiere gelangten alle auf kleinen Ruderſchiffen dahin. Wir ſahen die neuen Gebäude des Orts durch die Weidengebüſche mit friſchen Kalkfarben herüberwinken; denn dieſe Stadt Baja hatte bekanntlich vor anderthalb Jahren das Unglück, durch Feuer, wie Peſth durch Waſſer, zu einer vollkommen neuen Auflage aller ihrer Gebäude veranlaßt zu werden. Es trafen damals gleichzeitig mit dem Brande von Baja viele andere Feuersbrünſte in Ungarn zuſammen, wie denn in trockenen Jahreszeiten die Feuersbrünſte zuweilen in ganz Ungarn gleich einer Epidemie die Runde machen, wie in den franzöſiſchen Städten die Emeuten.

Sieben Meilen von Baja direct nach Oſten liegt

Thereſiopol und ſieben Meilen direct nach Weſten Fünfkirchen, beide in dieſen Gegenden ein Paar bedeutende Städte. Als unſer Dampfer wieder ſeinen Zirkel im Strome zurückbeſchrieb und mit den Fluthen weiter ſchoß, recapitulirte ich im Stillen, was mir die Nr. 30 von dieſen Städten erzählt hatte, die ſie beide genau kannte, von den Caſinos, den Bällen und dem Theater, das ſie dort zuweilen hätten, aber nur ſelten; denn obgleich die Stadt über 30,000 Einwohner hätte, ſo ſei doch Peſth in geſelliger Beziehung für ſie die einzige Reſſource. Thereſiopol hat ein Stadtgebiet von 36 Quadratmeilen und darauf 3 Dörfer und 10 Prädien, dagegen aber unzähliges Hornvieh. Es wurde der Kaiſerin Maria Thereſia zu Ehren benannt, ebenſo wie die Jekatherinopols, Jeliſawethpols und andere Steppenſtädte im ſüdlichen Rußland anderen Kaiſerinnen zu Ehren.

Fünfkirchen (auf Ungariſch: Pecs, ſprich: Petſch) auf der anderen Seite der Donau bildet einen großen Gegenſatz zu Thereſiopol. Es iſt eine uralte Stadt (das römiſche Sopianae). Der türkiſche Kaiſer Soliman, der ſich hier eine Zeit lang aufhielt, nannte es in Betracht ſeiner ſchönen Lage in einem reizenden Thale ein irdiſches Paradies, und die Ungarn haben es mit Wien (auf Ungariſch: Becs, ſprich: Betſch) verglichen, indem ſie das allgemein bekannte ungariſche Sprüchwort machten: „Dem Deutſchen gefällt nur Betſch, der Ungar lobt ſich Petſch" (Nemet nek Becs, Magyar nak Pecs), womit ſie ſagen wollen, daß Jeder ſich in ſeiner Heimath am beßten gefalle. Beſonders viel erzählte man mir von dem jetzigen Fünf-

kirchener Biſchofe Seppeſy, welcher würdige Mann zu dem alten Glanze von Fünfkirchen ungemein viel Neues hinzugefügt habe. Auf ſeine Veranlaſſung ſei die ganze Stadt, ſo zu ſagen, umgebaut worden, und er verwende den größten Theil ſeines großen Einkommens für die Stadt und zu Gunſten des Publicums, ſo daß Petſch jetzt entſchieden die ſchönſte und anmuthigſte Stadt weit und breit ſei, obgleich ſie nur 12,000 Einwohner zähle.

Von Baja ging's weiter auf Mohacs (ſprich: Mohatſch) zu. Das Bild, das wir vor Augen und zu den Seiten hatten, war immer unveränderlich daſſelbe, — Weiden, Linden, Pappelgebüſche zur Linken, hohe, kahle Ufer zur Rechten und vor uns der breite, ſchöne, wundervolle Strom. Wir ſaßen in zahlreicher Geſellſchaft auf unſerem bewußten Schloß- und Rathhausplatze beiſammen; da kam aus dem entfernteſten Theile der Vorſtadt ein bettelnder Soldat auf Krücken herangehinkt und erzählte uns die Leidensgeſchichte ſeiner verlorenen Beine. Wir lernten daraus in einem erſten Beiſpiele die große Noth und die Gefahren kennen, denen die armen Wachen in der Militärgränze ausgeſetzt ſind; denn daher war der Soldat. Am 31. Januar 1838, ſagte er, habe er zu einem einſamen Poſten an der türkiſchen Gränze eine Botſchaft bringen müſſen. Der Abend und ein Schneewetter hätten ihn überfallen, und er wäre nur langſam aus der Stelle gekommen, als er, mit dem Wetter kämpfend und gegen den Sturm ringend, plötzlich das Geheul von Wölfen vernommen habe. Er ſei anfangs ſeines Weges weiter gegangen, habe

es aber bald für gerathen gefunden, auf einen Baum zu klettern; denn die Wölfe hätten ihn näher und näher umkreiſ't. Hier auf dem Baume ſei er nun freilich vor ihnen ſicher geweſen, aber auch ein Gefangener für die ganze Nacht; denn die wilden Beſtien hätten ihn dort in großer Schaar umlagert. Unter beſtändigem gierigen Geheul hätten ſie den Baum umkreiſ't, wären hin und wieder gelaufen und zuweilen auch an den Stamm deſſelben hinangeſprungen. Er habe anfangs auf ſie gefeuert, aber der Wölfe ſei eine Unzahl geweſen, ſeiner Patronen aber nur ſechs. Da er immer gefürchtet, es möchte doch einer von ihnen den Baum erklettern, ſo habe er ſich bemüht, Feuer anzumachen. Er habe die trockenen Flechten und Mooſe auf den Zweigen zuſammengekratzt, einige dürre Zweiglein abgebrochen und daraus mit ſeinem Zunder zu wiederholten Malen ein kleines Feuer angeblaſen, das ihn etwas warm erhalten und die Wölfe in Schrecken geſetzt; zuletzt aber ſei die Kälte immer ärger geworden, und er habe bemerkt, wie der Froſt ihm in die Füße getreten ſei und ſeine Kräfte abgenommen hätten. Da habe er ſich den Leib mit einem Tuche an einen feſten Aſt gebunden und mit aller Gewalt denſelben umklammert, um den gierigen Beſtien nicht in den Rachen zu fallen. In dieſer Lage müſſe er wohl an dem Baume erſtarrt und eingeſchlafen ſein; denn bald habe er das Bewußtſein verloren, und am anderen Morgen habe er ſich bei'm Erwachen in den Händen ſeiner Kameraden befunden, die ihm nachgeſchickt worden wären und die ihm verſichert,

ſie hätten ihn für todt vom Baume genommen. Todt war er nun nicht, aber ein Krüppel; denn beide Beine waren ihm erfroren und mußten ihm amputirt werden. Nun wäre er bei'm Kaiſer in Wien geweſen, um ſich eine Gnade auszubitten. Ich fragte, ob er etwas erlangt habe. Ja, ſagte er, eine kleine Unterſtützung. Wir ſammelten ihm noch eine kleine zuſammen und gaben ihm 2 „Piſtolen Türkenblut" zu trinken, bei welcher Gelegenheit ich lernte, was ich noch nicht wußte, daß Piſtolen eine Art kleiner, in Ungarn üblicher Gläſer ſind, und daß mit dem Namen „Türkenblut" die Ungarn und Gränzer, die ſeit langen Zeiten ſo viel Türkenblut vergoſſen, einen gewiſſen rothen Wein beehrt haben, bei dem ſie ſich gewiß gern einbilden, es ſei Türkenblut, was ſie trinken.

Wir hatten auch einen Maler auf unſerem Dampfer, der mir mehre Male klagte, er könne leider gar keine Gegenſtände auf dem Dampfboote entdecken, die ſich malen ließen, obgleich er expreß eben nur, um pittoreske Sujets zu finden, mitgefahren ſei. Ich gab ihm den Rath, er ſolle einmal jenen Soldaten auf dem beſchneiten Baume malen, indem er ſich eben im Mooſe und dürren Gezweige mit ängſtlicher Haſt ein Feuer anblieſe, unten im Schnee die leuchtenden Augen der gierigen Wölfe, deren dunkle Geſtalten, wie die Umriſſe der Bäume des Waldes, in dem trüben Lichte des angeblaſenen Feuers etwas heraustreten müßten, ſo jedoch, daß der arme geängſtigte Menſch der am meiſten Beleuchtete, die Hauptſache bliebe. Ich ſagte ihm, dieß müſſe ein gutes

Nachtſtück geben. Er wollte aber nicht recht darauf eingehen, und meinte, das wäre etwas ganz Neues, daß aus der ſo unbeholfenen Erzählung eines gemeinen Soldaten ein Maler ein gutes Gemälde machen ſollte. Ich erwiderte ihm, auf dieſe Weiſe würde er nie etwas Großes finden; denn die ſchönſten Genrebilder und Situationen wären wie die Diamanten oft unter der unſcheinbarſten Hülle verborgen, und nirgends ſäßen die Edelſteine geſchliffen, weitleuchtend und à jour gefaßt in den Gebirgen.

In Mohacs kamen wir ſchon bei Nacht an. Der arme König Ludwig von Ungarn kam hier bei Tage an, doch war ihm der Tag trauriger als uns die Nacht; denn ihm war keine Rückkehr von hier vergönnt. Von den Seinen (von Zapolya) verrathen, von den Türken geſchlagen, auf ermattetem Perde ging er hier durch einen Sumpf, in welchem er verſank, zum Tartarus ein. Die Schlacht von Mohacs (im Jahre 1526 den 29. Auguſt) entſchied auf lange, trübe Jahre Ungarn's Schickſal; denn die Eroberung des Landes durch die Türken, d. h. die mehr als hundertjährige Bedrückung und Entvölkerung der Hälfte Ungarns, war eine Folge dieſer verlorenen Schlacht. Der junge König Ludwig war nach Abhaltung eines Reichstages, deſſen Sitzungen einer Reihe von jubilirenden Bacchanalien glichen, mit 20,000 Mann dem Sultan Soliman, der 200,000 Soldaten heranführte, entgegengerückt. Ludwig's Feldherren ſelbſt ſahen wohl das Unſinnige ihres Unternehmens ein und ſagten ſcherzend, wer von ihnen übrig bliebe, würde beſtimmt eine Reiſe nach Rom zu machen

haben, um alle übrigen canoniſiren zu laſſen; denn ſo viele Leute ſie führten, ſo viele Märtyrer und Opfer für die chriſtliche Religion wären auch da. Aber wie von einem unabwendbaren Schickſale getrieben, gingen ſie alle mit Enthuſiasmus in ihr Verderben, weßhalb die ungariſchen Schriftſteller auch ſagen, nie ſei ein Reich mit ſolchem Jubel und unter ſolchem Leichtſinn ſeiner Führer untergegangen wie damals Ungarn. Als den Untergang des ſouverainen, großen, mächtigen und mittelalterlichen Ungarns kann man in der That dieſen Verluſt auch bezeichnen; denn ſpäter ging Ungarn aus der Herrſchaft der Türken als ein vielfach anderes wieder hervor. In der Schlacht kamen nicht weniger als 6 heldenmüthig kämpfende Biſchöfe und Erzbiſchöfe um's Leben (vielleicht in keiner anderen Schlacht, die die Geſchichte nennt, ſind ſo viele hohe Geiſtliche erſchlagen worden). Es iſt merkwürdig, daß gerade auf eben dieſem Schlachtfelde etwa 200 Jahre ſpäter die Türken zur Vergeltung ihrerſeits von dem berühmten Prinzen von Savoyen auf's Haupt geſchlagen wurden.

Das Andenken jener erſten Schlacht wird noch jetzt an jedem 29. Auguſt gefeiert. Die Bevölkerung der Stadt Mohacs und der ganzen Umgegend rückt in's Feld, und es werden daſelbſt in deutſcher, illyriſcher und ungariſcher Sprache Reden gehalten. Auf der Stelle, wo der König Ludwig verſank, — eigentlich drückte ihn ſein Pferd in den Schlamm hinein, indem es den König bei einem letzten Verſuche, durch einen energiſchen Satz feſtes Ufer zu gewinnen, abwarf und

zurückfallend auf ihn ſtürzte — ſoll jetzt eine kleine Kapelle errichtet werden. In dem Palaſte des Biſchofs befinden ſich mehre Bilder, welche die Schlacht und den Plan derſelben darſtellen. Für den Ungläubigen, der nun doch noch nicht an die Schlacht von Mohacs glauben wollte, giebt es übrigens auch noch 5 andere handgreifliche Zeugen derſelben, die einmal hier ſehr lautes Zeugniß für die Schlacht abgelegt haben und jetzt noch wenigſtens deutlich und ſichtbar im Sande — wenn es regnet, im Moraſte — einer Straße von Mohacs ſtecken. Ich meine nämlich 5 Kanonen, welche die Türken hier ließen, wahrſcheinlich, weil ſie in der Schlacht unbrauchbar geworden waren. Ich habe ſie alle 5 ſelber im Mondſcheine geſehen. Drei kleine ſtehen neben einem Heiligenbilde des Johannes einge- pflanzt und zwei größere vor dem Mohacſer Salzamte, an beiden Ecken des Hauſes.

Uebrigens ſind der König Ludwig, der am Ufer der Donau im Sumpfe ſtecken blieb, Arpad, der mitten in der Donau begraben liegt, und der Kaiſer Valentinian, der in Komorn am Fieber ſtarb, nicht die einzigen hohen Herren, welche durch ihren Tod den wilden ungariſchen Strom illuſtrirten. Die Menge der Fürſten, Könige und Kaiſer, welche von uralten Zeiten her hier an der Donau von Barbaren erſchlagen, oder von den Donaufiebern getödtet, oder von ſeinen reißenden Fluthen fortgeſchwemmt wurden und darin umkamen, läßt ſich kaum zählen. Und ſolche berühmte Fluß- Uebergänge von Armeen und Feldherren, wie der des

Cäſar über den Rhein, giebt es hier von des Darius Uebergang und Brücke, die Miltiades bewachen ſollte, und von des Lyſimachus Uebergängen über die Donau in's Land der Daken bis auf den neueſten Uebergang des Kaiſers von Rußland in einem kleinen Nachen eine unzählige Menge. Es ſchweben mir aus der ungariſchen und byzantiniſchen Geſchichte viele ſolcher Uebergänge von Königen und Kaiſern in kleinen Nachen vor, ganz ſowie uns der des Kaiſers von Rußland durch die Zeitungen beſchrieben wurde. Es fehlte immer an Brücken auf der Donau, und natürlich zogen die Anführer und Könige lieber kleine, ſchnelle Boote vor, die ſie für ſich allein zur Inſpicirung hatten. Kein Fluß in Europa hat ſo große, in hiſtoriſcher Hinſicht intereſſante Flotten getragen wie die Donau. Kaiſer Conrad und Kaiſer Friedrich fuhren die ganze Donau bis Serbien hinab, wie dieß auch ſchon zu den Römerzeiten mehre Feldherren gethan hatten, und die Türken, die Oeſterreicher und Ungarn lieferten viele Waſſerſchlachten auf dieſem Fluſſe.

Da unſer Dampfer in Mohacs Kohlen einnahm, ſo blieb uns Zeit genug, zu Ehren aller jener Kaiſer, Todesfälle und Schlachten, die uns dieſen letzten Moment verherrlichten, ein Gläschen zu leeren; denn in der That iſt jeder letzte Augenblick, den man lebt, die Krone und Blüthe aller der vergangenen Augenblicke, auf deren Nacken er ſteht und die ihm zu ſeiner Verherrlichung dienen. Dieſe allerneueſten Momente der Welt ſind nun daher auch die allerintereſſanteſten und romantiſchſten; denn ſie haben mehr Ver-

gangenheit, mehr Glanz der Erinnerung, mehr Maſſe der Ereigniſſe hinter ſich und mehr Geheimniſſe der Zukunft vor ſich. Hinten Alles helles Licht, vorn die tiefſten Abgründe der Dunkelheit. Der jüngſte Augenblick, in dem ich lebe, iſt immer der unerreichte Gipfelpunct des reizendſten Intereſſes.

Wie ungenießbar, wie öde und wie unromantiſch mußte nicht den Römern die geſchichtloſe Donau erſcheinen; ſie hatten das ſauere Geſchäft, dieſen wilden Gewäſſern den Anfang zu einer Geſchichte zu bereiten. Wie reich erſcheint uns Kindern des 19. Jahrhunderts nicht ſchon der hier aufgehäufte hiſtoriſche Apparat, die übereinander polternden Trümmer, die ſich drängenden Schlachtgefilde und die Kämpfe auf- und abwärts, hinüber- und herüberwärts, und nach 1000 oder 2000 Jahren wie wird da einem Donaureiſenden nicht der Rückblick ſein, und zu welchem Enthuſiasmus wird ihn dieſer Rückblick nicht befähigen! Ich bedauere es immer, daß ich nicht einige tauſend Jahre ſpäter zur Welt gekommen bin; am liebſten aber möchte ich kurz vor dem Untergange dieſes Sternes geboren ſein, um das ganze volle Maß der Geſchichte zu überſehen und um Quelle wie Mündung, Geburt wie Ende der Donaugeſchichte zu ſchreiben.

Da es mit dem Steinkohlen-Faſſen („Heu faſſen," „Brot faſſen," „Pferde faſſen" ſind öſterreichiſche Militärgränzer-Ausdrücke, die hier an ihrer Stelle ſind) lange dauerte, ſo badeten wir uns noch in der ſchönen, weichen Fluth des Fluſſes, und ich fühlte dieſe mächtige Pulsader

der Geſchichte des ſüdöſtlichen Europa an meine Bruſt ſchlagen; ich ſah es, wie ſie thätig und nimmer raſtend ihre Arbeit verrichtete und ihre bedeutungsvollen Wirbel weiter und weiter wälzte. Es war dieß Bad für uns ein hiſtoriſcher Genuß, eine pſychiſche wie eine ſomatiſche Erquickung, und die Weiber, welche zuſammengelaufen waren, uns Trauben anzubieten, machten gute Geſchäfte; denn wir mußten dabei wieder des Kaiſers Probus gedenken, der die Stammväter dieſer Trauben in dieſen Gegenden pflanzte und dann ebenfalls an dieſen Donau-Ufern um's Leben kam.

Endlich ging es gegen Mitternacht wieder weiter. Nun fing man an, ſich zur Ruhe zu begeben. In der Vorſtadt lagen die Leute in ihre Schafpelze gehüllt in allen Ecken und Winkeln herum. Die kleinen Cabinets waren alle von unſeren Damen beſetzt und die große Damen-Cajüte zum Erſticken mit Frauen angefüllt. Auf dem Schloßplatze legten ſich einige von unſeren Herren im Freien ſchlafen; andere, unter denen ich war, zogen es vor, in der Herren-Cajüte zu liegen. Dieſe bot einen eigenthümlichen Anblick. Aus dem Divan, der die Cajüte rings umgab, hatte man nämlich, wie dieß zu geſchehen pflegt, viele Auszüge hervorgezogen, welche die Bettgeſtelle vorſtellten, und jedes dieſer Bettgeſtelle hatte einer der Paſſagiere mit ſeinen Mänteln, Kiſſen, Decken und ſeiner eigenen Perſon beſetzt. Es waren alle die Obengenannten, die Deutſchen, Serbier, türkiſchen Juden, Illyrier und Ungarn, zwiſchen denen, wie ich oben ſagte, die deutſche Sprache ein gemeinſames

Band des gegenſeitigen Verkehrs bildete. Ich hatte mich in eine große Elenshaut eingewickelt, die ich mir auf dem Peſther Jahrmarkte gekauft. Nichtsdeſtoweniger fand ich ſehr bald, daß jetzt, wo Alle ſo ſprachlos da lagen, nicht die deutſche Sprache, ſondern ganz andere uns unſichtbare Weſen, die von Geſtell zu Geſtell hüpfen mochten, jenes gemeinſame Band des gegenſeitigen Verkehrs zwiſchen uns Allen bilden mochten. Wenn man einmal eine Karte der geographiſchen Verbreitung gewiſſer Thierchen entwerfen wollte und die italieniſchen Länder etwas ſtark ſchattiren müßte, ſo könnte man über die türkiſche Halbinſel und die ihr angränzenden Länder nur den ganzen Reſt der im Tintenfaſſe befindlichen Schwärze ausſchütten; es würde dieß dem Auge ungefähr ein richtiges Bild der quantitativen Verhältniſſe ihrer Verbreitung geben. Die Ungarn behaupten, daß ſie die Wanzen aus Deutſchland empfangen haben, und ebenſo behaupten ſie, daß ſie von den Flöhen immer von der Türkei her (von der Türkei oder von Deutſchland haben die Ungarn immer Eins oder das Andere) außerordentliche Zufuhren erhalten.

Ich begriff nicht eine Sylbe davon, wie die meiſten der übrigen Paſſagiere ſo ruhig ſchlafen konnten, denn ich kam mir ſelber vor, als würde ich bei lebendigem Leibe aufgefreſſen. Da es ohnedieß bald wieder Tag zu werden verſprach, ſo zog ich es vor, noch ein wenig in der Cajüte und oben auf dem Verdecke umherzuwandeln und bei'm Schimmer der Lampen und des Mondes die ſchlafenden Phyſiognomieen zu betrachten. Die Phyſiognomie

iſt eine Quelle unerſchöpflicher Studien und Genüſſe. Das menſchliche Angeſicht iſt eine Form und Geſtaltung, die ſich nun ſchon ſeit 6000 Jahren beſtändig wiederholt und immer wieder in den Grundlinien auf dieſelbe Weiſe wiederholt. Das Schönſte, das Erhabenſte, das Lieblichſte und Schrecklichſte, es liegt dieß Alles nicht im Kelche der Blumen, nicht im Blau des Himmels, nicht in der Phyſiognomie der Erdrinde, ſondern in dem engen Eirund des kleinen menſchlichen Angeſichts. Von allen ſichtbaren Dingen, die es auf Erden giebt, iſt dieſes Angeſicht das Höchſte, und es umſchließt das Göttlichſte, welches in die Welt der Sinne wahrnehmbar eintritt. Wir können uns die Götter ſelbſt nicht anders denken als mit menſchlichem Angeſichte begabt. Dieſe Brauen, ſie tragen des Jupiter's Zorn, — dieſe Mundwinkel, ſie umſchwebt der Venus Anmuth, — dieſe Augen, ſie glühen von Dianens mildem Feuer, — dieſes Kinn, es iſt ein Abbild von des Mavors Kraft, — und dieſe Harmonie im Ganzen, gerade dieſe Stellung der Linien und eben ein ſolches Verhältniß der Theile, ein Apollo kann ihrer nicht entrathen!

Ebenſo wie wir überhaupt die menſchliche Geſichtsmaske die ehrwürdigſte materielle Form, welche es hienieden giebt, nennen können, ebenſo iſt auch diejenige Nuancirung dieſer Maske, die einer Nation und jedem Individuum dieſer Nation gegeben iſt, wiederum ein höchſt würdiger Gegenſtand tiefer Betrachtungen. Denn eben dieß blaue Auge, das du als Deutſcher beſitzeſt,

mit demſelben Glanze, mit derſelben Färbung trat es ſchon den dunklen Augenſternen der Römer in den Cimbern und Teutonen entgegen. Und dieſe Römernaſe, die der — und der — und der — noch heutiges Tages trägt, ſie war einſt der Schrecken der Welt, und dieſelbe römiſche Phyſiognomie, in Millionen und aber Millionen Abdrücken vervielfältigt, ſtand faſt ein Jahrtauſend hindurch triumphirend und glorreich auf dem Erdballe da. — Dieſer Schiffer von der liburniſchen Küſte, der vor mir ſchlafend ruht, iſt er nicht noch in Weſen, Geſchick und Ausdruck ganz ſo, wie die Römer ſeine Vorfahren ſchilderten, und iſt er nicht nur eine Metempſychoſe aller der Liburnier, die für Venedig auf allen Meeren in den Tod gingen? — Jener alte Jude mit weißem Barte, gleicht er nicht auf ein Haar dem Abraham, und ſprechen ſeine Augenhöhlen, ſeine Stirn, ſeine Mundwinkel nicht von allen den zahlloſen Leiden, welche über dieſe Geſichtsbildung herabkamen, ſo lange ſie auf dem Erdboden ſteht und geht? — Bis zu Tigranes kann ich hinaufſteigen bei'm Anblicke der Züge dieſes armeniſchen Krämers, und nun mit ihnen, wie mit einer Zauberfackel, Vieles erhellen und beleben; denn ſo unbedeutend er ſelber iſt, ſo trägt er doch eine Maske, die ſchon unzählige Rollen ſpielte. — Die ſpitze, etwas gekrümmte Naſe, die etwas breiten Backenknochen, dieß kurze Kinn, die abſtehenden Ohren (ich glaube, jedem Volke ſtehen die Ohren unter einem verſchiedenen Winkel vom Kopfe ab), die Breite und Länge der Stirn, die Entfernung der Augenwinkel von einan-

der, die Schmalheit der Lippen, mit einem Worte die Proportionen aller Winkel und Linien des ungariſchen Angeſichts, ſeit unvordenklichen Zeiten ſtehen ſie ſo feſt, wie ich ſie handgreiflich hier vor mir habe. So wie ich ſie ſehe, erſchienen ſie vor jenen Jahren auf den Schlachtfeldern von Merſeburg und Augsburg, — ſie ritten einſt, 60,000 Mal vervielfältigt, 3 Jahre lang in Frankreich, der Schweiz und Italien herum und verwüſteten wie eine unvertilgbare Hagelwolke die Städte und Fluren, — in vielfachen Variationen und Verhüllungen, im Weſen aber ſtets dieſelben, erſchienen ſie unter der Krone einer Reihe von Königen, wie unter der zerriſſenen Mütze unzählbarer Bettler, — ſo ſieht man ſie noch jetzt in der Hofburg zu Wien inmitten der Pracht des kaiſerlichen Hofes erſcheinen, ſo findet man ſie in den einſamen Hütten der magyariſchen Steppen. Mit ſolchen Lippen geboten und donnerten alle die Anführer und Gewaltigen, mit ihnen ſegneten alle die Geiſtlichen und Frommen, mit ſolchen Augen, mit ſolchem Munde, nur weiblich gemodelt, entzückten einſt alle die ſchönen ungariſchen Weiber, die jetzt des Grabes Speiſe ſind, und mit ihnen entzücken noch heutiges Tages die ungariſchen Frauen und Fräulein, die ſich nun des warmen Lebens freuen.

Es iſt, als habe die Gottheit von Anbeginn gewiſſe Masken unter die Nationen ausgetheilt, die ſie bis in alle Ewigkeit hinaus tragen ſollten. Wahrſcheinlich iſt es freilich, daß auch dieſe Masken nicht ſtarr und ohne Leben ſind. Auch ſie mögen ſich, wie Alles in der Welt, entwickeln, ausbilden, im Laufe von Ae=

onen allmählig ſich umgeſtalten, zuletzt verlieren und untergehen. Doch entſchwindet der Verlauf dieſer Entwickelung dem matten Auge des Geſchichtsforſchers, dem in der Geſichtsbildung der Nationen Alles ſo feſt und unverändert erſcheint, wie in den Geſtaltungen der Gebirge.

Wunderbar aber iſt es, wie bei aller dieſer Unabänderlichkeit in den Grundlinien, die ſo außerordentlich markirt, ſo beſtimmt ausgeprägt und geſondert ſind, daß ſie ſich nie verläugnen und daß ein Kennerauge nie das Individuum eines Stammes mit dem eines anderen verwechſeln wird, doch die individuellen Modulationen dieſer Grundlinien wieder ſo außerordentlich verſchieden und manchfaltig ſind. Wunderbar, ſage ich, und unbegreiflich iſt es, wie bei dem Feſtſtehen der wenigen Grundtöne des Themas eine ſolche überſchwängliche Fülle von Variationen erzeugt werden konnte, daß z. B. nicht nur, ſo lange die Welt exiſtirt, noch nie zwei Magyarengeſichter geboren wurden, die nicht auf der einen Seite deutlich erkennen ließen, welchem Stamme Iſrael's ſie entſproſſen, und doch auch auf der anderen Seite ſo individualiſirt waren, daß Niemand das eine mit dem anderen hätte verwechſeln mögen. Denn wie die Natur in keinem einzigen Stücke der Schöpfung ſo göttlich und erhaben iſt als innerhalb des Ovales des menſchlichen Angeſichts, ſo iſt ſie auch in keinem einzigen ſo manchfaltig, ſo reich, ſo unerſchöpflich vielſeitig. Die Blumengeſtalten, die Thierformen, ſie erſcheinen alle nicht nur den Geſchlechtern, ſondern auch den Individuen nach aus einem Modelle hervorgegangen. Und

während an den Aepfel=, Kirſch= und Pflaumenbäumen alle Blüthen ſeit Anbeginn der Welt in Farbe und Geſtalt ſich gleichen, ſind alle Blüthen am Baume des Menſchengeſchlechts von jeher verſchieden gefärbt und verſchieden geformt.

Das Wunderbarſte und Unbegreiflichſte iſt dabei der Blick in die Zukunft. Denn liegen in der Vergangenheit ſchon unzählige Maſſen abgeſtorbener Früchte und Formen, ſo liegen im Schooße der Zukunft noch unvergleichlich größere Maſſen von Keimen für erſt noch zu erwachende Gebilde. Die Schönheiten, die man nach Jahrhunderten preiſen und lieben wird, ſie werden keiner einzigen der geweſenen gleich ſein, und doch werden ſie wieder in ihrer eigenthümlichen Art nicht weniger entzücken. Die unabſehbare Reihe großer Männer, die noch aus dem Staube erſtehen ſoll, und zu der die jetzigen Geſchlechter den Samen in ſich tragen, ſie werden alle ihre eigenen, nie ſo verrichteten Thaten ausführen, alle ihre originellen, nie ſo gedachten Gedanken denken, und alle wieder ihre auf beſondere Art große und erhabene Phyſiognomie beſitzen. Wird nicht auch noch eine Menge von Völkern ſich von dem großen Hauptſtamme der Menſchheit abzweigen? — Werden dann nicht auch noch viele zuvor nie gekannter, völlig unerhörter National=phyſiognomieen erſtehen — und ſich für einige Aeonen feſtſetzen, bis ſie wieder ganz anderen ebenſo unerhörten Geſichtern Platz machen?

Wie ſich alle unſere Gedanken am Ende in Träu=mereien auflöſen, ſo ſchweiften endlich auch die meinigen

zu dem Gebiete des Traumgottes näher und näher heran, und meine blauäugige, milchfarbige, langnaſige, länglich=ovale, wenig abgerundete, unverwüſtliche, 2000 Jahre alte, aber individualiſirte und in dieſer Individualiſirung 30 Jahre junge deutſche Phyſiognomie ſank endlich ſchlummernd auf einen Waarenballen neben der bereits längſt entſchlafenen rundnaſigen, bräunlichen, ſchwarz=haarigen, wohlgeſtalteten Maske, die ein walachiſches Bojarenindividuum ſein Eigenthum nannte, nieder.

Die Batſchka und ihre deutſchen Coloniſten.

Am anderen Morgen, den 2. September, ſprach ich bei'm Sonnenaufgange zu einer jungen Deutſchen, die ſich gleich von Peſth an ein wenig mir angeſchloſſen und die ich gewiſſermaßen unter meinen Schutz genommen hatte: „Wiſſen Sie, Mademoiſelle, daß eben der jüngſte Tag angebrochen iſt?“ — „Ja, mein Gott, ich bitt' Ihnen, wie ſo denn das? Die Propheten haben doch nicht das Ende der Welt auf heute feſtgeſetzt?“ — „Nein, das glaube ich nicht! ob dieſer heutige Tag auch der letzte der Welt ſein ſoll, das werden wir erſt heute Abend in Belgrad wiſſen können! Aber ich meinte nur, daß, wenn ich ſonſt eben bei Sonnenaufgang nichts Dringenderes zu denken habe, es mir eine große Unterhaltung gewährt, mir vorzuſtellen, daß dieſer Tag, den ich da am Himmel heraufkommen ſehe, der allerjüngſte iſt von allen Tagen, die je waren. Dieſe Vorſtellung ſchließt eine Menge intereſſanter Ideeen und Anſpielungen in ſich. Der geſtrige Tag iſt wie

ein erloſchenes Licht, wie eine Zeitung von ehegeſtern, wie ein Stück altbacken Brot. Er iſt hinabgeſunken in die Maſſe der verronnenen Sandkörner und nur noch in dieſer Maſſe etwas werth. Der heutige aber, der jüngſte Tag geht groß, friſch und erwartungsvoll vor uns auf. Das Morgen iſt wiederum nicht ſo intereſſant; denn wir wiſſen nicht, ob wir es je erleben werden. Es liegt noch wie ein ungeborenes Kind in dem dunkelen Schooße der Mutter Nacht. Der heutige Tag dagegen, den wir ſehen und greifen, iſt wie eine Braut, die wir umarmen; vom Geſtern ſind wir blos die nachgebliebenen Wittwer und Wittwen. Sehen Sie doch, wie die Sonnenſtrahlen über den ſchönen Strom daher fahren, wie ſie über ihn hin ſchießen, alle Schläfer mit dem Gruße erweckend: „es bricht der jüngſte Tag an!“ — wie ſie ſich gleich Poſaunenſtößen in das unermeßliche Weltall hinaus verbreiten und unzähligen uns bekannten und unbekannten Weſen ihre Wohlthaten ſpenden. Jetzt noch in ſo früher Morgenzeit hat Niemand einen böſen Vorſatz gefaßt, jetzt noch beten wir alle, o möchten wir den Tag uns ſo unbefleckt erhalten, wie er da erſcheint! — Alles, was er bringen ſoll, dieſer neue Tag, er hat es ſchon in Händen, es iſt fertig, reif und zum Erſcheinen bereit, und ſo nahe wir es haben, ſo wiſſen wir es doch noch nicht, was es ſei, ob Glück — ob Unglück. Der geſtrige Tag iſt wie eine entſchiedene Lotterie, der heutige aber wie ein Glücksrad, in das wir eben mit pochendem Herzen die Hand ſtecken, um ein Loos zu

ziehen. Dieſer merkwürdig helle, ſchöne jüngſte Tag, der vor uns liegt, wie glücklich ſind wir, daß wir ihn noch leben können! Bis zum Abend wird er verblichen ſein! Was wird man einſt, wenn er erſt wie eine Mumie in der Reihe der übrigen verblichenen daſteht, von ihm ſprechen! Wie wird man ſich dereinſt bemühen, zu enträthſeln, was und wie er geweſen ſei, während wir Glücklichen deutlich wahrnehmen, was und wie er iſt."

„Etwas kalt iſt er, wie es mir ſcheint; Sie ſehen mir ſelbſt etwas nüchtern und verfroren aus. Nehmen Sie dieß Täßchen warmen Kaffee's, mein Herr!" ſagte meine neue Geſellſchafterin, und da ohnedieß jetzt auch eine Menge anderer Kaffeetrinker ſich zu uns geſellte, ſo waren wir mit den allgemeinen Betrachtungen zu Ende, und es fing wieder die beſondere Beobachtung derjenigen nahen Erſcheinungen an, die uns der jüngſte Tag zunächſt beleuchtete.

Es waren dieß die Inſeln und Donauarme, welche unterhalb Mohacs gebildet werden. Die Arme des Fluſſes gehen hier zuweilen in dicken Aeſten auseinander und wieder zuſammen, und zuweilen eröffnen ſich Ausſichten in eine Menge verſchieden gerichteter Arme zu gleicher Zeit. Gewöhnlich kommt es einem vor, als fahre man in einem ungeheuer großen, weitläufigen und verwilderten Parke, in welchem es ſtatt kleiner Canäle und Bäche — Ströme, und ſtatt der Blumenbeete — Schilfdickichte, und ſtatt der Gehölzchen — Waldungen gäbe. Gegen die Vereinigung der Donau mit der Drau hin hört dieſe großartige Inſelbildung und die manchfaltige

Flußſpaltung auf, und es bleiben eine Zeit lang alle Gewäſſer mehr beiſammen.

Nicht weit von der Mündung der Drau, wo Kaiſer Hadrian die große Stadt Murſia baute, Kaiſer Conſtantius den Maxentius überwand und die Türken und Ungarn mehr als einmal kämpften und wieder kämpften, legten wir bei dem Ueberfahrtsorte Dallya an und dann wiederum bei dem Städtchen Vukovar. Man kann dieſe Mündungsgegend der Drau als den erſten bedeutenden Abſchnitt in der Beſchaffenheit des Landes und ſeiner Bevölkerung bezeichnen, den man unterhalb Peſth wahrnehmen kann. Bis hierher bleibt ſich Alles ſo ziemlich gleich. Sowie aber die Mündung der Drau paſſirt iſt, und ſowie die ſlavoniſchen Gebirge emportauchen, treten auch andere Menſchen, andere Kleider und andere Naturbeſchaffenheiten auf — und zwar ſowohl auf der nördlichen als auf der ſüdlichen Seite der Donau.

Auf der nördlichen Seite überblickt man nur einen Theil der intereſſanten Gegend, welche in der ungariſchen Geographie (nach der Stadt Bacs, ſprich: Batſch) das Batſcher Comitat genannt wird, die ich aber im gemeinen Leben in Ungarn gewöhnlich nur „die Batſchka" habe nennen hören, und die auch wir daher ſo nennen wollen, weil durch dieſen beſonderen Namen, den das Volk erfand, ſogleich auch angedeutet wird, daß man dieſe Gegend durchaus als ein beſonderes geographiſches Individuum erkannt hat. Es verhält ſich hiermit nämlich ſo: Das ganze Parallelogramm zwiſchen

der Donau und Theiß, jenes wüſte Meſopotamien, das Land der umherſchweifenden Jazygen, dieſes Hauptland der ungariſchen Gulyaſſen und Tſchikoſen (Pferdehirten) erhebt ſich im Süden zu einem niedrigen, ziemlich unfruchtbaren Plateau, welches den ganzen Raum zwiſchen der Theiß und Donau ausfüllt. Dieſes Hirtenplateau ſetzt nun aber ungefähr in einer Bogenlinie, die man von Zombor aus mit einem gegen Südoſten ausgreifenden Bogen bis an die Theiß in der Gegend von Bacs ziehen kann, gegen die Donau zu ab und läßt ſo zwiſchen der Mündung der Donau und der Mündung der Theiß ein ſchmales, ganz niedriges und ganz ebenes Flußanland, das den fruchtbaren und ackerbauenden Theil jenes Meſopotamiens ausmacht. Dieſer fruchtbare fette Weizenboden nun, der wahrſcheinlich, wie das Nildelta, als eine Aufſchwemmung oder ein zarter Niederſchlag der hier zuſammenſtrömenden Flußgewäſſer anzuſehen iſt, iſt das Ländchen, welches dem Fremden in Ungarn ſo oft unter dem Namen „der Batſchka" angeprieſen wird.

Es iſt hier faſt aller Boden Ackerland und daher vornehmlich auch im Beſitze deutſcher Coloniſten. Unter 128 Ortſchaften des ganzen Bacſer Comitats ſind nur 29 von Ungarn bewohnt, und dieſe ſind hauptſächlich und faſt ausſchließlich nur im Norden des Comitats zu finden, in welchen ein Theil jenes minder fruchtbaren Hirtenlandes unter dem Namen der Teletskaner Hügel hineinragt. Neben den Deutſchen iſt die zahlreichſte Nation in der Batſchka die der Serbier, die 35

Orſchaften bewohnen, während jene 41 inne haben. Doch werden die Serbier von den Deutſchen an Reichthum, Induſtrie, Bildung und überhaupt an national-ökonom-iſchem Gewichte bei Weitem übertroffen. Ein ſehr gebildeter und äußerſt liebenswürdiger ungariſcher Edelmann, der uns leider in dieſer Gegend verließ, weil er in der Batſchka zu Hauſe war, erzählte mir Vieles von den dortigen Deutſchen. Er ſagte, daß die Deutſchen daſelbſt ein Stück Land, welches die Ungarn um 100 Gulden Schein losſchlagen müßten, nachdem ſie es bebaut und cultivirt, oft zu mehren hundert Gulden Münze an den Mann brächten. Die deutſchen Dörfer ſeien alle ſehr reich, nicht blos an Ländereien und Wirthſchaftsbetrieb, ſondern auch an baarem Gelde, das ſie aus ihren Producten zu gewinnen verſtänden. Ihre Rechnung ſei immer in gutem Stande und ihre Kaſſen ſeien wohlgefüllt. Es wäre ihm einmal vorgekommen, daß ein deutſches Dorf zur Nachzählung eines Steuerquantums von 40,000 Gulden Münze verurtheilt worden. Man wäre allgemein neugierig geweſen, zu erfahren, wie die Bauern die Summe zahlen würden. Aber den anderen Tag nach der Rechtskräftigkeit des Urthels hätten die Aelteſten der Gemeinde, ohne viel Betrübniß zu verrathen, die Summe in baaren Münzen auf den Tiſch gelegt.

Ein ander Mal, ſagte er, hätte ein großer Herr aus der Batſchka mit einem anderen, der bei ihm zu Gaſte geweſen und an dem geprieſenen Reichthume der Batſchker Bauern gezweifelt habe, gewettet, er wolle binnen 24 Stunden von ſeinen deutſchen Pächtern 100,000

Gulden zuſammengeliehen haben. Die Wette wurde eingezogen, und der Herr hatte noch vor dem Abende allein von fünf Bauern die Summe vollzählig aufgenommen. Ja, am anderen Morgen, als er ſie zu ſich beſchieden und ihnen ſagte, es ſei nur ſein Scherz geweſen, ſie möchten ihr Geld zurücknehmen, erklärten ſie: nein, ſie hätten das Geld nicht nöthig, der Contract ſei einmal abgeſchloſſen, und — foppen ließen ſie ſich nicht; er möchte nun das Geld nur behalten; ſie wollten es nicht zurücknehmen, ſo daß durch dieſen embarras de richesse dann der Edelmann in die größte Verlegenheit gerieth.

Uebrigens iſt es mir auch noch merkwürdig, daß höchſt wahrſcheinlich ſchon die Römer die Trefflichkeit des Bodens der Batſchka erkannt und benutzt haben. Denn obgleich mir nicht bekannt iſt, daß ihr Ackerbau hier groß war, ſo vermuthe ich es doch daraus, daß ſie hier die Donau als Vertheidigungslinie verließen und durch einen großen mächtigen Wall, der ungefähr mit dem angegebenen Hochebeneabſatz und mit dem Bacſer Canale parallel läuft, dieſes fette Land mit in ihre eingeſchanzten und gegen die Hirtenvölker vertheidigten Gebiete hineinzogen.

Auch die Ungarn wußten zur Zeit der Blüthe ihres Königreichs, wie es ſcheint, die Batſchka zu ſchätzen. Schon Stephan I. ſtiftete hier ein Bisthum, und in der Hauptſtadt Bacs ſelbſt baute er ein königliches Schloß, und mehre ungariſche Reichsverſammlungen wurden hier gehalten. Die Batſchka, ſowie das benach-

barte Banat gehörten zu den blühendſten Provinzen von Ungarn. Nur die Türken, die auf gleiche Weiſe fruchtbares wie unfruchtbares Land mit Verwüſtung überzogen, ließen auch dieſen ſchönen Strich verkommen und verſumpfen. Die nachher von den Ungarn zu Hülfe gerufenen Deutſchen haben ihn aber aus dieſer Verſumpfung wieder herausgearbeitet *).

Jener liebenswürdige und kenntnißreiche Edelmann aus der Batſchka erzählte mir auch, wie es merkwürdig ſei, daß faſt alle Familien- und Gerichtsarchive aus dieſer ſüdlichen Gegend von Ungarn gerettet worden ſeien. Man habe ſie nach dem Norden hin geflüchtet. Von da ſei nun ein Theil nach Peſth gekommen. Die Papiere in dieſen Archiven hätten aber zum Theil nach der Vertreibung der Türken wieder große Wichtigkeit erhalten, und mancher Edelmann hätte ſpäter zu ſehr hohen Preiſen ſolche alte Papiere, die ſich auf ſeine Güter bezogen, wieder an ſich gebracht. Es ſei kürzlich noch ein Streit zwiſchen einem Grafen Bathyany und dem Bacſer Bisthume entſtanden, in welchem man noch dieſe antitürkiſchen Archive nachgeſchlagen habe. Ueberhaupt müſſe man in Ungarn noch auf die älteſten Papiere zurückgehen. Er habe ein ſolches Archiv mit Papieren vom Jahre 1001 geſehen, die man immer wie ein Heiligthum bewahre, weil man mit ihrem Verluſte noch Rechte zu vergeben ſich fürchte (!).

*) Ich gedachte hierbei der Danziger, Tilſiter und anderer Niederungen in Oſt- und Weſtpreußen, welche ebenfalls durch deutſche, von den Ordensmeiſtern herbeigerufene Coloniſten aus Sümpfen zu ſchönen Ackerländern umgeſchaffen wurden.

Das Land Syrmien, Peterwardein und die Tſchaikiſten.

So iſt es alſo auf der linken Seite der Donau. Auf der rechten treten nun mit der Mündung der Sau noch verſchiedenartigere Verhältniſſe auf. Wenn in der Batſchka ein neues kleines Colonieenländchen erſcheint, ſo zeigt ſich auf der rechten Seite in Slavonien ein altes, von jeher nicht von Magyaren bewohntes Königreich. Dieſes Königreich iſt ein ſchönes, langes und ſchmales Land, zwiſchen den Flüſſen Drau und Sau, die, beide von Weſten heranſtrömend, in einem ganz parallelen Laufe der Donau zufließen. Es iſt eins von den vier großen Meſopotamien, die in dieſen ſüdlichen Gegenden Ungarns mit ihren Spitzen zuſammenſtoßen und der Reihe nach folgende ſind.

1) Slavonien zwiſchen der Drau, Sau und Donau eingekeilt.

2) Pannonien oder das weſtliche Ungarn zwiſchen der Drau und Donau, und mit ſeiner äußerſten Spitze bis an die Mündung der Drau vorſchreitend.

3) Das Land der Jazygen oder Mittelungarn zwiſchen der Theiß und Donau, mit ſeiner ſüdlichſten Spitze, der von uns beſchriebenen Batſchka, vorlaufend.

4) Das Banat von der Maros, Theiß und Donau herausgeſchnitten und bei der Mündung der Theiß am meiſten den Spitzen der eben genannten Länder näher tretend.

Slavonien zerfällt ſowohl ſeiner Länge als ſeiner Breite nach in mehre Theile, der Breite nach nämlich in das der Sau anliegende und in das an der Drau ſich hinſtreckende Slavonien. Jenes gehört zur Militärgränze und wird Slavonia militaris genannt, dieſes aber heißt Slavonia provincialis, oder auch im gemeinen Leben das „Provincial" und das „Militare."

Der Länge nach zerfällt das Militare in mehre Regimenter und das Provincial in drei Comitate, von denen das äußerſte, in die öſtlichſte Spitze von Slavonien zur Donau und zum Mündungsgebiete der Sau und Drau herablaufende das ſyrmiſche Comitat oder, wie man ſich im gemeinen Leben kürzer ausdrückt, „das Land Syrmien" iſt.

Dieſes „Land Syrmien," mit dem wir es nun zunächſt und allein zu thun haben, iſt ein kleines Paradies, das ſich mit einer Länge von circa 18 Meilen und einer Breite von drei bis vier Meilen an der Donau gerade vis à vis der eben beſchriebenen Batſchka hinerſtreckt.

Der Urſprung des Namens und die Entſtehung des Ländchens als eines politiſchen Ganzen reicht noch

in die uralten Zeiten der Sordisker und Daken hinauf. Denn ſchon Strabo ſpricht von dem Orte Sirmium, und zu der Römer Zeiten wurde es der wichtigſte Platz in ganz Pannonien und der Aufenthalt der römiſch-kaiſerlichen Majeſtäten, wenn ſie in dieſen Gegenden Krieg führten. Jetzt liegt die große Stadt in Ruinen. Aber ihr Name iſt der ganzen, einſt mit Städten beſäeten Provinz geblieben. Dieſelbe wurde ſpäter nach dem Untergange der Römer oſtgothiſch, — dann eroberten ſie die Byzantiner, mit denen wiederum die Ungarn lange darum kämpften. Darauf nahmen ſie die Türken mit Allem, was daran gränzte, und gewöhnlich gingen die großen Heere, mit denen die türkiſchen Sultane zu Zeiten über den Hämus ſtiegen, zunächſt durch die fruchtbaren Fluren dieſer ſchönen Provinz. Im ſiebenzehnten Jahrhunderte wurde ſie zurückerobert, und zu den urſprünglichen ſlaviſchen Einwohnern (Slavoniern) geſellten ſich dann viele Serbier, die zu verſchiedenen Zeiten — einmal über 30,000 ihren Patriarchen an der Spitze — einwanderten und ſich dort unter öſterreichiſchem Schutze niederließen. Der größte Theil der Bewohner des Landes Syrmien gehört der griechiſchen Kirche an.

In der Mitte durch Syrmien zieht ſich ein zwölf Meilen langer, mit anmuthigen Wäldern und vielen in ganz Ungarn hochgerühmten Weinbergen bedeckter Gebirgszug, die ſogenannte „Fruschka Gora“ (die Fruſchkaberge). Dieſes Gebirge iſt eine Fortſetzung des großen, über 60 Meilen langen kroatiſch-ſlavoniſchen Ge-

birgszugs, der als das mittlere Rückgrat Kroatiens und Slavoniens beide Länder der Länge nach unter verſchiedenen Namen durchzieht, indem er mit den nördlichen und ſüdlichen Gebirgszügen Pannoniens und Bosniens parallel läuft und dadurch auch den Parallelismus der Sau- und Drauthäler und dieſer Flüſſe ſelbſt bedingt.

Ich glaube, daß es unter den größeren Flüſſen Europa's nicht noch zwei andere giebt, die ſo in ihrem ganzen Weſen wie in ihrem Namen ſich auf einander reimen und in ſolcher Nähe mit einander parallel laufen, wie die Save und Drave. Beide Flüſſe ſind etwa 70 Meilen lang. Beide haben ihre Quellen und ihre Mündungen nahe bei einander, bleiben auch in ihrem Laufe ziemlich nahe beiſammen (ſie ſind durchſchnittlich 10 Meilen von einander entfernt) und ſtrömen beide aus Weſtnordweſt nach Oſtſüdoſt, ohne viel von der geraden Linie abzuweichen und ohne irgend einen bedeutenden Winkel zu bilden. Beide haben auch kein ſehr verzweigtes, ſondern vielmehr ein mageres Flußgebiet, denn ſie nehmen keine Nebenflüſſe auf, deren Länge mit ihrer eigenen Bedeutſamkeit in Vergleich zu ſtellen wäre.

Von jenem langen Gebirge alſo, welches dieſen ſeltenen Fluß-Parallelismus bedingt, iſt die ſyrmiſche Fruſchka-Gora das äußerſte Ende und auch in jeder Beziehung die Krone, nämlich

1) in geologiſcher Beziehung, denn ſchroff ſetzt die Fruſchka-Gora gegen die Batſchka, gegen das Banat, gegen die Militärgränze, alſo gegen Süden, Oſten und Norden ab, ſteht rund umher in einer weiten Ebene

ganz iſolirt da und läßt den Donauſtrom wahrſcheinlich in einer bei ihrer Hebung entſtandenen Senkung oder einem Einſchnitt hart an ihrem ganzen Fuße hinlaufen,

2) in national-ökonomiſcher Beziehung, denn ſie iſt mit ſchönem Anbau bedeckt, reich an Producten und ſchmückt ſich mit dem Donauſtrome, dem ſie leicht und ſchnell ihre Producte zum Verhandeln überliefern kann, und endlich

3) in politiſcher und hiſtoriſcher Beziehung, denn ſie war ein Lieblingsaufenthalt des Kaiſers Probus und anderer Kaiſer, wird von den Ungarn ein Paradies genannt und iſt für die griechiſchen Serben und Slavonier ein zweiter Berg Athos. Von allen den 16 griechiſchen Klöſtern, die ſich in ganz Slavonien befinden, haben ſich allein 13 in den Thälern und auf den Höhen dieſes kleinen Gebirges aufgebaut. Es wird daher die Fruſchka-Gora bei den Serbiern auch geradezu das „heilige Gebirge“ genannt und genießt eines weiten Rufes in ganz Ungarn und den angränzenden türkiſchen Provinzen. Ein Serbier, den wir an Bord hatten, nannte mir alle 13 Namen der Klöſter Werdnik, Kruſchadol, Beſchenowo, Gergetek u. ſ. w. ſo geläufig her, daß ich ſah, er habe ſie oft genug bedacht und genannt. „Dieſe Klöſter“, ſagte er mir, „liegen alle an den ſchönſten und fruchtbarſten Plätzen des Gebirgs. Sie ſind ſämmtlich reich, und nicht nur aus ganz Ungarn, ſondern auch tief aus Serbien heraus kommen die Leute zu ihnen gepilgert. Letzteres war beſonders in dieſem

Sommer der Fall, wo die Contumaz eine kurze Zeit aufgehoben und der Eintritt in's Oeſterreichiſche frei war. Es giebt zwiſchen dieſem Theile der Donau und dem ägeiſchen Meere bei'm heiligen Berge kein zweites Gebirge Athos, das durch ſolche und ſo zahlreiche Klöſter ausgezeichnet wäre."

Das Ländchen Syrmien iſt nun auch wieder eines der hauptſächlichen Schweinemagazine, aus denen der große Schweinehandel in Ungarn ſeine Waare bezieht, und es ſind daher auch in ſeinen Ortſchaften, ſowie in Neuſatz und anderen ungariſchen Städten, große Schweinehändler-Compagnieen. Aus Syrmien allein ſollen jährlich 70,000 Schweine auf die ungariſchen Märkte geliefert werden. Sie ſind meiſtens von der in Ungarn ſogenannten Race der Mongulitza, welche kurzbeinig iſt, krauſe wollige Haare hat, weniger frißt als die Schweine mit langen ſtruppigen Haaren und beſſer die Strapazen erträgt. Sehr merkwürdig war es mir, ſpäter von den Schweinehändlern in Berlin zu erfahren, daß dieſe ſyrmiſchen, dann überhaupt die türkiſchen (unter welchem Namen auch ſchon die von Syrmien mit inbegriffen werden) und ungariſchen Schweine ſogar auf den Markt von Berlin kommen. Den Namen Mongulitza kannten ſie dort nicht, wohl aber unterſchieden ſie die kraushaarigen türkiſchen und die langhaarigen ungariſchen Schweine. Sie nannten ſie „Bachoner" (Bakonier). Sie bekämen oft in einem Jahre wohl 1000 Stück, und zwar durch Vermittelung einiger großer Wiener Viehhändler, welche ſie durch Böhmen

und Sachſen herbeitreiben ließen. In den letzten Jahren habe es ihnen aber geſchienen, daß dieſer Handelszweig etwas abnähme. Sie vermutheten, daß ſich dort in jenen entfernten Gegenden die Population mehren und daß ſich daher der Preis der Schweine erhöhen möge. Sie ſagten, der Speck dieſer Schweine ſei angenehm, aber wegen der Mäſtung mit türkiſchem Weizen (Kukuruz) nicht feſt und werde leicht rinnend. Dieſe Schweine ſeien außerordentlich dauerhaft und zäh, unſere deutſchen dagegen würden einen ſo weiten Marſch in keiner Weiſe ertragen können. Dabei ſeien ſie ſo biſſig und übermüthig, daß ſie oft ſchon über die hohen Barrieren, die man auf dem Berliner Schweinemarkte hat, wie Hirſche hinübergeſetzt und in's Freie geſprungen ſeien. Zuweilen ſeien auch ſchon Eingeborene aus jenen Gegenden (ſie nannten ſie Walachen) mitgekommen.

Alle dieſe Angaben ſtimmen ganz mit den Nachrichten, die man an Ort und Stelle über dieſe Dinge einziehen kann, überein, und ich muß mich nicht wenig wundern, daß ſelbſt ein ſo roher Handelsartikel, wie es die ſyrmiſchen und dann die walachiſchen Schweine ſind, geeignet iſt, ſo entfernte Länder, wie es Preußen und die Türkei ſind, mit einander in friedliche Verbindung und Berührung zu ſetzen.

So alſo ungefähr ſind die beiden kleinen Ländchen (die Batſchka und Syrmien) beſchaffen, die wir bei der Mündung der Drau erreichten. Unſer Dampfſchiff wie unſere Blicke ankerten faſt immer auf der rechten Do=

nauſeite, als der entſchieden intereſſanteren und wicht-
igeren.

Das Erſte, was wir in Syrmien erblickten, waren die Ruinen eines Schloſſes Erdödy, von dem ein berühmtes ungariſches Grafengeſchlecht den Namen hat. Sonſt giebt es faſt gar keine Ungarn in Syrmien, nur einzig und allein zwei magyariſche Dörfer.

Dann ſahen wir Dallya. Hier, wie überall an unſeren ſyrmiſchen Landungsplätzen war viel illyriſches Volk zuſammengelaufen, beſonders viele illyriſche Weiber, die ſtaunend und gaffend in zahlreichen Gruppen am hohen Ufer ſtanden. Ich ſage: illyriſches Volk; denn es wird jetzt mehr und mehr Mode, alle ſüdlichen Donauſlaven, die Kroaten, die Slavonier, die Serbier, wo möglich auch die Bulgaren, die Herzogowiner, die Montenegriner und auch die Krainer — „Illyrier" zu nennen. Alle dieſe, zwiſchen dem ſchwarzen und dem adriatiſchen Meere wohnenden Slaven ſind durchweg nur ein einziges Volk, dem Stamme, der Sprache und den Sitten nach kaum ſo ſehr verſchieden als die Baiern und die Sachſen, oder die Oeſterreicher und die Steiermärker. Sie wiſſen auch in der Regel nichts von den Namen, welche wir ihnen geben. Vielmehr nennen ſie ſich faſt alle durchweg ganz einfach „Slowenze" (ſo die Slavonier, die Krainer, die Bulgaren). Nur die Serbier nannten und nennen ſich „Serben." Jetzt aber, wie geſagt, ſollen ſie alle „Illyrier" genannt werden. Napoleon hat auch dazu beigetragen, dieſen alten berühmten Namen wieder aus dem Grabe erſtehen zu

laſſen — und weil dieſe Slaven im Gegenſatze zu den meiſten unſerer Gelehrten, welche glauben, daß ſie erſt im fünften und ſechsten Jahrhunderte hier eingewandert ſeien, ſich für uralte Einwohner dieſer Gegenden halten (ich glaube, mit Recht) und auch meinen, daß mit dem römiſchen Namen „Illyrier" ſie bezeichnet worden ſeien, gefallen ſie ſich ſehr darin, dieſen Namen auf alle Donauſlaven zu übertragen. Der Hauptſitz dieſer Idee iſt in Kroatien und Slavonien, wo die dortigen Patrioten, welche zugleich die größten Antagoniſten des Magyarismus ſind und dieſem drohenden Magyarismus einen ebenſo mächtigen Illyrismus entgegenzuſtellen verſuchen wollen.

Ferner zeigte ſich Vukovár, d. h. „die Stadt der Vuka." Die Vuka iſt ein kleines Gewäſſer der Fruſchka-Gora. Wir ſahen hier viele Holzgeräthſchaften, Faßdauben, Planken, Blöcke, Balken u. ſ. w. Es war faſt lauter ſyrmiſches und ſlavoniſches Eichenholz, und wir entdeckten auch eine Menge ſchöner, herrlicher Eichen, die übrigens in ganz Slavonien und Kroatien das vornehmſte Holz der Wälder ſind.

Ich konnte dieſe ſlavoniſchen Eichen nicht wegleugnen, da ich ſie ſelber ſah. Aber doch kann ich ebenſo wenig verleugnen, daß ich hier immer, wie auch in anderen nichtdeutſchen Ländern, an jeder ſchönen Eiche einigen Anſtoß nahm und ſie etwas ungläubig durch mein Perſpectiv betrachtete, weil ich in meiner Jugend ſtets gelernt hatte, daß Deutſchland das Land der Eichen ſei. „Du Land der Eichen! du Land der Treue!"

Wie kann nur ein Illyrier, oder ein Lette, oder ein Eſthe, Pole, Ruſſe ꝛc. es ſich herausnehmen, unter Eichen zu wohnen! So ungefähr dachte ich. Ich muß bekennen, ich habe es auch nie über mich vermocht, ſo recht an die kernige, ſolide Tüchtigkeit des ſlavoniſchen Eichenholzes zu glauben, ſoviel Loblieder ich auch in Ungarn darauf gehört habe.

In Vukovár kamen ein paar ſyrmiſche Damen, junge, hübſche, allerliebſte Weſen, an unſer Schiff. Sie waren in ein Coſtum gekleidet, welches frappant dem Reitcoſtume unſerer vornehmen Reiterinnen glich, nur war es von hellgrüner Farbe und mit vielen Reihen blanker Knöpfe beſetzt. Sie ſagten, dieß Coſtum wäre hier jetzt Mode. Wir ſtellten ſie unſerem Capitaine vor und zeigten ihnen alle Winkel, Zimmer und übrigen Räume unſeres großen Schiffs. Sie bemerkten, ſie hätten noch nie ein Dampfſchiff geſehen. Sie ſprachen „ſehr an gutes öſterreichiſches Deutſch,“ und als ich mich darüber wunderte, ſagten ſie, dieß wäre allgemein in Syrmien. Jeder Gebildete vom Stande ſpräche und verſtände dort deutſch, auch wären genug Deutſche in allen Ortſchaften und Städten.

Es hat nur zweimal in der Weltgeſchichte europäiſche Cultur in dieſen Gegenden feſten Fuß gefaßt, das erſte Mal, als Kaiſer P r o b u s und ſeine Römer hier waren, und dann das zweite Mal jetzt, wo das Deutſche hier, trotz des Illyrismus und trotz des Magyarismus, in den gebildeten Kreiſen vorwaltet. Alles Andere, was zwiſchen der deutſchen und der römiſchen Zeit liegt,

fällt, es mag Namen haben, welchen es will, aus dem Kreiſe der weſteuropäiſchen Cultur hinaus.

Wir begleiteten unſere Damen an's Ufer zurück und baten ſie nun, ſie möchten uns etwas von Vukovár zeigen, und da uns die zerſtreuten Hütten, welche in der Nähe lagen, ziemlich unbedeutend vorkamen, ſo verſicherten ſie uns, es lägen noch ſehr viele ſchöne, ſtattliche Gebäude, Gärten und Kirchen dahinter, und je weiter wir heran kämen, deſto ſchöner und anziehender würde es. Die Artigkeit verbot uns, ihnen nicht vollen Glauben zu ſchenken. Die Dampfſchiffglocke aber ermahnte uns, uns mit dem Anblicke der vorderen Hütten zu begnügen und den Abſchied von Vukovár und ſeinen Damen zu beſchleunigen.

Während der ganzen Weiterfahrt an der ſyrmiſchen Küſte hin war ich von Serbiern umlagert, und ich kam bis Peterwardein her nicht wieder aus dieſem ſerbiſchen Knäuel heraus. Sie waren voll Erzählungen von ihrem Vaterlande, und ich wunderte mich, daß dieſe Leute ſo gut von ſeiner alten Geſchichte, wie von den ſpäteren Ereigniſſen unterrichtet waren. Was ſie mir ſagten, will ich nicht der Erzählungen, die längſt bekannt ſind, ſondern der Erzähler wegen hier wiederholen.

Gleich von vorn herein ſprachen ſie mir viel von dem ſerbiſchen Zaren „Duſchan dem Starken," dem Sohne Königs Uroſch III., welcher ein Zeitgenoſſe Carl Robert's von Ungarn war (in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts). Serbien ſtand damals auf dem Gipfel ſeiner Macht und Blüthe, und Duſchan nannte ſich Kaiſer

und führte als ſolcher einen Adler im Wappen. Sie ſagten, er läge in einem Kloſter der Fruſchka-Gora begraben, in welchem auch ſonſt noch viele Alterthümer ſeien, und das 80,000 Gulden Einkünfte habe (?). (Im Ganzen ſind ſonſt dieſe griechiſchen Klöſter in Vergleich mit den katholiſchen alle arm.) Dann ſprachen ſie mir von dem Despoten Georg Brankowitſch — (es gab mehre ſerbiſche Despoten Namens Georg Brankowitſch, der hier gemeinte lebte in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts zu Hunyady's Zeiten). — Jener Georg Brankowitſch habe Hülfe von den Ungarn gegen die Türken verlangt; da dieſe ihm die Hülfe aber nur unter der Bedingung, daß er ſeinen Glauben ändere, hätten gewähren wollen, ſo habe er geantwortet: „ſie möchten nicht meinen, daß er als ein Neunzigjähriger nun das, an dem er beinahe ein ganzes Jahrhundert mit Treue gehangen habe, verleugnen werde. Lieber wolle er ſein Leben, ſeine Krone, ja ſein Vaterland einbüßen, als ſeinen Glauben ändern, und ſo wären auch alle die Seinigen geſinnt.“ Darauf wäre er in ſein Vaterland zurückgekehrt und hätte allein gegen die Türken gefochten. Es war mir beſonders intereſſant, daß meine Serbier gerade dieſes Factum aus ihrer Geſchichte ſo treu behalten hatten, und es mag darin wieder ein Fingerzeig liegen, wie ſehr man ſich hüten muß, den Glauben dieſer Leute anzutaſten.

Die Glaubensfrage zwiſchen den Serbiern und Ungarn iſt nicht etwa erſt neu, ſondern vielmehr uralt. Faſt jedesmal, wenn die Serbier von den Ungarn Hülfe forderten, oder wenn die Ungarn einen Theil von Serbien beſetz-

ten, oder wenn Serbier auf ungariſches Gebiet übergingen, kam ſie von Neuem zur Sprache. Jedesmal beinahe von Seiten der Ungarn dieſelben Anforderungen, und jedesmal von Seiten der Serbier dieſelbe Antwort und dieſelbe Anhänglichkeit an ihre Religion.

Als wir ſpäter bei Slankamen vorbeifuhren, wobei ich des hier von ſeinen Soldaten ermordeten Kaiſers Probus gedachte, erinnerten ſich die Serbier auch wieder ihres Despoten Brankowitſch. „Smai,“ ſagten ſie, ſei er zubenamt geweſen, d. h. „der Drache,“ wegen ſeiner wilden Tapferkeit. Auf dem Schloſſe Slankamen habe er einmal die ungariſchen Feldherren bewirthet, die Tiſche und Stühle wären dabei aus Leichnamen von Türken zuſammengeſetzt geweſen, und nach der Mahlzeit bei'm Weine habe der „Smai Despot Brankowitſch“ (gerade ſo ſtellten ſie die Worte) mit vier Türken, die er zu zweien unter jeden Arm genommen, einen ſerbiſchen Tanz getanzt.

Von dem neuen ſerbiſchen Helden, Gregor Petrowitſch Tſchornoi (Georg Peter's Sohne, dem Schwarzen) wußten ſie natürlich alle Details ebenſo gut wie unſere Zeitungen. Auch Napoleon, ſagten ſie, habe ihn gelobt und die Abſicht gehabt, ihn zum Könige von Serbien zu machen. Sein Sohn ſei in Rußland geweſen und ſtehe nun in den Dienſten des jetzigen Fürſten von Serbien. Als ich ſie bei dieſer Gelegenheit fragte, ob es wahr ſei, daß die Serbier im Ganzen es mehr mit den Ruſſen als mit den Ungarn hielten, ſagten ſie: „Bei uns ſpricht das Volk ſo: Zanke nicht mit dem, mit wel-

chem du aus einem Becher das Abendmahl des Herrn genießeſt!“

In dem genannten Slankamen ſteht eine Kirche, die der Brankowitſch der Drache gebaut hat. In dieſer Kirche befindet ſich auch noch ein Nagel, den der Despot ſelbſt einſchlug, um ſeinen Kalpak (Mütze) daran aufzuhängen. Es iſt jetzt in Serbien kein Mann, der an dieſen Nagel reichen könnte; denn der „Smai“ übertraf ſie an Stärke und an Größe, die damaligen wie die jetzigen, Alle. Ich bemerkte, daß auch unſere junge hübſche Serbierin viel Antheil an unſerer Unterhaltung nahm. „Sie iſt eine große Patriotin!“ flüſterte mir einer unſerer Begleiter zu, „unſere Weiber ſind es alle, alle!“

In Wien und Peſth (beſonders aber in Peſth) kann man jetzt alle die eben genannten ſerbiſchen Helden und auch noch andere, die wir nicht nannten, ſowie auch die berühmten ſerbiſchen Erzbiſchöfe und Archimandriten in recht guten Kupferſtichen und Lithographieen kaufen. Sie ſind für die in ganz Ungarn zerſtreuten Serbier beſtimmt und gehen auch nach Serbien hinein; unſere Patriotin hatte ſich dort viele eingekauft, die ſie ihrem Gemahle mitbringen wollte.

So rauſchten wir bei Ovatovacz, bei den Ruinen des Schloſſes Scharingrad, bei'm Kloſter Illock, bei'm Schloſſe und Garten Kameniz vorüber und kamen endlich bei Neuſatz und Peterwardein an. Die meiſten jener Schlöſſer und Dörfer in Syrmien gehören den Herzögen von Odescalchi, den Grafen Eltz, Jankowitſch und den Herren von Marzipani. Es giebt außer den

Odescalchi noch viele andere italieniſche Familien, die ſeit alten Zeiten — (durch das adriatiſche Meer war Ungarn ſtets in Berührung mit Italien, mit Venedig, mit Florenz — ein italieniſcher Fürſtenzweig kam einſt in Ungarn auf den Thron) — in Ungarn begütert ſind. Man iſt aber zuweilen verleitet, — oder ich war es wenigſtens früher, und ich glaube, daß es manchem nicht beſſer unterrichteten Landsmanne ebenſo gehen mag, — viele ungariſche Große blos dem Klange ihrer Namen nach für Italiener zu nehmen, z. B. die Palfi, Sappari (richtig geſchrieben: Palfy, Szapary), obgleich dieß ganz ächte ungariſche Stammnamen ſind. Ebenſo könnte es einem mit dem Herrn von Marzipani gehen, was auch ſo italieniſch oder, eigentlich noch beſſer, ganz mährchenhaft klingt. Aber die Marzipani ſind ächte Slaven und namentlich im Slowakenlande eine ſehr verzweigte ſlaviſche Familie. Pani iſt wahrſcheinlich das ſlaviſche Wort pan (d. h. Herr) und nicht das lateiniſche panis (Brot) in unſerer ſüßen Conditorwaare Marzipan.

Jene wenigen großen Herren beſitzen neben den Klöſtern faſt das ganze Ländchen Syrmien. Die Broſamen, die von ihren Tiſchen fallen, ſind nicht den Bauern, ſondern einigen kleineren Edelleuten zu Theil geworden. Die Bauern ſind mehr oder weniger alleſammt in ihrer Leibeigenſchaft. Dieß iſt ein Umſtand, der geeignet iſt, einem das Intereſſe für das ganze Volk zu verleiden; denn man kann nun einmal nur einen perſönlich freien Mann intereſſant und liebenswürdig finden; der ärmſte kleine Köther, Fiſcher, Jäger, Weingärtner, oder was er nur ſei, iſt

mir intereſſant, ſo wie ich nur höre, daß er ſich auf ſeine eigene Fauſt, für ſich, ſein Weib und ſeine Kinder mit dem Schickſale durchſchlägt. So wie man aber annimmt, daß er es für einen Herrn thun muß, iſt der Glanz dahin. Es iſt mir dieß auch oft bei den dramatiſchen Vorſtellungen aufgefallen, bei denen man italieniſche, deutſche oder franzöſiſche Landleute als Helden im Mittelpuncte des Stücks ſieht. Alle Landleute Oſteuropas ſind aber ganz untauglich, auf die Bühne gebracht zu werden.

In den ſlaviſchen Provinzen, welche der Türkei unterworfen ſind oder waren, in Bosnien, Serbien, Bulgarien ꝛc., iſt es ein bemerkenswerther Umſtand, daß der vornehmſte Adel des Landes zum Theil allmählig zu den Türken und ihrer Religion überging. Wenn dieſe Provinzen ſich alſo von den Türken trennen, ſo würde dieſe Trennung zugleich auch eine Befreiung von ihrem Adel ſein, und es würden dann nicht die dortigen Slaven mehr als freie kleine Bodenbeſitzer aus der türkiſchen Herrſchaft hervorgehen. In Serbien ſcheint in der That etwas Aehnliches ſchon erfolgt zu ſein.

Peterwardein und Neuſatz, jenes Feſtung auf einem Berge an der rechten Seite der Donau, dieſes Handelsſtadt in der Ebene an der linken Seite, bilden einen äußerſt frappanten Parallelismus mit Ofen und Peſth. Sie wiederholen das Bild dieſer beiden Städte im Kleinen, wobei denn auch das gleich iſt, daß Peterwardein viel älter iſt, ebenſo wie Ofen, und Neuſatz jünger, ebenſo wie das größere Peſth. Neuſatz iſt in ſeinem Emporblühen (vor 80 Jahren war es noch ſo gut wie gar nicht

da, jeẓt hat es über 20,000 Einwohner) ganz dem Emporſteigen von Peſth gefolgt. Ganz ähnliche Städtepaare, wie dieſe ſind noch an der Donau Belgrad und Semlin, — Neu- und Alt-Orſowa, nur mit dem Unterſchiede, daß hier die Akropolen (Belgrad und Neu-Orſowa) noch in den Händen der Türken ſind, während die Handelsquartiere (Semlin und Alt-Orſowa) Oeſterreich angehören.

Neuſatz und mit ihm Semlin leiſten in Bezug auf den Handel Ungarns mit der Türkei ungefähr das, was am anderen Ende der Donau Preßburg für den Handel mit Deutſchland thut. Wäre Belgrad ungariſch geblieben, ſo würde wohl Semlin allein den ganzen Handel betrieben haben. Nur nach Belgrads Verluſt ſtieg Neuſatz ſo außerordentlich. Beide Städte ſind hauptſächlich von orientaliſchen Handelsleuten bewohnt, von Armeniern, Juden, Macedoniern, Serben, natürlich aber auch von Deutſchen. Die deutſche Sprache verſteht faſt jeder Bürgersmann.

Von Neuſatz bekamen wir nicht viel mehr zu ſehen als die Donaufiſche, wenn ſie den Kopf zum Waſſer hinausſtecken. Man ſitzt ſo niedrig auf dem Schiffe und dabei liegt die Stadt auch ſo niedrig in der Batſchker Ebene, daß ſchon der Brückenkopf und die der Brücke nächſten Hütten die Ausſicht in das Innere verdecken. Bei jedem Dampfſchiffe, welches für Genuß, Belehrung und das Pittoreske ſuchende Paſſagiere fährt, ſollte man eigentlich im Maſte einen erhöhten Sitz anbringen. Der Genuß würde da verdoppelt und verdreifacht werden.

Peterwardein dagegen ſahen wir ſo ziemlich von hinten, von vorn und von allen Seiten; denn die Feſtung

liegt auf einem hohen ſchroffen Vorgebirge der Fruſchka-Gora, um welches die Donau rund herum einen Bogen beſchreibt. Sie iſt am ganzen Ufer der Donau hin nebſt Komorn die ſtärkſte Feſtung und läßt ſich ſowohl in Bezug auf die Stellung, welche ſie gegen die Türken einnimmt, als in Bezug auf ihre Größe und auf den Anblick, den ſie gewährt, ganz und gar mit Ehrenbreitenſtein am Rhein vergleichen, welches eine ähnliche Stellung gegen Frankreich, — ebenfalls auf ſchroffem Felſen, — ebenfalls von großer Bedeutung — einnimmt. Es iſt mir ſonſt keine Feſtung in Europa bekannt, die ſich in allen dieſen Puncten mit den beiden genannten in Parallele ſtellen laſſen könnte.

Ich erinnere mich, daß uns ſchon in unſerer Jugend der berühmte Name Peterwardein zu allerlei Deutungen und Anekdotenerfindungen aufforderte; doch konnten wir nicht recht hinter den hiſtoriſchen Urſprung dieſes Namens kommen. Ich glaube jetzt, daß es weiter nichts iſt als eine deutſche Verdrehung des ungariſchen Namens Pétervárad. Vár heißt ſoviel als Schloß, Feſtung, — váras (oder város) ſoviel als Stadt. Varad iſt wohl nur eine Variation von „varas," wie das ſlaviſche grad von gorod. „Var" kommt unzählige Male bei den ungariſchen Städtenamen vor, z. B. in „Vukovar, Temesvar ꝛc., auch „varad," z. B. in Petervarad, Petsvarad, Nagyvarad, auch blos Varad und Arad. Die Deutſchen haben dieß varad immer ſonderbarer Weiſe in „Wardein" umgeändert. So nennen ſie auch die Städte „Varad" und „Nagyvarad": „Wardein" und „Großwardein."

Welchem Peter zu Ehren aber dieſe Petropolis (dieß „Petersburg,“ hätten die Deutſchen ſagen ſollen) ſo genannt ſein mag, weiß ich nicht. Die öſterreichiſchen Soldaten ſollen ſonſt dieſe Feſtung ſcherzweiſe „Peter — ſcharr' — ein“ genannt haben, wegen der großen Ungeſundheit des Standquartiers und der häufigen Krankheiten und Todesfälle.

Der ganze Felſen von Petersburg ſoll wie ein Ameiſenhaufen von unzähligen Gängen unterminirt ſein, die zum Theil noch aus alten Zeiten ſtammen. Es wird noch beſtändig an der Feſtung gebaut und reparirt und ungeheuer viel Geld hineingeſteckt.

Durch ein junges deutſches Mädchen, das bei dem Anblicke von Peterwardein und Neuſatz (ihrer Vaterſtadt) ganz in Enthuſiasmus gerieth, wurden wir gleich für zwei Augenblicke heimiſch gemacht in dieſer Gegend. „Ach, ſiehe, Mutter! unſeren Weinberg und das Gärtnerhäuschen, bei dem ich voriges Jahr die Blumen gepflanzt“ — (die Neuſatzer haben ihre Weingärten alle auf der anderen Seite der Donau) — „Ach, Jeſus Maria! und unſer Tanzmeiſter ſteht an der Brücke, der wird ſich wundern, wenn er uns wiederſieht. Nun komm, daß wir unſeren Hut nicht im Gedränge verknicken!“ Sie hatten zwei moderne Wiener Hüte in Peſth gekauft, die für die Schweſtern beſtimmt waren. Der Reiſende iſt gar zu ſehr geneigt, an den fremden Gegenſtänden, für die er nichts fühlt und empfindet, gleichgültig vorüberzugehen, wenn er nicht auf die Aeußerungen der Einheimiſchen achtet. Mir wäre ein Tanzmeiſter in Neuſatz nie in den Sinn gekommen, und

es wäre mir kaum eingefallen, daß man auch hier heimiſche Gärten mit Liebe und Sorgfalt pflege.

Um das Peterwardeiner Vorgebirge herum wachſen die beßten Weine Südungarns, der Tſcherrewitzer, der Karlowitzer u. ſ. w. Es ſollen im Ganzen jährlich in der Fruſchka=Gora 256,000 Eimer Wein gewonnen werden, was noch mehr iſt als in der „Hegyalla“ (dem Tokaier Weingebirge), wo man nur 240,000 Eimer erzeugt. Die Reiſe des Bacchus ging hier von Cypern an die Donau, und von der Donau an die Theiß, und von der Theiß an den Don, denn die Fruſchka=Gora=Trauben ſind die Kinder des cypriſchen Weinſtockes, den Kaiſer Probus hierher verpflanzte, und die Väter der Tokaier Gewächſe, ſowie die Großväter der doniſchen Trauben.

Wie geſagt, wir fuhren rund um Peterwardein herum und verloren es erſt ſpät aus dem Geſichte. Die Stadt zeigt ſich von allen Seiten hoch und gebietend. Sie iſt auch, ſo zu ſagen, die Gebieterin der ganzen Militärgränze, liegt ungefähr in der Mitte des ganzen dazu gehörigen Ländertracts und iſt der Sitz eines für die ganze Gränze beſtimmten Oberappellationsgerichts.

Gleich dahinter eröffnet ſich eine Ausſicht auf eine andere Capitale der Gränze, auf Karlowitz, das nur eine Stunde von Peterwardein entfernt liegt und der Sitz des Oberhauptes der griechiſchen Kirche in der Militärgränze, in Ungarn und überhaupt in der ganzen öſterreichiſchen Monarchie iſt. Man hat alſo ganz in der Nähe des Peterwardeiner Felſens, ſo zu ſagen, drei

Metropolen der Militärgränze: eine des Handels, Neuſatz, eine der Militärmacht, Peterwardein, und eine der Religion, Karlowitz. Der Erzbiſchof von Karlowitz, der Kaiſer von Rußland, der Patriarch von Konſtantinopel, der Biſchof von Montenegro und dann der Synod der Biſchöfe in Griechenland ſind die fünf gänzlich von einander unabhängigen Oberhäupter der griechiſchen Kirche in Europa. Sonſt war Alles unter dem Patriarchen in Konſtantinopel vereinigt, denn auch das Oberhaupt der ruſſiſch=griechiſchen Kirche hing eine Zeit lang von ihm ab. Der Karlowitzer Erzbiſchof war kurz vorher geſtorben. Mir ſcheint es höchſt wahrſcheinlich, daß die griechiſche Geiſtlichkeit ſich unter öſterreichiſchem Scepter in einem Zuſtande weit größerer Unabhängigkeit befindet als unter dem ruſſiſchen (den türkiſchen Scepter wollen wir hier nicht in Parallele ziehen), denn

1) ſie hat ihr eigenes, aus ihrer Mitte durch freie Wahl hervorgehendes Oberhaupt, den Erzbiſchof von Karlowitz. Derſelbe wird auf einem Congreſſe zu Karlowitz von 75 Bevollmächtigten gewählt, die aus der Geiſtlichkeit, dem griechiſchen Bürgerſtande und dem griechiſchen Militär genommen ſind. In Rußland iſt das weltliche Oberhaupt zugleich auch Oberhaupt der Kirche, und alle Gerechtſame des Erzbiſchofs von Karlowitz würden unter ruſſiſcher Herrſchaft wegfallen.

2) Sie wählt auch ihre ſechs Biſchöfe ſelbſt. Sowie ein Biſchofsſitz vacant wird, beſetzen ihn die übrigen durch Stimmenmehrheit, der König ertheilt nur das Be=

ſtätigungsdiplom dieſem Biſchofe. Ebenſo werden die Archimandriten und Igumenen der Klöſter durch die Geiſtlichkeit ſelbſt beſetzt. In Rußland geſchieht die Beſetzung aller dieſer Stellen einfach vom Staate, und die Geiſtlichen erſcheinen ſo faſt nur als Beamte des Staates.

3) Die Biſchöfe der griechiſchen Kirche nehmen auch als Mitglieder des Reichstages an der Geſetzgebung des ganzen Königreichs Ungarn Theil, denn ſie haben auf dem Reichstage ſchon als ſolche Sitz und Stimme. In Rußland giebt es keinen Reichstag, weßhalb auch die Geiſtlichen dort gar keinen directen Einfluß auf die Geſetzgebung des ganzen Landes ausüben. Daß der Einfluß der griechiſchen Geiſtlichen auf dem ungariſchen Reichstage nicht von großer Bedeutung iſt, liegt zum Theil an ihnen ſelbſt. Denn erſtlich ſind ſie nicht ſehr reich, und manche beſuchen daher den Reichstag ſchon des nöthigen Aufwandes wegen nicht. Zweitens laſſen ſie ſich von der höheren Bildung der katholiſchen Geiſtlichkeit überflügeln. Drittens iſt ihr Intereſſe an den gemeinſamen patriotiſchen Angelegenheiten nicht ſo groß als das der Uebrigen. Der Erzbiſchof von Karlowitz erſcheint gewöhnlich nur mit einem oder zwei anderen Biſchöfen ſeines Glaubens auf dem Reichstage.

Alle dieſe bedeutenden Berechtigungen, die kaum noch etwas zu wünſchen übrig laſſen, rühren aus Joſeph's Zeiten her und wurden auf den Reichstagen zu Anfang der neunziger Jahre feſtgeſtellt und beſtätigt.

In einem Dampfſchiffe auf der reißenden Donau

hinfahrend, geht’s einem nur gar zu oft ſo, wie in dem Lebensſchiffe auf dem noch reißenderen Strome der Zeiten. Unerbittlich ſchnell führen beide Schiffe die Paſſagiere an allen Dingen, die am Wege liegen, vorüber. Er verſäumt darüber nur gar zu leicht Dieſes und Jenes, und an ein Nachholen iſt nicht zu denken. Kaum beſinnt man ſich im Leben einmal ein wenig, ſo bemerkt man, wie dieſe oder jene ſchöne Gelegenheit verpaßt wurde. Kaum kehrt man auf dem Dampfſchiffe von einer kleinen Zerſtreuung zur Beobachtung zurück, ſo merkt man, jenes Schloß ging verloren, dieſe Ruine tauchte im Fluſſe oder am Horizonte unwiederbringlich unter, — ein guter Freund nahm auf der vorigen Station Abſchied, dem man noch ſo gern etwas geſagt hätte, und nun iſt er ſo gut wie todt für dich, du wirſt ihn nie wiederſehen. Du magſt diniren, ſchlafen, träumen, Kaffee trinken oder ſcherzen, immer, immer geht die nie raſtende Dampfmaſchine des Lebens weiter und weiter, und am anderen Morgen findeſt du dich in einer ganz anderen Lage, unter neuen Freunden, in einem fremden Lande. Darum heißt es: paſſe auf! — im Leben wie auf der Donau.

Wahrſcheinlich hatten wir die ſchönen ſtyrmiſchen Trauben und Pfirſiche, von denen wir an unſerem Stationsplatze ganze Haufen für wenige Kreuzer kauften, (es waren auch Trauben von der Länge einer halben Elle darunter) zu angenehm gefunden, — oder hatte uns mit ſeinem Geſchwätze der drollige Oeſterreicher zu ſehr in Anſpruch genommen, der uns von der Sitzung

eines ungariſchen Landtages erzählte, welchem er beigewohnt hatte, und wo es ſo lebhaft hergegangen wäre, daß die Deputirten ſich ſogar auf Deutſch beſtändig Hallunke! Hallunke! (hajunk! hajunk! wir ſprachen ſchon oben darüber) zugerufen und der Palatin und die Obergeſpane immer auf Lateiniſch: „Pſt“ dazwiſchen gerufen hätten, — oder war vielleicht der Serbier daran Schuld, der uns mit der Schilderung der ſerbiſchen Soldaten und ihrer jetzigen ruſſiſchen Uniform beſchäftigte und ſagte, daß ſie früher unter den Türken blos „Guſtokleidung“ (d. h. ſolche, die jeder nach ſeinem Guſto wählte) gehabt hätten, — genug ich hatte durchaus die Mündung der Theiß außer Acht gelaſſen, und als ich mich einmal wieder umſah auf der Donau und auf meiner Landkarte, lag ſchon das öſtliche Ende der Fruſchka-Gora und die Mündung der Theiß weit hinter uns.

Und doch war ich in vieler Beziehung auf dieſe Mündung ſehr geſpannt, denn ich hoffte erſtlich, daß ich bei ihr irgend ein Verhältniß würde entdecken können, welches mir die Erſcheinung deuten hälfe, daß an dieſer Vereinigung zweier ſo großer Ströme, wie es die Donau und die Theiß ſind, keine irgend bedeutende Mündungsſtadt liege, während doch ſonſt hier, wie auch in anderen Erdgegenden, die Mündungen der Flüſſe mit ſolchen Mündungscapitalen geſchmückt ſind, als z. B. die der Sau mit Belgrad-Semlin, — die der Morawa mit Semendria, — die der Maros mit Szegedin, — die der Körös mit Cſongrad. Die einzigen Ausnahmen von dieſer allgemeinen geographiſchen Regel machen hier

die Mündungen der Theiß und der Drau. Denn unmittelbar an der Mündung der Drau ſowohl als der Theiß liegt gar keine menſchliche Anſiedelung irgend einer Art, nur in der Nähe zeigen ſich die unbedeutenden Orte Vieloberdo und Titel. Ich muß glauben, daß weiter nichts als die ungeheueren Sümpfe, in welche dieſe Flüſſe, die Drau ſowohl als die Theiß, bei der Vereinigung mit der Donau ihr Haupt verſtecken, an dieſer Oede ihres Mündungslandes Schuld ſind. Sowohl die Drau= als die Theißmündung hat zur Rechten und Linken weit ausgedehntes Flachland, welches bei hohem Waſſer weit und breit überſchwemmt wird, und in welchem ſelbſt bei niedrigem Waſſer viele große Sümpfe zurückbleiben. Der Handel auf beiden Flüſſen wird allerdings dadurch nicht behindert, und er mußte, wie aller Handel und Verkehr, nach ganz natürlichen Geſetzen durchaus ſeinen ihm nöthigen Stapelplatz gebären, nur konnte er ihn nicht an der ihm unter anderen Umſtänden bequemſten Stelle, an der Mündung ſelbſt, anlegen, ſondern mußte dafür einen anderen gelegeneren Platz in der Nähe ſuchen. An der Drau fand er ihn in Eſzeck (dem berühmten alten Murſia der Römer), welches als die eigentliche Draumündung anzuſehen iſt, und bei der Theiß ſtellt ohne Zweifel Neuſatz, welches mit Szegedin, mit Cſongrad, mit Debrezin und anderen Theißorten im engſten Verkehre ſteht, das wahre Theißmünden vor.

Die Theiß, welche nach Süden acht Meilen oberhalb ihrer Mündung eine Richtung nach Südoſten annimmt, bildet mit der nach Oſten fließenden Donau einen ſpitzen

Winkel. Das Ende dieſes Winkels, ungefähr 20 Quadratmeilen ſumpfigen Landes, iſt von den ſogenannten Tſchaikiſten (oder Naſadiſten) bevölkert. Dieſe Tſchaikiſten bilden die Mannſchaft der öſterreichiſchen Kriegsflotte auf der Donau. Ihr Gebiet gehört zu der Militärgränze, und ſie ſind darin angeſiedelt wie alle übrigen ſoldatiſchen Bauern dieſes Landſtrichs, nur mit dem Unterſchiede, daß, wie andere dem Landdienſte, ſie ſich insbeſondere dem Waſſerdienſte widmen müſſen. Sie haben aus ihrer Mannſchaft ein Bataillon für die Flotte eingeübter Leute zu ſtellen. Ihre Hauptſtadt iſt Titel, wo ſich die vornehmſte Station jener Flotte befindet. Uebrigens iſt auch in Semlin und an anderen Puncten der Donau gewöhnlich ein kleiner Theil derſelben zu finden.

Die Tſchaikiſten ſind Leute, die mit der ganzen Beſchiffungsweiſe der Donau und mit dem Schiffsdienſte auf derſelben vertraut ſind. Sie haben kleine Schiffe, Kanonierboote, ein jedes mit einem lateiniſchen Segel und vielen Rudern verſehen. Dieſe Schiffe heißen „Tſchaiken,“ woher der Name der Mannſchaft. Es giebt zwei Arten, große und kleine. Die kleinen ſind die gewöhnlichen Patrouillenboote, die großen gewiſſermaßen die Kriegslinienſchiffe der Donau. Die Tſchaikiſten haben zunächſt einen regelmäßigen Patrouillendienſt auf der Donau. Dann werden ſie aber auch in Kriegszeiten und bei anderen beſonderen Gelegenheiten aufgerufen.

Sie ſind nur noch ein kleiner Ueberreſt von den ehemals ſo bedeutenden Flotten, welche die Türken, die Oeſterreicher, die Kreuzfahrer und die Römer auf der

Donau ſchwimmen ließen. Die Römer hatten bekanntlich an der ganzen Donau hin bis tief nach Deutſchland hinein viele Flottenſtationen, und in den Türkenkriegen wurden beinahe ebenſo viele Waſſerſchlachten auf der Donau ſelbſt als Landſchlachten an ihren Ufern geliefert, die aber kein Maler dargeſtellt hat, ſo pittoresk ſie ſich auch ausgenommen haben mögen. Man denke ſich irgend eine von hohen Felſen umgebene Donauenge, darin die kleinen und großen Ruderſchiffe, Türken auf der einen, Oeſterreicher und Ungarn auf der anderen Seite. Einige Tſchaiken ſind hart an einander gekommen und haben ſich geentert, werden aber beide in der Hitze des Kampfes vom Strome fortgeriſſen. Die eine ſcheitert an einem Felſen, und die Mannſchaft erreicht mit Mühe und Noth eine Sandbank mitten im Fluſſe. Die anderen rudern mit Macht und in impoſanten Linien auf einander los. An beiden Ufern ſtehen und lauern Landtruppen und unterſtützen von beiden Seiten ihre Freunde. Ich begreife nicht, daß noch nie ein bedeutender Maler eine ſolche Flußſchlacht darſtellte. Die Chancen und Situationen, die der Fluß herbeiführt, ſind, wie mir es ſcheint, ungleich manchfaltiger und maleriſcher als die auf dem gleichförmigen Meere.

Auch dieſe Tſchaikiſten ſind meiſtentheils Serbier. Ihr Bataillon beſteht ungefähr aus 1000 Mann. Sie müſſen ſich außerdem auch noch auf den Brückenbau und überhaupt auf das ganze Pontonnierweſen verſtehen und beſonders das Ueberſchiffen der Truppen von einem Ufer des Fluſſes zum anderen leiten, und ſo auch, wenn

wie es oft geſchieht, die ganzen flachen Anlande der Donau weit und breit überſchwemmt ſind, durch ihre Patrouillenſchiffe die Verbindung der einzelnen, ſich mitten in der Ueberſchwemmung befindenden Landpoſten herſtellen. Man kann annehmen, daß die Tſchaikiſten an der Theißmündung ungefähr gerade mitten in dem größten Ueberſchwemmungsgebiete der Donau poſtirt ſind, welches ſich von der Batſchka aus überall auf der linken Seite des Fluſſes durch das ganze Banat bis an die Gebirgsgegenden unterhalb der Moravamündungen erſtreckt. Jedoch gränzt von dieſem weiten Ueberſchwemmungsgebiete nur der kleinere Theil des Ufers zwiſchen Belgrad und Ujpalanka mit der Türkei.

Und dieſe Donauſtrecke, ſowie dann weiter die Strecke bis Orſowa, im Ganzen alſo, von Belgrad bis Orſowa, ein Stück von ungefähr 25 Meilen, iſt der für die Tſchaikiſten beſonders wichtige Flußtheil. Bei Orſowa wird nämlich die Donau auf beiden Seiden türkiſch. Auf der Sau, welche ſchmäler iſt und daher auch weder ſo leicht zu befahren, noch ſo ſchwierig vom Lande aus zu überwachen iſt als die breite, unter Umſtänden meerarmartige Donau, ſind die Tſchaikiſten nicht ſo nöthig.

Die Mündung der Sau.

Das militäriſche, trockene Syrmien zur Rechten und das militäriſche, ſumpfige Banat zur Linken, kamen wir endlich in der Nacht in Semlin an der Mündung der Sau an, welchem gegenüber das berühmte Belgrad liegt. Semlin iſt die letzte Stadt in Slavonien und überhaupt in Ungarn. Belgrad iſt die erſte Stadt in Serbien. Die Sau macht die Gränze zwiſchen Ungarn und Serbien. Belgrad iſt die wichtigſte Feſtung und Stadt jenſeits, Semlin die wichtigſte weit und breit dieſſeits der Sau. Dieſe Verhältniſſe ſind uralt, denn ſchon zu der Römer Zeiten ſchied der „Savus“ (die Sau) das untere Pannonien, deſſen äußerſter Theil „Savia“ (Slavonien) war, von „Moesia“ (Serbien), und dort lag „Taurunum“ (Semlin), wie hier „Singidunum“ (Belgrad) als die angeſehenſte Stadt.

Wir waren hier nun gerade in dem Mittelpuncte derjenigen Erdgegenden angekommen, an die Göthe dachte, wenn er ſprach: „wenn hinten fern in der

Türkei die Völker auf einander ſchlagen.“ Denn in der That, wenn man auf die nahen und nächſten, ſo wie auf die entfernteren und entfernteſten geographiſchen Verhältniſſe einen Blick wirft, ſo findet ſich, daß hier an der Mündung der Sau eines der intereſſanteſten Völkerthore Europa's, einer der wichtigſten Plätze für den friedlichen wie für den kriegeriſchen Verkehr der Menſchen ſich befindet. Man muß dabei zunächſt die geographiſche Geſtaltung Ungarns in Betracht ziehen und damit die anderen vornehmſten Völkerpäſſe und Thore dieſes Landes vergleichen.

Ungarn läßt ſich betrachten als ein großes weitläufiges Keſſelland, rings umher von Gebirgen (den Karpathen, den Alpen, den walachiſchen und illyriſchen Bergzügen) umgeben. Die Hauptgewäſſer dieſes Keſſels ſind die beiden Flüſſe, die Donau und die Theiß, und die beiden anderen, die Drau und die Sau. Alle dieſe vier Flüſſe führt daher auch Ungarn in ſeinem Wappen.

Die beiden Hauptflüſſe, die Theiß und die Donau, bahnen durch den Keſſelrand des Landes an drei Stellen Thore oder Eingänge, durch welche von jeher Völkereinſtrömung ſtattfand.

Dieſe drei Hauptthore ſind:

1) das bei Preßburg, wo die Donau, die ſüdlichſten Ausläufer der Karpathen und die nördlichſten der Alpen durchſchneidend, in das Land eintritt,

2) das bei Belgrad, wo ſie das banatiſch-ſerbiſche Gebirgsland zu durchbrechen anfängt und zum Lande hinausgeht, und

3) das bei den Quellen der Theiß, wo ſich zwiſchen der großen Gebirgsmaſſe Siebenbürgens und der anderen großen Gebirgsmaſſe, welche das nördliche ſlowakiſche Ungarn erfüllt, die große Theißebene einkeilt und bis nahe an den höchſten Rand der Karpathen vorſchreitet.

Durch das erſte Hauptthor bei Preßburg kam Ungarn mit dem Weſten Europa's in Berührung. Zu dieſem Thore hinaus, in deſſen Pforten ehemals das berühmte Carnuntum lag, ritten die Hunnen, Attila an der Spitze, um Weſteuropa zu verwüſten, — zu dieſem Thore hinaus zogen die wilden Schaaren der Magyaren, voran ihre Arpads und Toxus, um Deutſchland zu quälen. Zu eben dieſem Thore hinaus ſtrömten auch die Türken, als ſie Herren des ganzen mittleren Keſſellandes waren, um Wien zu belagern. Herein kamen in dieſes Thor die Völker des Weſtens, insbeſondere die Deutſchen unter Carl dem Großen — dann unter vielen anderen Heerführern und Kaiſern, um den Ungarn für ihre Verwüſtungen zu antworten und ſie aus räuberiſchen Nomaden zu ſeßhaften Bürgern zu machen, — hier herein pilgerten die Kreuzfahrer, die büßenden deutſchen Könige und Fürſten, die frommen Könige von Frankreich und die Gebete ſingenden Rhein- und Nordſeevölker, — hier herein marſchirten die Oeſterreicher, ihre Erbrechte geltend zu machen, und die Franzoſen unter ihrem großen Kaiſer, um in Ungarn Oeſterreich zu bezwingen. Durch dieſes Thor kam den Ungarn das Chriſtenthum, — der Städtebau, — die Cultur, — das Deutſchthum. Hier liegen in der Ebene zu beiden

Seiten der Karpathen im Marchfelde, in den Raaber Flächen die unzähligen ungariſch-deutſchen Schlachtfelder und Kampfgefilde.

Durch das zweite Hauptthor bei Belgrad, wo die große mittlere Hauptſtraßenlinie vom Bosporus und von Kleinaſien her eintrifft, rückten die römiſchen Kaiſer und dann die Feldherren der byzantiniſchen Cäſaren durch das Thal der Morawa herein. Auf eben jener großen mittleren Hauptſtraße der türkiſchen Halbinſel ergoſſen ſich unzählige Male die ungeſtümen Schaaren der Janitſcharen und der anderen aſiatiſchen und oſteuropäiſchen Henkersknechte des Padiſchahs und verbreiteten ſich von Belgrad aus auf die ungariſchen Viehtriften. Zu dieſem Thore hinaus gingen die Einfälle der alten celtiſchen Nationen, dann der Jazygen und Daken und anderen Völker in's römiſche Oſtreich. Hier hinaus zogen die Ungarn, die Oeſterreicher, um gegen die Türken zu ſtreiten. Um dieſen Punct drehen ſich alle die Kämpfe Ungarns mit der Türkei, und es liegen hier von Mohacs an der Donau und von Zenta an der Theiß herab Schlachtfelder an Schlachtfelder, auf denen unſägliches Blut vergoſſen wurde. Durch dieſes Thor kam den Ungarn die Peſt, die ſomatiſche ſowohl, als auch die politiſche, — die Türkenherrſchaft.

Durch das dritte Hauptthor endlich, das die Theißer Ebene anbahnt, kamen die Ungarn ſelbſt, 215,000 bewaffnete Männer ſtark. Denn hier überſtiegen ſie aus den Ebenen der Moldau die Karpathen und ergoſſen ſich in das Thal der Theiß durch die Marmaros hin-

ab, dem Hauptlaufe des Fluſſes folgend. Vor ihnen kamen auch dieſes Weges die Hunnen und unzählige andere Völker, und nach ihnen folgten auf eben dieſer Bahn die Kumanen, die Tataren, die ſchon vor den Türken das Land auf türkiſche Weiſe in Aſche legten. Von dieſer Seite fürchten die Ungarn auch einmal die Ruſſen heranrücken zu ſehen.

Während in dem Inneren von Ungarn die Magyaren wohnen, ſtehen die Deutſchen in dem Preßburger oder weſtlichen Thore, welches wir daher auch das deutſche nennen können. In dem ſüdlichen oder Belgradiſchen ſtehen die Serbier zu beiden Seiten, und wir können es das ſerbiſche taufen. In dem öſtlichen aber ſtehen diejenigen, welche den Magyaren den Weg nach Ungarn wieſen, die Ruſſen (Ruthenen) ebenfalls wie die Serbier auf beiden Seiten, und es mag daher das ruſſiſche oder ruthenische Thor genannt werden.

In der Nähe des deutſchen Thores hält die wichtige Feſtung Komorn Wache, ſowie in der Nähe des ſerbiſchen oder türkiſchen das ebenſo formidable Peterwardein. In der ruſſiſchen oder marmaroſer Pforte liegt nun das alte berühmte, vielumkämpfte Schloß von Munkatſch, und hier wäre wohl eine tüchtigere Feſtung nächſtes Bedürfniß des ungariſchen Königreichs.

Zwiſchen dieſen drei Thoren ſpielt die ganze äußere Geſchichte Ungarns. Denn wichtigere Eroberungen als die des Landes durch die Magyaren ſelbſt, aus Oſten, — die durch die Türken, aus Süden, — und die durch die Deutſchen, aus

Weſten (wenn man Letzteres in gewiſſen Beziehungen eine Eroberung nennen mag) hat Ungarn nie erfahren.

Uebrigens iſt es natürlich, daß wir jene Völkereinläſſe nur als die vornehmſten bezeichnen. Es liegt hier nicht in unſerem Plane, eine Erläuterung der ganzen geographiſchen Geſtaltung Ungarns und der dadurch bedingten Entwickelung ſeiner Geſchichte zu verſuchen. Nur in Kürze wollen wir noch auf die anderen Hauptpäſſe des Landes hinweiſen, weil ein ſolches Hinweiſen immerhin wieder ein Licht auf den Hauptgegenſtand unſerer Betrachtung, auf Belgrad, werfen mag.

Hier möchte denn vor allen Dingen die große Lücke in den Karpathen zu bemerken ſein, welche ſich öſtlich von der Tatragruppe befindet, wo der Poprad und der Dunajez zur Weichſel durchbrechen und die Nebenflüſſe der Donau, die Waag, die Gran und andere zu ihnen ſich hinneigen. Hier haben ſich von jeher die Hauptverbindungen Ungarns mit Polen gemacht, die ebenſo häufig kriegeriſcher als friedlicher Natur waren.

In dem Thale der Maros führt ein zweiter Hauptweg über Siebenbürgen herab, den Nebentrupps der Tataren und andere wanderten.

Alsdann wären noch die Thäler der Sau und Drau zu nennen, in denen ſchon alte römiſche Hauptſtraßen, in das obere Pannonien, Rhätien und in's nördliche Italien hinaufführten. Durch die Sau kamen die Ungarn an's adriatiſche Meer und geriethen

in Kampf mit Venedig, ſowie durch die Drau die Türken oft genug in Steiermark eindrangen.

Endlich müßte man noch die Gegend bei'm eiſernen Thore, wo Trajan's Brücke ſtand, und wo durch das Tſchornathal häufige Einzüge nach Dacien ſtattfanden, in's Auge faſſen. Von dieſem letzten Thore werden wir ſpäter noch ausführlicher ſprechen.

Hiermit wären denn alle Haupteinläſſe Ungarns genannt, und wir könnten nun noch einiges Beſondere über unſer Belgrad hinzufügen.

Die Donau empfängt bei Belgrad den letzten ihrer vornehmſten Nebenflüſſe, die Sau, und es iſt hier nun das meiſte Gewäſſer des ganzen Stromgebietes beiſammen. Der Radius der Sau geht von Belgrad aus nach Weſten. Der Radius der Drau eröffnet eine ſchiffbare Straße und ein gangbares Thal nach Weſtnordweſt, die Donau ſelbſt nach Nordnordweſt, die Theiß aber nach Nord und Nordoſt. Betrachtet man alſo von Belgrad aus die ganze Stromentwickelung rückwärts, ſo zeigt ſich eine Entfächerung von vier großen Stromfaden in einem Kreisquadranten zwiſchen Nord und Weſt.

Alle die oben von uns genannten Meſopotamien, das ſlavoniſche, das pannoniſche, das jazygiſche und das daciſche, zielen mit ihren äußerſten Spitzen auf Belgrad hin, als auf ihren Dreh- und Angelpunct. Und ſo wie man einen Fächer ganz erfaßt, wenn man ihn an dem Puncte feſthält, wo alle ſeine Radien zuſammenkommen, ſo erobert auch Der alle die umliegenden Meſopotamien, der Belgrad und die Umgegend beſitzt.

Daher hier mitten in der Donau zwiſchen Semlin und Belgrad der bedeutungsvolle Name der Kriegs-inſeln, daher die ungeheueren Kämpfe um den Beſitz dieſes Punctes, — daher die Anſtrengungen, man möchte ſagen, halb Europa's (es waren oft Spanier, Deutſche, Franzoſen, Schotten, Italiener, Ungarn und Serbier bei Belgrad mit den Türken handgemein), dieſen Punct den Türken zu entreißen, — daher die außerordentlich wichtige Stellung Serbiens in der Nähe dieſes Punctes und die Aufmerkſamkeit, welche man dieſem Lande widmet. Daher endlich denn auch, um nun wieder von dieſen allgemeinen Betrachtungen auf unſere ſpecielleren Reiſe-angelegenheiten zurückzukommen, der große Ruhm des edlen Prinzen und Feldherrn, unter deſſen Fahnen im Jahre 1717 nicht weniger als 30 deutſche, portugieſiſche (Emanuel von Portugal) und franzöſiſche Prinzen vor Belgrad ſtanden und mit der Erſtürmung dieſer Stadt der planmäßigen Wiedereroberung Ungarns die Krone aufſetzten und deſſen wir nun heute Abend in Semlin mit Ehrfurcht und Liebe gedachten. Ich meine den „Eugeny, Prinzen von Savoyen, Liebden, den Ritter des goldenen Vellus, deſſen unermüdeter, rühmlicher Eifer, ungemeiner Valor, großmüthige Standhaftigkeit, hoch-erleuchtete Prudenz, klugſinnige Vorſicht und Wachſamkeit, zu Aufnehmben ſeines höchſten Intereſſe unausſetzlich tragenden Devotion und Integrität, große Kriegserfahrnuß neben anderen mehreren zu frembder Verwunderung als Folge beſitzender unvergleichlicher Eigenſchaften," wie es in dem Originaldiplom der Ernennung des Prinzen zum

Generallieutenant heißt, „Kaiſer Joſeph beſonders gnädigſt angeſehen und erwogen.“ Unwillkürlich kam uns allen, — ſo viel unſerer wenigſtens Deutſche waren — das alte bekannte Volkslied in den Sinn: „Bei Semlin ließ er ſchlagen einen Brucken, daß man kunnt hinüberrucken, mit der Armee wohl vor die Stadt.“ Einige von uns hatten dieſes Lied einige Mal geſungen und ſummten es, ſo lange wir bei Semlin vor Anker lagen, immer fort. Es iſt vielleicht kaum ein zweites Lied zu finden, welches in Bezug auf Metrik und äußere Form auf der einen Seite einen ſo geringen poetiſchen Werth hat und doch auf der anderen Seite durch die Zeitumſtände und die allgemeine Theilnahme, welche man ihnen und vielleicht auch der Perſönlichkeit des edlen Ritters, des Prinzen Eugenius, widmete, eine ſo außerordentliche Verbreitung in Deutſchland erlangt hat. Es iſt wirklich wunderbar! Ueber die Ereigniſſe, welche das Lied beſingt, iſt ſchon mehr als ein ganzes Jahrhundert mit allen ſeinen neuen Erſcheinungen dahin gebrauſt, und doch iſt jenes Lied noch in aller Deutſchen Munde, während die dazwiſchen liegenden ſcheinbar viel gewaltigeren Ereigniſſe keineswegs ſolche friſche Volkslieder erzeugten*). Wie ſehr muß damals nicht die Türkengränze die Phantaſie aller Deutſchen beſchäftigt haben! Die der Ungarn weit weniger, und doch ging ſie, ſollte man meinen, die ganze Sache zu allernächſt an; denn

---

*) Aehnliche Betrachtungen laſſen ſich an das berühmte alte Lied: „Marlborough s'en va-t-en guerre,“ knüpfen.

es giebt kein ungariſches Volkslied, welches den edlen Ritter auf ähnliche Weiſe verherrlichte (wenigſtens waren alle meine Nachfragen nach einem ſolchen vergeblich). Die Ungarn waren damals durch die lange Türkenherrſchaft und durch innere Zerwürfniſſe geſchwächt, und Andere mußten für ſie handeln; ja ein Theil von ihnen wäre ſogar lieber unter den Türken geblieben. Daher iſt denn der „Herczog Odön“ (ſo nennen die Ungarn den Prinzen Eugen, Herczog [Herzog] wird auch für Prinz gebraucht, und Odön heißt im Ungariſchen Eugen) als deutſcher Held und Feldherr kein ungariſcher Volksheld geworden. Die Oeſterreicher nennen ihn Prinz E-ugen ohne Diphthong.

Von den nicht unbedeutenden oſteuropäiſchen orientaliſchen Elementen, welche ſchon die oberen Donauſtädte Ungarns haben, von den Raizenquartieren in Raab, Peſth u. ſ. w. über Neuſatz nach Semlin herab wird nun Alles immer mehr und mehr orientaliſch, und Semlin ſieht mehr als irgend eine ungariſche Stadt einer türkiſchen ähnlich. Wir beſuchten dort — das Dampfſchiff ließ uns den ganzen Abend und die halbe Nacht Zeit — mehre Kaufmannsläden, die von türkiſchen Waaren voll waren. Viele Leute ſaßen auf türkiſche Weiſe und in türkiſcher Kleidung mit untergeſchlagenen Beinen rauchend am Ufer.

Es kam der franzöſiſche Conſul aus Belgrad zu uns an Bord, der bisher in Semlin gewohnt und Belgrad bis jetzt nur in Begleitung öſterreichiſcher Contumazbeamten beſucht hatte. Er erzählte uns auf

unſere Erkundigung, daß von Semlin, Neuſatz und anderen Orten aus auch ſehr viele Deutſche nach Serbien einwanderten, namentlich als Gaſtwirthe, Handelsleute und in ähnlichen Chargen; ſie ſtänden ſich dort recht gut, denn alle ihre Dienſtleiſtungen würden hoch bezahlt. Auffallend iſt es, daß die Magyaren nicht nach Serbien gehen, wie ſie denn überhaupt nicht über die Gränze ihres Vaterlandes hinauswandern. Die Deutſchen und die Magyaren ſcheinen die Rollen ausgetauſcht zu haben; die Magyaren ſind des ewigen ehemaligen Wanderns ſatt und ſo große Liebhaber des heimiſchen Bodens geworden, daß keine Ausſicht auf Gewinn ſie vom Flecke bringt; die induſtriöſen Deutſchen aber verbreiten ſich ſpeculirend über alle dieſe öſtlichen Länder hin.

Auch ein franzöſiſcher Courier oder Conſularbote kam auf unſerem Dampfſchiffe zum Vorſchein. Dieß war ein harter, gewandter, durchtriebener und kluger Menſch, deſſen verwittertem, hagerem und gebräuntem Angeſichte man es anſah, daß ſchon manchen Landes Wetter über ſein Haupt hingeſtrichen ſei. Er brachte ſchöne türkiſche Rauchtabacke mit, von denen er Einigen von uns eine kleine Priſe ſpendete. Er ſagte, er habe Afrika, Europa und Aſien bereiſt. Er war nämlich in Algier, Frankreich und Klein-Aſien geweſen und hatte als Courier ſchon 8 Mal die Reiſe von Konſtantinopel nach Belgrad und zwei Mal die von Belgrad nach Theſſalonich gemacht. Ich fragte ihn nach Deutſchen, und er ſagte, im ſüdlichen Theile von Serbien hörten

die verſprengten Deutſchen ganz auf; hier wie in der Bulgarei und in dem größten Theile von Rumelien ſeien faſt überall Bulgaren die Wirthe, wenn überhaupt dergleichen da wären; man fände aber auch Orte genug, wo nichts übrig bliebe, als im Freien zu campiren. Da, wo viele Türken an einem Platze wären, da wäre Gaſtfreiheit in den Karawanſarais. Auf den bezeichneten Straßenzügen ſeien gewöhnlich Zigeuner die Poſtillone; dieſe, wie die Pferde würden oft von den Reiſenden zu Tode geſchlagen; in einem ſolchen Falle blieben ſie an der Straße liegen, und kein Menſch kümmere ſich darum. Es habe ihm einmal ein Tatar erzählt, daß er in ſeinem Leben drei Zigeuner-Poſtillone auf dieſe Weiſe erſchlagen. Türkiſche Kleidung und die Peitſche ſeien auf dieſer Tour ganz nothwendige Requiſite. Man trifft auf der ganzen Strecke gewöhnlich nur einzelne Kaufleute, Couriere der europäiſchen Conſuln und dann und wann einmal einen Engländer.

Die Feſtung Belgrad hat eine ganz ähnliche Situation wie Peterwardein, nur iſt dort Alles verfallen und unordentlich, während hier Alles auf einen neuen Fuß gebracht worden iſt. Man könnte es in dieſer Beziehung das türkiſche Peterwardein und Peterwardein das öſterreichiſche Belgrad nennen. Die Feſtung iſt in den Händen der Türken, die ihr zu Füßen liegende Stadt aber ſerbiſch. Wir ſahen beide, Stadt und Feſtung, am frühen Morgen wie ein dunkles, undeutliches Bild an uns vorüberziehen, nur die langen, weißen Minarets erkannten wir einigermaßen beſtimmt. Leider geſtattete

uns aber der Wind oder das Rauſchen unſerer Ruder nicht, den Ruf der Muezzins von den Thürmen herab zu vernehmen, den man ſonſt bis jenſeits der Donau und der Sau in Semlin und im Banate ſoll hören können. Es iſt dieß der nördlichſte Punct, wo die Türken auf eigenem Grunde und Boden ihren Propheten anrufen; doch vernehmen jetzt den Ruf rund umher nur Gegner und Feinde, die Ungarn, Serbier und Deutſchen. Bald wird Mahomed auch hier dem Chriſtus-Kinde Platz machen müſſen. Der heilige Chriſtophorus wird es durch die Donau tragen und auf dem Belgrader Berge ihm zu Ehren ein neues, grünendes Bäumlein pflanzen.

Wir fuhren nun auf Semendria weiter, auf der einen Seite die öſterreichiſche Militärgränze, auf der anderen das türkiſche Ufer (obgleich es eigentlich ſerbiſch iſt, wird es doch immer von den Leuten noch ſo genannt). Auf der öſterreichiſchen Seite iſt in der weit ausgedehnten Donau-Niederung Alles ſumpfig, auf der türkiſchen Seite dagegen der Anblick der hügeligen Landſchaft etwas angenehmer. Der Wachdienſt der Gränzmiliz hat überall an der ganzen Gränze ſeine beſonderen Schwierigkeiten, die hier durch die Sümpfe zu Wege gebracht werden. In den Sümpfen ſieht man, von Gebüſchen umgeben, die Tſchardaken (einſame Blockhäuſer) der öſterreichiſchen Gränzpoſten ſtehen. Dieſelben ſind alle aus Holz gebaut und ſtehen der Ueberſchwemmung wegen, die zuweilen eintritt, auf hohen Pfeilern. Es giebt große und kleine, die größeren für den Mittelpunct einer

Wachabtheilung oder eines Compagniechefs, die kleineren für die einzelnen Poſten. Auch dieſe kleinen ſtehen auf Pfeilern, und ſie dienen blos dazu, damit der Poſten ſich darin vor dem Waſſer retten könne. In den vier Wänden des Schilderhauſes ſind halbrunde Löcher, damit die Gränze nach allen Seiten hin überwacht werden könne. Die Poſten ſtehen in der Regel ſo weit auseinander, daß ſie ſowohl bei Tage ſich gegenſeitig ſehen, als auch bei Nacht durch Rufen mit einander verſtändigen können. Wenn das Land weit und breit überſchwemmt iſt, mag die Stellung eines ſolchen Poſten in einem engen Häuschen, rund umher von Waſſer umgeben, eine ziemlich langweilige ſein. Mitunter iſt ein Storch oder Kranich die einzige Geſellſchaft, die bei einem ſolchen Gefangenen während des ganzen Tages einkehrt; doch iſt natürlich nach dem Grade der drohenden Gefahr von Seiten der türkiſchen Gränze die Dichtheit der Poſtenvertheilung verſchieden. Wenn die Peſt ſehr nahe droht, oder Ueberfälle zu befürchten ſind, oder wenn Schmuggelei überhand nahm, ſo werden die Poſten verſtärkt und vermehrt. Manchmal ſtehen dieſe Poſten auch auf kleinen Inſeln; denn wenn gleich die Oeſterreicher die meiſten Donauinſeln den Türken und Serbiern überlaſſen haben (wahrſcheinlich der leichteren Bewachung des Ufers wegen), ſo haben ſie doch auch einige mit in ihre Gränze gezogen.

Dampfſchiff-Leben.

Nach Plinius hört hier die Donau (der Danubius) der Alten auf, und es fängt der „Iſther“ an; denn er ſagt: „der Fluß wird nun, nachdem er durch unzählige Länder und Völker unter dem Namen Danubius gefloſſen, da, wo er Illyrien zuerſt berührt, Iſther genannt.“ Hinter Belgrad (Singidunum) fing nämlich Möſien, ein Theil des großen Illyricum, an, und man könnte auch gerade hier, wo nun alle Hauptgewäſſer der Donau beiſammen ſind, am allernatürlichſten darauf kommen, einen anderen Fluß und einen anderen Namen für ihn anzunehmen.

Den intereſſanteſten Anblick gewährt nach Belgrad zunächſt die Mündung der Morawa bei Semendria. Die Morawa iſt der Hauptfluß von Serbien, und ſie durchäſtelt dieſes Land ganz ebenſo wie ihre Namens-Couſine im Norden, die mähriſche Morawa, die bekannte nördliche Markgrafſchaft. Man könnte daher Serbien (oder Moesia superior) auch das ſüdliche

Morawien nennen, Mähren aber das nördliche Morawien (la Moravie). Viele Gelehrte glauben auch, daß beide Stromgebiete ihre Einwohner wie ihre Namen ſich gegenſeitig mitgetheilt hätten; doch möchten dann wohl eher die ſüdlichen Morawier (die Serbier, die alten Dardanier) die älteren ſein. Bei ihrer Mündung theilt ſich die Morawa in zwei Arme, von denen der eine dieſen Namen behält, der andere aber den Namen Jeſoba empfängt. An dieſem Arme liegt die Feſtung Semendria.

Die Eigenthümlichkeit des Anblicks dieſer Feſtung beſteht in ihrer Bauart. Belgrad, Orſowa und andere jetzt wieder in den Händen der Türken befindliche Feſtungen gehörten einmal eine Zeit lang zu Oeſterreich, und die Oeſterreicher bauten ſie ganz oder doch zum Theil nach den neueren Fortifications-Regeln um. Dieſe Feſtungen, deren Werke unter türkiſcher Aufſicht freilich ziemlich verfallen ſind, gewähren doch ſo ziemlich den Anblick, den auch unſere Feſtungen darbieten. Semendria dagegen ſcheint weder ſo viel gelitten, noch ſo viel Vortheil gezogen zu haben als die übrigen. Sie ſoll im Anfange des 15. Jahrhunderts von Georg Brankowitſch gebaut worden ſein, doch möchte man ſie dem Anſcheine nach für ein ſehr altes Erbſtück halten, das unſerer Gegenwart noch aus jenen Zeiten ward, in welchen man keine Kanonen und kein Schießpulver kannte; denn die Mauern, in einem großen Dreiecke zuſammengeſtellt, ragen hoch empor und haben oben eine ununterbrochene Reihe von Zinnen oder kleinen Bruſtwehren mit Ein-

ſchnitten. In den drei Ecken des Dreiecks ſtehen höhere ſechs- oder achtſeitige Thürme, ebenfalls mit Bruſtwehren, und zwiſchen dieſen Eckthürmen in gewiſſen Intervallen auf die Länge der Mauer hin wieder ähnliche Thürme. Die meiſten derſelben ſind ſechs- oder achteckig, einige aber auch viereckig und andere rund, die man ſpäter hinzugebaut haben mag. Es ſchien mir, als wenn die Mauern ſowohl als auch die Thürme in einem doppelten Dreiecke hinter einander ſtänden. Ich zählte und erkannte genau 25 Thürme, doch ſchienen es noch viel mehr zu ſein. Man ſagte mir, daß die Feſtung auf einer Inſel läge, indeß erkannte man dieß von Weitem nicht deutlich. Die Thürme, die Mauern, ſogar die einzelnen Zinnen erſchienen noch vollkommen conſervirt. An der ganzen Donau hin, von ihrem Urſprunge bis in die Walachei hinein, giebt es keine zweite in dieſer Art gebaute Feſtung, und auch an den Ufern der walachiſchen und bulgariſchen Donau ſcheint (nach dem großen Kupferwerke von Kunike zu ſchließen) nur Hirſova in Bulgarien noch einige Aehnlichkeit mit Semendria zu haben; denn auch bei ihr befinden ſich hohe, viereckige Thürme und ſenkrecht, im Viereck zuſammengeſtellte Mauern und Bruſtwehren. Die großen Feſtungen Widdin, Siliſtria ꝛc. ſind aber nach einem anderen und offenbar neueren Plane gebaut.

Es ſchien uns, als habe Brankowitſch den Plan der römiſchen Caſtra bei'm Bau dieſer Feſtung zum Grunde gelegt, und wir erwarteten alle Augenblicke, römiſche Bogenſchützen auf den Wällen erſcheinen, eine Cohorte

der Legio quinta oder sexta, illyriſche oder dalmatiſche Reiter ſich in der Ebene üben, oder dakiſche, ſordiskiſche und möſiſche Rekruten einexerciren zu ſehen; ſtatt deſſen entdeckte unſer Perſpectiv aber nur eine ſchmauchende türkiſche Schildwache und ein ſerbiſches Weib, welches dieſem Soldaten etwas darreichte; was es war, konnten wir nicht erkennen. Die Lage von Semendria im Morgenſonnenſchein war reizend zu nennen. Neben dem Feſtungs-Quarré liegt, ebenfalls noch in der Morawa-Mündungsebene, eine kleine ſerbiſche Stadt gleichen Namens. Das ganze Mündungsland umgiebt ein nicht ſehr hohes Amphitheater von Bergen. Weiterhin bis Orſowa giebt es keine türkiſche Feſtung mehr, nur einzelne kleine Burgruinen, wie die von Golubatz (Tauben-ſchloß), um die ehemals hart gekämpft wurde, und um welche nun nur noch die Eulen und die ſerbiſchen Sagen und Volkslieder flattern.

Das öſterreichiſche Ufer bleibt aber immer militäriſch, von ernſtem, kriegeriſchem Anblick; Wachtpoſten, die ſich zurufen, Soldatentrupps, welche die Wachen ablöſen. Das ſerbiſche verleiht mehr Stoff zu idylliſchen Scenen; Vieh wird auf die Weide getrieben, die Ochſen werden am Fluſſe getränkt, die Mädchen ſtehen bei den Dörfern und waſchen, türkiſche und ſerbiſche Schiffsknechte ziehen hart am Ufer ein Boot herauf, auf dem die Schiffer in maleriſchen Trachten im Schatten der Waarenballen liegen und rauchen, und doch iſt eben dieſe Seite die gefürchtete. Unter dem Anſcheine des Idyllenthums birgt ſie Krieg, Peſt, Unordnung und Stoff zu räuberiſchen

Einfällen, während auf der öſterreichiſchen Seite unter dem rauhen Schilde des Mars die Künſte des Friedens blühen und ſicherer geübt werden. Während das Dampfſchiff bisher auf der ganzen Strecke von Peſth bis Belgrad ſonſt immer auf der rechten Seite der Donau anlegte, ſind nun alle Stationsplätze bis Orſowa an der linken Seite, und Alles, was auf die rechte wollte, hatte uns bei Belgrad oder Semlin bereits verlaſſen.

Unſere Geſellſchaft war dadurch bedeutend zuſammengeſchmolzen, und von 350, die wir zuerſt waren, kamen wir endlich bei Drenkowa, einer von der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft neu gegründeten kleinen Anſiedelung, wo die Dampfſchifffahrt aufhört, in einer kleinen Geſellſchaft von etwa 30 Perſonen an. Dieſe 30 waren größtentheils deutſche und raiziſche Kaufleute aus Orſowa, ein paar ſtudirte Bergleute aus Schemnitz, die in die Bergwerke des Banats reiſ'ten, unſere walachiſchen Herren, die nach Bukareſt gingen, 3 oder 4 Leute, die auf Konſtantinopel zielten, unter ihnen ein reicher Kaufmann aus Raguſa, und endlich jene Dame mit ihren reizenden Kindern, die ich ſchon oben erwähnte.

Wir wurden bei Drenkowa alle miteinander in ein kleines, übrigens ziemlich gut eingerichtetes Ruderſchiff gepackt und ſetzten in dieſem unſere Reiſe fort. Ich kann aber das ſchöne Dampfſchiff, das angenehmſte und herrlichſte Reiſevehikel, das bisher erfunden wurde, (für Flußſchifffahrt gewiß ganz unbeſtreitbar, für Meerſchifffahrt könnte man dann und wann noch ein Segelſchiff vorziehen) und die angenehmen Scenen, die ſich

uns darauf darboten, nicht verlaſſen, ohne noch ein Mal zum Abſchiede einen Blick darauf zurückzuwerfen.

Je mehr Raum, wie geſagt, in unſerer kleinen ſchwimmenden Colonie wurde, je mehr Nebencolonieen wir überall an der Donau ausſetzten, je mehr unſere kleine Geſellſchaft ſich abklärte, und auch die Mitglieder ſich befreundend an einander anſchloſſen, deſto angenehmer und gemüthlicher lebten wir. Auf dem Rheine findet ſelten ein ſolches Abklären und Zuſammenſchmelzen der Dampfſchiffgeſellſchaft ſtatt; denn dort ſteigen auf jeder Station wieder ſo viele ein, als abgingen. An der Donau aber iſt der Verkehr der Seitenſtationen noch nicht ſo groß. Nur die wenigen Hauptplätze, Linz, Wien und Peſth, ſind wichtig. Je mehr man ſich von ihnen entfernt, deſto kleiner wird die Anzahl der Paſſagiere. Entſchieden die größte Anzahl tauſchen Linz und Wien mit einander aus und dann Peſth und Wien. Von Linz aufwärts nach Paſſau und Regensburg wird die Geſellſchaft immer kleiner, und ebenſo nimmt es von Peſth abwärts auch ab. Am allerſchwächſten wird es mit der Geſellſchaft in dem Engpaſſe zwiſchen Drenkowa und Orſowa.

Da unſere Fahrt von dem ſchönſten Wetter begleitet war — in ganz Ungarn, ſowie auch in Italien genoß man im vorigen Sommer eines faſt unausgeſetzt ſchönen Wetters, während in Deutſchland die Witterung äußerſt feucht und unangenehm war, wie wir ſpäter bei der Rückkehr zu unſerer Verwunderung vernahmen, — ſo waren wir faſt Tag und Nacht über auf dem Deck.

Unſere verehrte Dame ſaß gewöhnlich in ihrer Kutſche, wie in einer Laube, vor den Sonnenſtrahlen geſchützt. Der Kutſchenſchlag war offen, und ihre kleinen reizenden Kinder ſtiegen, wie bereits erwähnt, unter der Obhut ihrer Bonne wie in einem Taubenſchlage aus und ein; die Kutſche bildete den Mittelpunct der Converſation, zu welcher alle die unzähligen intereſſanten Dinge, die uns an den Ufern erſchienen, das Thema hergaben.

Gewöhnlich ſoupirten und dinirten wir oben, — und zwar bei Semlin wundervoll ſchöne friſch gefangene Fiſche. Ein Bürger aus dieſer Stadt verſicherte mir dabei, daß ein Semliner in Peſth gar nicht im Stande ſei, Fiſche zu eſſen, weil ſie ihm dort alle nicht friſch genug wären. Die Walachen erzählten viel von der Moldau und Walachei. Sie ſagten, unter dem Adel dieſer beiden Länder ſei ein großer Unterſchied. Der walachiſche ruinire ſich in Bukareſt durch unerhörten Luxus, der moldauiſche in Jaſſy lebe viel vernünftiger. Auch zeigten ſie mehre römiſche Alterthümer aus der Walachei vor, z. B. ſehr zierlich geſchnittene Steine, und machten uns den Mund mit der Beſchreibung der römiſchen Antiquitäten, die ſie auf ihren Gütern fänden, wäſſerig. Die öſterreichiſchen Zwanziger, ſagten ſie, gälten in Bukareſt ſo gut als in Peſth.

Kanonirt wurde immerfort ſehr viel an unſerem Bord, Mohacs, Semlin und andere Orte wurden begrüßt, und hier und da gab es köſtliche Echos. Auch den Remorqueur Erös, der wieder mit vier Schweineſchiffen die Donau herauffuhr, begrüßten wir an einer Stelle. Dann

gaben uns die Donaumühlen manche Unterhaltung. Man findet ſie auch hier überall in langen Reihen mitten im Strome liegen, ganz in derſelben Art, wie oberhalb Wiens, ja ſogar ganz ebenſo, wie man ſie tief in Baiern hinein auf der Donau findet. Ich möchte wohl wiſſen, ob dieſe Donaumühlen auf dieſe Weiſe am ganzen Fluſſe herab von den Deutſchen ſo eingerichtet worden ſind, und möchte es beinahe glauben. Wenn ich mich nach der Nationalität dieſer Müller erkundigte, ſo hieß es blos, es giebt Deutſche und auch Ungarn darunter. Seit wann haben ſich wohl dieſe unzähligen Waſſermühlen an der ganzen Donau hinab verbreitet? Auf anderen Flüſſen verſchwinden die Waſſermühlen der Schifffahrt wegen immer mehr. Ich glaube, daß kein Fluß jetzt deren noch ſo viele hat wie die Donau. Auch hier gilt von dieſen Müllern, daß ſie mit den Schiffern in Feindſchaft leben. Sie ſchnitten uns von ihren Mühlen aus Geſichter zu, — reichten, wenn ſie gerade aßen, uns einen vollen Löffel hin, als wollten ſie ſagen: möchtet ihr wohl etwas haben? — Ihr bekommt aber nichts!" oder ſie ſchrieen uns zu: „Huſſa, das Dampfſchiff iſt verloren!" oder ergötzten uns auf andere Weiſe. Viel gab uns auch Geymüller zu ſprechen. Der Credit und das baare Geld, ſagte man, ſeien in dieſem Augenblicke faſt ganz verſchwunden, und auch in dieſen entfernten Gegenden mache ſich dieß Verſchwinden ſo ſehr fühlbar, daß z. B. die großen und berühmten Eiſenwerke bei Karanſebes im Banat, die mehre Millionen an Capital in Immobilien ſtecken hätten, jetzt nicht im Stande geweſen wären, 300,000 Gulden baares Geld aufzunehmen.

An der Gränze der Batſchka und des Banats, der beiden Hauptgetreide=Provinzen Ungarns, fingen dann auch die Klagen über die dießjährige ſchlechte Ernte an, die mich ſpäter beſtändig auf meiner ganzen Rückreiſe bis Szegedin verfolgten. Der Sommer ſei ſo trocken geweſen, daß der größte Theil des Getreides verdörrt ſei, und das Banat, das ſonſt wohl in einem Jahre fünf bis ſechs Millionen Metzen Getreide ausführe, werde dieß Jahr kaum eine Million Metzen verkaufen können.

Als wir nun ſo converſirend beiſammen ſaßen, da meinte unſer kleiner Maler aus Peſth, nun habe er einen maleriſchen Gegenſtand gefunden, und portraitirte uns Alle ab. Ich hätte ihn weit lieber auf dem zweiten Platze als bei uns geſehen. Einmal führte ich ihn da hinaus und zeigte ihm einen armen Juden in türkiſcher Kleidung, der dort elend auf Matten und Schafspelzen lag, aber den zu malen konnte ich ihn nicht überreden, und doch war ſeine zerlumpte türkiſche Kleidung im höchſten Grade pittoresk. Er war mit alten verblichenen ſeidenen Gürteln und einem zerfetzten Turbane bedeckt. Sein Bart war ſchmuzig und zerzauſ't. Sein Geſicht hatte den Ausdruck des tiefſten Elends, — blaß wie bei einem Sterbenden war der Teint, weiß wie Marmor, — die Augen wie verglimmende Kohlen, — die Linien der Naſe, der Backenknochen, der Augenhöhlen höchſt ſcharf geſchnitten, — die Stirne wunderſchön gewölbt und die ganze Geſichtsmaske ſo edel, daß dieſer Menſch in ſeiner Jugend ein Adonis geweſen ſein mochte. Wir bekamen auf unſere theilnehmende Fragen von dieſem Weſen, das alle

floßen, weil es mit Ungeziefer bedeckt ſei, keine Antwort. Ich fragte einige der türkiſchen iſraelitiſchen Kaufleute, wer es ſei. Sie ſagten, es wäre ein verarmter, kranker, höchſt elend gewordener jüdiſcher Rabbiner aus Konſtantinopel, den einer der Ihrigen nach Wien „heraufgerufen" habe, um ihm durch die deutſchen Aerzte und durch anderweitige Unterſtützung wo möglich Geneſung und Hülfe zu gewähren.

Dieſen ganzen reizenden, ſchönen und bequemen Dampfſchiff=Reiſeapparat mußten wir alſo in Drenkowa verlaſſen. Wir alle nahmen von unſerem raſchen Pyroſkaph und unſerem gefälligen Capitaine herzlichen Abſchied und ſetzten uns dann zwiſchen unſeren Kiſten und Kaſten ſo bequem, wie Jeder konnte, in dem Jagdſchiffe zurecht, in welchem wir nun auf der einſamen und lebloſen Donau wie auf einem Strome Südamerikas dahingleiteten.

Die erſten Donau=Katarakten.

Außer der Gebirgsenge, durch welche die Donau in Ober- und Niederöſterreich geht, giebt es nun, wie geſagt, keine zweite an dem ganzen Strome, die intereſſanter und für die Betrachtung wichtiger wäre als die, in welche wir jetzt gelangen.

Es ſind die ſiebenbürgiſch=walachiſchen Bergketten, welche ſich in ſüdweſtlicher Richtung in das Gebirgsland Serbien hinein verzweigen und die beiden großen Ebenen, die mittlere ungariſche und die untere walachiſche, auseinanderhalten und abſchließen.

Die walachiſche Ebene mochte in früheren Zeiten ebenſo wie das ganze ſüdliche Rußland vom ſchwarzen Meere überfluthet ſein und die ungariſche wahrſcheinlich einen großen Binnenſee bilden, auf deſſen noch jetzt zum Theil ſehr ſalzhaltigem und zum Theil ſumpfigem Boden die Magyaren wohnen.

Allmählig erſt und nach langem und furchtbarem Ringen der Elemente mochte es dieſem überfluthenden Binnenſee gelingen, einen Durchbruch des bezeichneten Ge-

birges zu Stande zu bringen und in dem jetzigen Donaucanale abzufließen. Die Arbeit iſt ſo gewaltig, die durchſchnittenen Felswände und Bergmaſſen ſind ſo hoch, der Canal ſelbſt iſt ſo mächtig, lang und breit, daß der menſchliche Verſtand bei Berechnung der darüber verfloſſenen Jahrhunderte verzweifelt, und daß man es beinahe für unmöglich hält, daß Neptun dieß Rieſenwerk ohne Beihülfe des Vulcan zu Stande gebracht habe, und doch möchten einige Erſcheinungen daran zu glauben verleiten.

Es iſt nicht ſchwer, den Anfang und das Ende des Gebirgspaſſes ziemlich genau anzugeben. Die ſerbiſchen Ufer fangen freilich ſchon gleich hinter Belgrad an, gebirgig zu werden. Doch iſt die öſterreichiſche Seite noch lange flach und der Fluß hat ſelbſt unterhalb der Mündung der Morawa noch Spielraum genug, um ſich in Arme zu ſpalten und mehre große Inſeln zu bilden. Plötzlich aber, und zwar aus einem benachbarten niedrigen Sumpfe erhebt ſich auch die linke Seite der Donau bei Uj=Palanka (Neue Feſtung), und als zage und zaudere ſie, ſtrömt ſie in den Gebirgspaß ein. Ujpalanka liegt zum Theil auf einem rund herum ſchroffen Vorgebirge, und ihm gegenüber das verfallene türkiſche Fort Rama, ebenfalls auf einem ſchroffen Vorgebirge. Schon die Römer hatten hier Befeſtigungen, deren Ruinen noch jetzt zu ſehen ſind. Man kann beide Schlöſſer als die Thorwächter des Engpaſſes bezeichnen und gerade bei ihnen ſeinen Anfang im Weſten ſetzen. Von hier an ſchreiten nun die Gewäſſer mit vielen Krümmungen in dem mehr oder weniger ſich verengenden Gebirgsriffe 18 Meilen weit fort, bis in die Gegend

der walachiſchen Stadt Cſernes, wo ſich Trajan's Brücke befand. Cſernes ſchräg gegenüber liegt die türkiſche Feſtung Cladowa, und man kann dieſe beiden Städte wieder als die Gränzwächter auf der öſtlichen Seite annehmen. Denn hinter ihnen wird ſogleich wieder Luft, und es fängt, nur wenige Hügel abgerechnet, dann die walachiſche Ebene an. Man nennt dieſen ganzen ſo begränzten Bergſpalt „die Cliſſura.“

Dieß mag vorläufig eine Ueberſicht deſſen geben, was wir nun genauer betrachten wollen.

Etwa drei Meilen noch unter Ujpalanka hinab bieten die Bergreihen zu den Seiten eben nichts Außergewöhnliches; dann aber, bei dem Orte Moldowa (Alt- und Neu-Moldowa) fangen ſie an, ſich ſehr bedeutend zu heben. Sie ſteigen rieſig empor, und wenn es ein kleiner Fluß wäre, ſo würden die ſchroffen, kahlen Wände mit Schauer erfüllen. So aber, da man den großen Strom ruhig und breit dazwiſchen ſchwimmen ſieht, wie einen ſchönen Spiegel, der die Wildheit der Felſen mäßigt, ſo gleitet man auch fröhlicher dazwiſchen hin.

Unterhalb Moldowa bekommt man aber den erſten Schreck, denn hier ſteht mitten im Waſſer, nicht weit von dem alten, jetzt von der Zeit zertrümmerten, vermoderten und beſtaubten, ſonſt aber ſo und ſo viel Mal von den Serbiern vertheidigten, von den Ungarn oder Türken eroberten, zuſammengeſchoſſenen, wieder aufgebauten, abgebrannten, von Neuem errichteten, dem Erdboden gleichgemachten, abermals erſtandenen Schloſſe Columbacz (d. h. Taubenſchloß — Drachenſchloß aber

81.N 36/2

ſollte man's nennen); — nicht weit von dieſem Schloſſe, ſage ich, ſteht — o Schreck! o Unnatur! mitten im flüſſigen Waſſerſpiegel ein großer, 20 Klaftern hoher Felſen. Babagai nennen ihn die Leute, d. h. das „böſe Weib,“ zerhackt, zerklüftet, mit ſpitzen Zacken und finſteren Riſſen. Er iſt dem Wörther Felſen im Strudel bei Linz zu vergleichen.

Wie konnte ſich der ſchmucke, lebensfriſche Donauſtrom doch nur dieſem garſtigen, alten Weibe mit ſtarrem Felſenherzen vermählen, das, wenn er ihm ſeine Kinder, die Schiffe, an die Bruſt legt, ſie zerſchellt und zerſchmettert! Die Vermählung bekommt ihm auch ſchlecht; denn von nun an iſt es mit ſeiner Ruhe vorbei. Hinter dem Babagai tritt man ein in das Gebiet der zahlreichen Wirbel und Brandungen des Waſſers, und ſogar die Luft bleibt nicht überall in Ruhe; denn es herrſcht an einigen Stellen ein unaufhörlicher ſtarker Wind. Jener Wirbel wegen blieben ſonſt die Dampfboote bei Moldowa; da aber durch einige vorgenommene Sprengungen der Anfang dieſer Wirbelgegend, wenigſtens wenn das Waſſer nicht zu niedrig iſt, fahrbar gemacht wurde, ſo können ſie nun, wie geſagt, bis zu jenem Stationsplatze Drenkowa, der noch zwei Meilen weiter abwärts liegt, vordringen.

Unſer Schiff war ein ſogenannter „Tündér“ (eine Art von Ruderſchiff). Tündér heißt im Ungariſchen auch die Fee. Wir nahmen dieſe Deutung als gutes Vorzeichen an und faßten Vertrauen, daß unſere Fee uns nicht nur ſicher durch die gefährlichen Strudel hin-

durchführen, ſondern uns auch viel Schönes und Feenhaftes ſchauen laſſen würde. In der That, ſie hielt in beiden Stücken Wort.

Ich kenne leider keine Meſſung der Berghöhen, der Felswände und der Flußbreiten, die zuverläſſig wäre, und ich werde daher in Bezug auf dieſen Gegenſtand nur nach unſerem Augenmaße reden, oder nach dem, was mir die Leute Wahrſcheinliches ſagten. Dreihundert Klaftern, meinten ſie, ragten die Felswände hier aus dem Waſſer hervor, und ich bin gern geneigt, zu glauben, daß dieß nicht viel übertrieben war. Solche Felſen von dieſer Höhe ſteigen nun aus der Donau auf, mit Schluchten und wilden Thälern durchſchnitten, zu halben Kegeln abgerundet, zu Vorgebirgen geformt, zuweilen ſchroff und jäh zum Waſſer herabfallend. Die Höhen ſind öde und unbewohnt. Hier und da ſind Löcher in den Felſen über der Oberfläche des Fluſſes, kleine Niſchen oder Höhlen, in die das Waſſer hineinſpült, und von denen die Leute verſichern, daß hier der Hauſen oft gefangen werde.

Der höchſte dieſer Steinkoloſſe iſt die „Triskowaczer Spitze.“ Hinter dieſem Felſen kommen die erſten gefährlichen Katarakten, die des ſogenannten „Islaz“ oder „Gerdap.“ Jenes iſt ſein Name unter den Walachen und Ungarn, dieſes unter den Türken. Kaum waren wir bei jenem Felſen vorüber, ſo hörten wir ein dumpfes Rauſchen ſich über das Waſſer verbreiten und erblickten in der Ferne viele höchſt unheimlich dunkle Flecke in den Wellen; es waren die Felſenſpitzen des breiten Riffs, das hier die Donau durchſchneidet und über welches

ſich der arme Fluß wie über eine Marterbank ſchäumend und ſtrudelnd hinwälzt. Wie eine Reihe kleiner, in der Nähe oft ſehr großer Ungethüme liegen ſie da und haben daher auch von dem Volke den Namen von wilden Thieren empfangen. So heißen gleich die erſten, den Reigen eröffnenden, „Biwol,“ d. h. „Büffel.“ Wie man das „böſe Weib“ dem Wörther Felſen vergleichen kann, ſo haben dieſe „Büffel“ mit den „Kugeln“ am Strudel einige Aehnlichkeit; doch hat hier in der Walachei die großartigere Wildheit auch ihr entſprechende kraftvollere Benennungen hervorgerufen.

„Hook nuk! hook nuk!“ riefen unſere rudernden Schiffer (es waren größtentheils Walachen, einige Magyaren und ein Deutſcher aus dem Banat) ſich zu. Hook nuk! hook nuk! wiederholten ſie noch oft hinter einander, um ſich mit dieſem Ausrufe, von dem ich in der That in Erfahrung zu bringen verſäumt habe, welcher der verſchiedenen benachbarten barbariſchen Sprachen er angehören möchte, zu ermuntern. Sie ſtrengten alle ihre Kräfte an und verdoppelten ihre Ruderſchläge; denn es iſt nicht genug, daß man ſchon von den aufgeregten Wäſſern ſchneller getragen wird und wie ein Pfeil dahinſchießt, auch die Ruderer müſſen noch dieſe Schnelligkeit vermehren. Würde man ſich nämlich der Bewegung des Waſſers unthätig überlaſſen und etwa aus Beſorgniß, an die Felſen zu ſtoßen, und in der Abſicht, ſie zu vermeiden, langſamer fahren wollen, ſo würde man ein Spiel der unzähligen Waſſerwirbel werden und Gefahr laufen, von ihnen herumgeriſſen zu werden und ſo die

ganze Leitung des Schiffes zu verlieren. Dieſe Wirbel müſſen vom Boote raſch und pfeilſchnell, wie mit ſchar⸗fen Meſſern, durchſchnitten werden, und die Steuerleute müſſen dabei ihrerſeits wieder ihre Aufmerkſamkeit und Präciſion bis auf den höchſten Punct ſteigern. Es iſt hier in der Natur ebenſo wie im Lebensſtrome. Da, wo dieſer Strom in Engen und Wirbel geräth, geht der Furchtſame und Zaudernde unter, der Muthige aber, der dann ſeine Energie verdoppelt und mit der Raſch⸗heit Kraft und Verſtand eint, bleibt Sieger.

Der Uebergang von Fließen zum rauſchenden Strömen und vom Strömen zum Stürzen und Fallen iſt natürlich allmählig. Anfangs läuft das Waſſer nur unmerklich ge⸗ſchwinder; allmählig aber, je näher das Rauſchen kommt, fangen kleine und größere Wirbel ſich zu zeigen an. Sie verſchwinden, es kommen aber größere wieder. Die Wirbel werden tiefer, die Kreiſe, die ſie ſchlagen, mächtiger. Am Ende kreuzen und durchſchneiden ſich die verſchiedenen Wir⸗bel, und das Ganze geräth in einen ungeheueren Wirrwarr. Das Auge ſieht nur einen Theil dieſes Wirrwarrs der Oberfläche. Aber die Seele ahnt dabei das, was unter dieſer Oberfläche Großes und Mächtiges ſich ereignen mag. Es treten dort die zahlreichen Ströme und Waſſer⸗ſtürze gegen einander und bekämpfen ſich in der Tiefe. Bald von dieſem Felſen rechts geſtoßen, bald von jenem zur Linken aus der Bahn getrieben, treffen ſie auf ein⸗ander, treten zurück, ergießen ſich nach hinten, jagen in die Tiefe, ſchießen nach oben, ringen nach dem, was dem Waſſer ebenſo ſehr Noth thut wie dem

Geiſte, nach Luft, nach freiem Raume, nach dem Weiterſchreiten, denn „vorwärts! vorwärts!“ ruft ihnen die ganze, mit allen ihren Nebenflüſſen hinten nachrückende Donau zu, ebenſo wie ein ganzes Volk ſeinen Vorkämpfern „vorwärts! vorwärts!“ zuruft. Es iſt, als wenn die Felſen wie eine Löwenſchaar in eine friedlich wandelnde Heerde eingefallen wären, ſo ringt, ſo kämpft, ſo wirbelt und brüllt es überall.

„Bulbuku“ (d. h. „Aufbrodelungen“ des Waſſers, Waſſerblaſen), ſo nennt der Walache die mächtigen Anſchwellungen des Waſſers, die aus der Tiefe aufſteigen, oben wie breite Halbkugeln einen Augenblick erſcheinen und dann ſogleich in mächtigen convexen Kreiſen ſich verlaufen. Mehre walachiſche Ruderer nannten es auch blos „Buk.“ Das Wort iſt ausdrucksvoll und wie alle walachiſchen Ausdrücke für dieſe Donaugegend ſehr bezeichnend. In der walachiſchen Sprache allein, ſo glaube ich, könnte man über den vorliegenden Gegenſtand kräftig und anpaſſend genug ſchreiben.

Wir ſtanden alle vorn im Schiffe, da, wo unſere Ruderer ſaßen, oder ſteckten die Köpfe zu den Seiten heraus, um den Tumult der Elemente anzuſehen, der ſo mächtig das Innerſte jedes erſten Beſchauers ergreift. Nur unſere kleinen Kinder ſpielten ſorglos und luſtig im Inneren des Schiffes, wo ſie den etwas größer gewordenen Raum benutzten. Im Hintertheile, auf einer hohen Brücke, ſtand der Steuermann, über das Dach mit ſcharfem Auge in die Strömung blickend. Auf ſeinem energiſchen Arme beruhte unſer Heil. In ſchönem

Contraſte mit dem wilden, tactloſen Ungeſtüme des Waſſers ſtanden die Schläge unſerer Ruderer, die in gemeſſenen Tempos die rauhen Bulbuku's in den Rücken faßten und mit ihrer Hülfe auf gerader Linie die Wirbel durchſchnitten. „Ach Gott, ſehen Sie doch, wie ſchrecklich! Dieſe Maſſe gehäuften Schaums, die dort ſchwimmt!" rief eine Mädchenſtimme aus. „O! an dem Schaume werden wir nicht ſcheitern," beruhigte ſie eine andere Stimme. „Aber bemerken Sie dort den Runden, den Glattköpfigen, der ſich hier neben uns nur mit einem kleinen Theilchen ſeiner Wange für einen Augenblick zeigt, wenn die Fluth etwas verrinnt, das iſt ſo einer der unter der Waſſeroberfläche lauernden Wölfe im Schafsfelle. Sehen Sie, jetzt ſteigt das Waſſer wieder, er hat auch uns erblickt und zieht ſein ſchäumendes, flockiges Schafsfell über!" Aber auch dieſen Wolf paſſirten wir, ohne gebiſſen zu werden. Ich kann nicht genau angeben, wie lange dieſer Tumult des Waſſers fortdauerte. Auch iſt es ſchwer zu ſagen, wo er aufhört und wieder beginnt, denn etwa drei Mal hebt es von Neuem an zu toben. „Islaz," „Tachtalia" und „Jutz" ſind die walachiſchen Namen für dieſe drei Stellen. Da der Islaz aber, wie geſagt, die gefährlichſte und engſte Strömung iſt, ſo mag auch wohl das Ganze Islaz genannt werden, wie wir dieß ſchon oben thaten. Und ich glaube, daß man wohl dieſe ganze erſte Tumultſtrecke der Donau, die dazwiſchen einfallenden Pauſen eingerechnet, wenigſtens auf 1½ bis 2 Meilen ſetzen kann. Da, wo der Ungeſtüm am größ-

ten war, blieben wir wohl 5 und auch 10 Minuten lang im Kampfe.

Was die Breite der Donau in dem Paſſe betrifft, ſo weiß ich darüber ebenfalls nichts Genaues. Sie bleibt zwar immer noch mächtig und groß genug, doch ſchwindet ſie im Vergleiche mit dem, was ſie früher war, gewaltig zuſammen. Man giebt an, daß ſie im Islaz ſelbſt an der engſten Stelle nur 100 Klaftern breit ſei. Unterhalb Peſth hat ſie dagegen eine gewöhnliche Breite von 600 Klaftern, und unterhalb Belgrad gleicht ſie zur Zeit der Ueberſchwemmung einem Meere. Dieß ganze Meer verſchlingt hier der enge Schlund, der zu keiner Zeit des Jahres eine Verbreitung und Verflachung geſtattet. Alle die zahlloſen Gewäſſer, die unzähligen Rieſel und Bergſtröme, welche die ganze größere nordöſtliche Hälfte der Alpen erzeugt, alle die kleinen klaren Brünnlein, an denen die Sennerinnen ihr Vieh tränkten, alle die Quellen und Bäche, in denen die Wäſcherinnen des ganzen ſüdlichen Deutſchlands ihre Gewänder wuſchen, alle die großen Ströme, welche Baiern, Oeſterreich, Illyrien, Bosnien, Ungarn, Mähren, Serbien, zwei Dutzend Königreiche und Fürſtenthümer durchreiſten und die Schiffe und Mühlen derſelben trugen und trieben, alle die Wogen und Wellen, die Siebenbürgen und die weiten Karpathenländer durchrauſchten, ſind hier in einem einzigen, engen, 100 Klaftern breiten Canale beiſammen und geben in wildem Getöſe, in einem ergreifenden Gebrauſe Kunde von 100,000 Thaten, die ſie verrichteten, von Millionen der verſchiedenſten Men=

ſchen, die ſie ſahen, und das in dieſer Einöde, zwiſchen dieſen rieſigen, ſie fragenden Felſen, in deren Echo ihre gewaltige Rede leiſe murmelnd zurücktönt.

Die Drau, die Sau, die Theiß, die 70, 80, 100 Meilen Weges auf ihre Selbſtſtändigkeit hielten und gleich Souverainen den Tribut vieler Provinzen einforderten, hier ſehen ſie ſich wie Unterthanen behandelt, und mit der Donau vereinigt, werden ſie im Getümmel mit fortgeriſſen. Sie beklagen ihre Marmaros, ihr Syrmien, ihre weinreichen pannoniſchen Thäler, die ſie wäſſerten und deren hübſche Landſchaften ſie auf ihrer Oberfläche zurückſpiegelten, und treiben ſich inmitten der trüben Waſſer dem Meere zu. Die Maros, die Korös, die weit her und mühevoll ihren Weg aus Oſten ſich bahnten, die March, die Drina, die gen Norden pilgerten, ſie werden hier überwältigt und zum Oriente zurückgeſchleudert. Die Iſar, der Inn, die Raab, die ſich dort oben einſt ſo groß dünkten, die ſich ſo breit machten, man bemerkt ſie kaum in dieſem mächtigen Sturze. Sie ſchleichen vielleicht, belaſtet und gequält als überſehene Tributäre, tief unten am holprigen Grunde des Strombettes hin, wie andere Theile des Ganzen die Maſſe mehrend.

In der That, es iſt ein wunderbarer Genuß, all das Flüſſige, das ſich auf 12,000 Quadratmeilen Oberfläche bewegte, in einem einzigen, mächtigen Blitzeskeile vereint, mit Pfeilesſchnelle dahin ſchießen zu ſehen. Es iſt ein Rieſenwerk, welches nur das vereinte Wir-

ken aller Giganten und Titanen zu Stande gebracht zu haben ſcheint.

Vor einem der Felſen iſt ein kleiner Stillſtand der Gewäſſer. Vielleicht iſt es der Flußgott der Waag, der ſich dort einen Augenblick, unbemerkt von den anderen, erholt.

Hier ſteht ein mächtiger Block, an den die Wellen unaufhörlich peitſchen, und über den fortwährend ein großer Waſſerſchwall ſich emporhebt, und ſich dann über ihm zertheilt. Vielleicht iſt es die Gran, die ſich oben rühmte, einer Königsſtadt den Namen zu geben, und der hier nun das nichtige Geſchäft ward, jenen Felſen zu beſchäumen und ihm den Kopf zu waſchen.

Dort wieder zwiſchen anderen Steinen dreht ſich ein großer Wirbel langſam herum. Vielleicht gehören die ganzen Gewäſſer des Lechs und der Iller dazu, die ſonſt wohl zehntauſend zierliche kleine Wirbel ſchlugen, um dieſes große Waſſerrad zu Stande zu bringen.

Weiterhin ſieht man zwei Waſſerarme ſich im Gegenſtrome begegnen und ſchaumbedeckten Angeſichts mit einander ringen. Sind es wohl die deutſche Ens und die magyariſche Temes, die auch hier ſelbſt noch bei der Arbeit ſich nicht mit einander vertragen und in Ewigkeit mit einander hadern? O wehe den unzähligen ſchönen Waſſernymphen, Najaden und Nixen, die ſonſt ſich nur auf Blumen ergingen, und am kräuterreichen Bachesufer! Hier finden ſie Urſache genug, den unbedachten Schritt zu einer Verbindung mit dem Donauriesen zu bereuen. Sie werden auf das rauhe Felſen-

bett geworfen und mit zerfetzten Kleidern und zerriſſenem Angeſichte in die weite Welt hinausgeſtoßen.

Die eigentliche Quantität der hier in der Cliſſura wie aus einem rieſigen Mörſer hervorſchießenden Waſſermaſſe zu beſtimmen, iſt beinahe unmöglich; denn es hat hier noch nirgends die Tiefe des Stromes mit einiger Sicherheit ermittelt werden können, ſowie denn die Tiefe ſo unendlich verſchieden iſt, daß man ſchwer einen mittleren Durchſchnitt finden kann. An einer Stelle, ſagen die Schiffer, ſei ſie 40 Klaftern tief, an einer anderen: „jetzt haben wir die Felſen nur noch drei Fuß unter dem Boden des Schiffes.“ Es paſſirt zuweilen, daß die Schiffe wohl, auf einer jener Strömungen auf- und niederſchaukelnd, an einen ſolchen Felſen aufſtoßen. Der unerfahrene Paſſagier glaubt aber, daß dieß alle Augenblicke in der That geſchehe; denn die oft kurzen Wellen, die vielleicht auch noch durch die Schnelligkeit des Bootes mehr Schärfe bekommen, ſchlagen immer wie Steine an die Balken des Fahrzeugs. Im Ganzen geſchieht indeß ſelten ein Unglück. Unter 100 Schiffen, ſagen die Leute, kommen immer mehr als 99 glücklich durch! Man konnte alſo damals immer wenigſtens 99 gegen eins auf unſer Leben verwetten. Bei hohem Waſſer iſt natürlich die Gefahr geringer als bei niedrigem; denn es werden dann die fahrbaren Durchläſſe breiter, da ſich immer mehr Felsköpfe bedecken. Auch iſt bei der Hinabfahrt die Gefahr geringer als bei der Hinauffahrt, weil man bei der letzteren zu fürchten hat, daß der Strick, an dem die

Pferde oder Menſchen ziehen, reiße oder ſonſt etwas bei dem Fuhrwerke verſehen werde.

Dieß Letztere war der Fall bei dem unglücklichen Ereigniſſe vor drei Jahren, wo hier eine ganze Geſellſchaft von Dampfſchiffreiſenden verunglückte. Es geſchah dieß am 14. Mai 1839. Mit dem Dampfſchiffe Istwan waren ſie die Donau bis Cſernes heraufgekommen und hatten dann ihre Reiſe, wie wir, in einem Tündér, der, ich glaube, von Menſchen gezogen wurde, fortgeſetzt. Es waren 28 Perſonen, von denen bei'm Umſchlagen des Schiffes nur 8 gerettet wurden. Unter den Verunglückten befanden ſich der kleinaſiatiſche Handelsmann Aguſch Ibrahim aus Nebon, der türkiſche Großhändler Meman Billali, ein orientaliſcher Dolmetſch Szilevics, die alle nach Betſch (Wien) wollten, dann der öſterreichiſche Conſul aus Salonichi, Herr von Steinsberg, der auf Urlaub zu ſeinen heimiſchen Freunden reiſte, und ein Amerikaner, Herr Mellen aus Waſhington, der nach langen Reiſen im Oriente in ſein entferntes Vaterland zurückkehrte. Alle dieſe mit ſo verſchiedenen Plänen und Ideeen beſchäftigten Leute fanden im Islaz ein kühles und ruheloſes Grab. — Als der Schiffer in einer etwas beruhigten Stromgegend uns dieſe Namen nannte, fragte Einer unter uns: „War auch eine Dame dabei?" — „Ach ja, war auch eine Dame dabei?" fragten gleich Mehre. — „Ja, es war auch eine Dame dabei!" — Gleich wandte ſich all unſer Mitleid dieſer ertrunkenen Dame zu. Eine verzweifelnde und

mit dem Tode ringende Dame iſt immer unendlich viel rührender als zehn ertrinkende Männer!

Später, in einem Kloſter des Banats, hatte ich Gelegenheit, eine Bibel des verunglückten Amerikaners zu ſehen, die ſich unter den geretteten Sachen befand, und die ein theilnehmender Geiſtlicher in der darüber veranſtalteten Auction gekauft hatte. Dieſe Bibel war mir intereſſant; denn der Untergegangene mußte ein frommer Mann geweſen ſein. Er hatte ſie, wie es ſchien, auf ſeiner ganzen Reiſe bei ſich gehabt und in Syrien und Paläſtina hier und da am Rande kleine Bemerkungen zugefügt. Auf dem vorderen Blatte der Bibel ſtanden folgende Notizen:

„On the 3^{d} of Nov. 1834 united with my dearest wife.“ (Am 3. November 1834 ward ich mit meinem theueren Weibe verbunden.)

Dann war ihm eine Tochter geboren worden:

„Catharina Mellen born Aug. 3. 1835.“

Dann beklagte er den Tod ſeiner Frau ſo:

„On the 28th of Jan. 1839 I was again homeless! O God, grant, that my last end may be like hers. Sweet is the death of them, who die in the Lord!“ (Am 28. Januar 1839 war ich wieder heimathlos! O Gott, gewähre mir, daß mein Ende gleich dem ihrigen ſein möge. Süß iſt der Tod derer, die in dem Herrn ſterben!) Es iſt rührend, wenn man die Aeußerung eines ſo frommen Wunſches vernimmt, der ſo wenig in Erfüllung ging; denn ſchwerlich hatte der gottesfürchtige Mann in dem kurzen Kampfe mit den Wogen noch ſo viel Zeit, um ſich zu dem Hinübergange zu ſammeln.

Unſer Tündér, unſere tactfeſte Fee, verlor das Gleichgewicht nicht. Auch der Tachtalia und der Jutz, ungefähr ſoviel als „der Waſſerſturz"*), wurden glücklich von uns paſſirt, und hinter letzterem kamen wir aus dem Flußgötterkampfe wieder auf ruhigere Waſſergefilde und etwas weiterhin in minder wilde Gegenden. Die Flußgötter ſchließen dieſen Waffenſtillſtand ziemlich plötzlich vor dem Orte Swinitza, wo ein mächtiges Felſenthor, der ſogenannte Greben, ſteht. Hinter dieſem Greben ſtrömt die Donau ruhig aus, um einige Meilen weit ihre Wellen in wohlgeordneten und gereihten Schaaren um Swinitza herumzuführen. Swinitza iſt die allerſüdlichſte Ortſchaft des Königreichs Ungarn. Obgleich dieß, im Ganzen genommen, ein ziemlich unerheblicher Umſtand iſt, ſo beſchäftigt es doch immer die Phantaſie, — ich weiß ſelbſt nicht recht, warum, — wenn man hört, daß ein Landzipfel der allerſüdlichſte, oder der allernördlichſte, oder der alleröſtlichſte, oder der allerweſtlichſte Zipfel eines Königreichs ſei. Swinitza liegt auf einer Halbinſel, um deren Spitze ſich die Donau herumdreht, indem ſie ihren ſüdöſtlichen Lauf ziemlich raſch in einen nordnordöſtlichen verwandelt.

Hier bekamen wir wieder Menſchen zu ſehen. In den vorhergehenden Engpäſſen hatten wir uns ſogar mit den wenigen Menſchen, die es hier giebt, nämlich mit

---

*) Buchſtäblich wohl blos „der Schnelle" von „jute", walachiſch, = ſchnell. Alle die walachiſchen Eigennamen dieſer Stromtheile enthalten eine ſolche Anſpielung.

den einzelnen an den Felſen vertheilten öſterreichiſchen Gränzwachen, wenig beſchäftigen können. — Auf der ſerbiſchen Seite zeigte ſich ein nicht ganz kleiner Ort, Milanowitz genannt. Er war neu angelegt und dem Prinzen Milan, dem Sohne des Miloſch, zu Ehren ſo benamt, und eine ebenfalls neue Straße führte im Zickzack über die Berge. Dann erſchien der Ort Poretſcha an der Mündung eines ſerbiſchen Flüßchens. Einige Salzſchiffe lagen daneben vor Anker. Von aller Welt abgeſchieden, von hohen Bergen umgeben, auf einem kleinen niederen Uferlande der Donau erhebt ſich dieſer Ort. Es ſcheint, als müßten die Menſchen hier viel von Gott und wenig von der Welt wiſſen und in einer einſamen Abgeſchiedenheit ein glückliches Leben führen. Und doch haben aus der Mitte von Aſien her die Türken den Weg zu ihnen gefunden und ſie in trübſelige Sklaverei gebracht. — Es wurde bei dieſem Orte ſchon Abend, und die ſerbiſchen Gänſejungen, die ihr Vieh nach Hauſe trieben, riefen und ſangen uns zu, als wir bei ihnen vorüberruderten.

Gegenüber auf der öſterreichiſchen Seite fanden wir hier und da an einigen Stellen eine ſogenannte „Skella.“ Ich kannte dieſe Einrichtung noch nicht und fragte einen unſerer walachiſchen Bojaren, was es ſei. „Ce sont,“ ſagte er, „les échelles de l’orient, où l’on achète les marchandises. Il y a aussi à Constantinople une Scala Franca.“ — Was man im ganzen Orient „Scala“ oder „Skella“ nennt, weiß ich nicht, wahrſcheinlich Treppen, welche vom Waſſer zu einem Markt-

plaße hinaufführen. Hier an der Donau aber werden damit die Aufgänge vom Ufer des Fluſſes bezeichnet und die Pläße, bei welchen die Ueberfuhren aus den Türkenlanden und der wechſelſeitige Verkehr unter Aufſicht der Contumazbeamten ſtattfinden. Gewöhnlich ſeßt man den Namen des Ortes, bei dem ſich eine Skella befindet, hinzu, um ſie von einander zu unterſcheiden, z. B. Skella Cladowa, Skella Orsowa. Außer dieſen Skella's, die meiſtens nur dem Viehhandel dienen, giebt es auch noch größere Vorrichtungen für den Gränzhandel mit den Peſt-Landſchaften, die man „Raſtelle" nennt. Wir werden ſpäter ein ſolches zu beſchreiben Gelegenheit haben. Die Türken nennen die Skella's „Eskele." Ob dieſe Ausdrücke wohl, wie ſo viele andere italieniſche Worte im orientaliſchen Handel und namentlich in den dem Handel dienenden Contumazanſtalten, ſich aus Italien über den ganzen Orient hin verbreitet haben mögen? — Wir ſahen fünf bis ſechs Serbier aus einer dieſer Skellen in einem kleinen Boote über die Donau in ihr Vaterland zurückkehren.

Es wurde nun allmählig Abend in unſerem Felſenſpalt. Draußen mochte noch hier und da die Sonne auf den ebenen Flächen Ungarns am Himmel ſtehen, für uns war ſie, als wir aus der ſüdlichen Donaukrümmung hervorruderten und gegen Nordoſten ſteuerten, bereits untergegangen. Man hatte uns geſagt, oder wir hatten es uns wenigſtens eingebildet, wir würden noch den Abend Orſowa erreichen, und man hatte uns entlaſſen ohne irgend eine Warnung, daß dieß vielleicht auch

nicht geſchehen könnte. Wir wurden bald zu dem Glauben verleitet, daß hierbei von Seiten der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft eine kleine Fahrläſſigkeit zum Grunde liegen möchte; denn, wie geſagt, die Schatten der Nacht fielen auf uns herab, und das Antlitz unſeres Weges wurde mit dem Schleier der Dämmerung verhangen, während wir noch mitten in den Schluchten der Cliſſura ſehr fern von Orſowa unſere feuchte Straße zogen.

Es war ein wunderſchöner Abend. Der Strom war wieder dreimal ſo breit als zuvor, die Berge erſchienen oft von oben bis unten zum Waſſerſpiegel hinab mit Laub bedeckt. Hier und da, beſonders auf der öſterreichiſchen Seite, gingen dunkle Felsſchluchten tief in den Buſen des Landes hinein. Es war vollkommen ſtill und todt auf dem mächtigen Gewäſſer, wie auf einem Orinocoſtücke im Inneren eines Urwaldes. Auf der öſterreichiſchen Seite leuchtete hier und da ein Feuer der Granitſchari (ſo nennen die Walachen die Gränzer) auf. Die ſerbiſchen Gebirge wurden aber allmählig förmlich illuminirt von Wald- und Feldfeuern. „Sie haben da kleine Kukuruzfelder in den Bergen,“ ſagte mir einer der Kaufleute aus Orſowa, „und ſie machen die Feuer gegen die Bären an, welche große Liebhaber des Kukuruz ſind.“ — Da wir den ganzen Nachmittag ſeit einem kräftigen Frühſtück am Bord des Dampfers gefaſtet hatten und mit nichts verſorgt waren als mit einigen Trauben, ſo fingen auch bei uns ſich gewiſſe, Thieren und Menſchen gemeinſame Gefühle und Gelüſte zu regen an. Beſonders begannen

unſere kleinen reizenden Kinder ein klein wenig, aber nur ganz beſcheiden, zu klagen an, zumal da ſie von ihren Bonnen der Abendluft wegen in Mäntel vermummt wurden und ſtill ſitzen ſollten. Dieß erbarmte unſeren Raguſaner, der auf alle Fälle für die Reiſe köſtlich eingerichtet war. Er hatte ſogleich ein kleines Theeſervice, Zucker, trockenen Zwieback und Gläſer ausgepackt. Ein Jude ſchlug Feuer, ein anderer ſchöpfte Donauwaſſer, und bald brodelte über einer matten Spiritusflamme ein ganz gemüthliches Theewaſſer in der Mitte unſeres Bootes. Die Kleinen wurden geätzt, und auch wir Großen erlabten uns an einem Schlückchen warmen Thees, der mehr Freude und Comfort unter uns verbreitete als wohl unter anderen Umſtänden Champagner oder Tokaier. Ich hätte dieſe ganze Scene wieder malen mögen. In Ermangelung eines Pinſels nahm ich ſie auf mit aller Energie meines Gedächtniſſes.

Nachtlager in der Militärgränze.

Als es dämmeriger wurde, hielten ſich unſere Ruderer näher an die öſterreichiſche Seite. Sie ſagten, dieß ſei nöthig; denn wenn wir ſo weit mitten im Fluſſe oder auf die türkiſche Seite hinüberführen, daß uns die Granitſchari, die von Poſten zu Poſten beſtändig ein Auge auf uns hätten, nicht mehr ſehen könnten, ſo würden wir alle mit einander als Türken angeſehen und morgen ohne Weiteres in Orſowa in die Quarantaine geſteckt. Wir konnten trotz vieler Fragen nicht recht aus den Leuten herausbringen, ob ſie wohl glaubten, daß wir die Nacht durch fahren und noch ohne Unterbrechung in Orſowa ankommen könnten oder nicht. Sie antworteten mit Hum und Mum.

Dieſe Ungewißheit entſchied endlich ein lauter Ruf, der aus der Militärgränze kam. „Laj u kraji!“ (ſo ungefähr klang es mir wenigſtens) „laj u kraji!“ ſchrie uns eine Schildwache zu. Ich erfuhr nicht, was dieß bedeute; aber unſere Ruderer ſteuerten darauf gehorſam

ſogleich an's Land. Es wurde uns anfangs befohlen, unſere Reiſe nicht weiter fortzuſetzen; da wir aber den Leuten Vorſtellungen darüber machten, ſo guckten ſie den Himmel an und meinten, daß noch ſo viel Licht in der Luft vorhanden wäre, um damit wenigſtens bis zum nächſten Corporalsposten zu gelangen, und der möchte dann entſcheiden, ob wir noch weiter fahren dürften, oder nicht. Sie ließen einen aus ihrer Mitte in unſer Boot ſteigen und geſtatteten uns unter ſeiner Bedeckung ein Stückchen Weiterreiſe.

Obwohl es nun für unſere Ueberzahl eine Kleinigkeit geweſen wäre, dieſes läſtigen Genoſſen trotz ſeines geladenen Gewehrs uns zu entledigen, ſo warfen wir ihn doch nicht über Bord und kamen, immer um unſere Spiritusflamme und mit Theetrinken beſchäftigt, allgemach auf dem nächſten Corporalsposten an. „Laj u kraji!“ tönte es abermals in's Flußthal hinab, und wir ſtiegen in der Hoffnung, daß man uns hier wieder unter dem Schutze einer anderen Schildwache weiter befördern würde, an's Land; allein der Corporal ſagte uns, es ſei zu ſpät, wir müßten hier übernachten. Wir ſtellten ihm vor, daß dieß für uns, da wir an Federbetten und nicht an hölzerne und ſteinerne Kopfkiſſen gewöhnt ſeien, unmöglich wäre; er könne uns ja ſo viel Mannſchaft mitgeben, als er wolle, ſo daß er ganz ſicher wäre, daß wir auch nicht den allergeringſten Verkehr mit der Türkei pflegten. „Nein,“ ſagte er, „es ginge nicht, wir müßten hier übernachten, er könne die Sache nicht auf ſich nehmen.“ Der Hinblick

auf die verſchiedenen zarten Weſen, die wir im Boote hatten, gab unſerer Beredſamkeit einen neuen Schwung; aber dieſer eigenſinnige Corporal war für dergleichen chevalereske Gefühle unempfänglich, und wenn unſer Schiff ſtatt mit Kindern und Damen auch mit lauter Marzipan beladen geweſen wäre, wir hätten bleiben müſſen.

Er hatte nur 6 Mann, und jeder von ihnen, glaube ich, nur 6 Patronen. Wir hätten, da wir unſer dreißig waren, alſo auch dieſen Poſten wohl überrumpeln und entwaffnen können. Aber wozu hätte es genützt? Einer oder der Andere hätte doch vielleicht ſeine Flinte auf uns abgeſchoſſen und die benachbarten Poſten um Hülfe angerufen. Dieſe hätten ſich ſogleich unter einander Zeichen gegeben. Die Todesſtille, die im Donauthale herrſchte, hätte ſich in einen Lärm ſonder Gleichen verwandelt, den das Echo noch vermehrt haben würde. Die Granitſchari wären zuſammengelaufen und hätten, wenn wir uns nicht als Gefangene ergeben, unſer Boot in den Grund gebohrt. Hier und da wären die Gränzen des öſterreichiſchen Gebiets dadurch entblößt worden, türkiſche Räuber oder ſerbiſche Salzſchmuggler, die auf jede Gelegenheit paſſen, hätten dieſen Augenblick vielleicht benutzt, einen Einfall in das Oeſterreichiſche gemacht und die Monopole der ungariſchen Krone in Schaden gebracht (ich phantaſire nicht, Aehnliches paſſirt hier mitunter). Da wir alſo, ſage ich, nicht den Muth hatten, dieſes Abenteuer zu beſtehen, ſo begnügten wir uns mit demjenigen Anſtrich von Abenteuerlichkeit, den unſere Reiſe in den letzten Stunden der

Dämmerung bereits gewonnen hatte, und überantworteten uns als Gefangene dem Corporalsposten Nr. 13 des walachiſch-illyriſchen Gränz-Regiments.

Der Poſten hieß Plawiſchewitza von einem benachbarten walachiſchen Gränzdorfe gleiches Namens. Dieſes weitläufige Dorf iſt durchweg und ausſchließlich von walachiſchen Bauern bewohnt, und ich will hier nachholen, was ich bisher noch nicht ausdrücklich geſagt, ſondern nur angedeutet habe, daß wir nämlich ſeit dem oben bezeichneten Anfange des Gebirgspaſſes bei Ujpalanka zur Linken das Gebiet eines neuen großen Volkes erreicht hatten, eben der Walachen oder Romanen oder Rumunier. Dieſe Nation bildet nicht nur in der Walachei bis an die Donau, in der Moldau, in Beſſarabien, in der Bukowina bis an den Dnieſtr und in ganz Siebenbürgen die Grundbevölkerung des Landes, ſondern daſſelbe thut ſie auch in demjenigen Theile von Ungarn, der ſich noch als ein gebirgiges Vorland rund um Siebenbürgens Hochgebirge herumzieht. Nur da erſt, wo die ungariſchen Ebenen anfangen, hören die Walachen auf, und die Ungarn und andere Nationen beginnen. Das walachiſch-illyriſche Regiment iſt hier freilich erſt ſeit 1774 errichtet worden; aber es iſt dieß nicht ſo zu nehmen, als ob deſſen Beſtandtheile, die walachiſchen Gränzer, hier damals erſt alle angeſiedelt wären. Es ſiedeln vielmehr dieſelben hier ſchon ſeit undenklichen Zeiten in ihren uralten Dörfern; ſie wurden nur erſt im Jahre 1774 in den Gränzbezirk gezogen und zu Gränzſoldaten erklärt. Die Donau, auf der wir fuhren, war alſo

zugleich auch die Völkerſcheide zweier weitverbreiteter Nationen, der Dako=Romanen, die von hier nach Oſten in einem ziemlich arrondirten Länderkreiſe von mehr als 80 Meilen im Durchmeſſer und über 5000 Quadrat=meilen Landes ſich ausdehnen, und der Serbier, die ebenfalls von hier aus tief nach Süden überall ſiedeln. Zwiſchen Slaven (Serben und Bulgaren) und Walachen überhaupt bildet die Donau ungefähr auf 100 Meilen Länge die Gränzſcheide.

In das Gebiet dieſer Leute, einer der uncultivirteſten und auf der niedrigſten Stufe ſtehenden und doch einer der größeren Nationen Europa's (alle Rumänier zuſammen mögen leicht mehr als 8 Millionen Seelen ausmachen), gingen wir nun alſo landeinwärts (das Dorf lag ein wenig abſeits), um ein erträgliches Nachtlager für unſere zarten Reiſegefährten, die nun gewiſſermaßen unſere Schützlinge geworden waren, ausfindig zu machen. Wir durchſuchten das ganze Dorf; aber wir fanden nichts als ärmliche Behauſungen, ein kaiſerliches Militärhaus ausgenommen, welches aber verſchloſſen war. Das Wirthshaus war nur auf den Beſuch von Gränzſoldaten eingerichtet.

Endlich kamen wir auf den Einfall, bei dem Prieſter des Dorfes, dem Popen, einzuſprechen. Sollte nicht dieſer Mann Gottes auch ein Mann des Mitleids ſein? Herrlicher Einfall! dachten wir, wo kann eine Mutter mit ihren Kindern beſſer aufgehoben ſein als bei einem Prediger? Wir pochten an. Ein rieſiger Mann trat hervor, mit langem Barte, mit noch längerem Haupthaare,

mit finſterem Angeſichte, in ein grobleinenes Hemd und dergleichen Hoſen gekleidet, Alles von einem Gürtel zuſammengehalten und darüber einen abgetragenen Kaftan geworfen. Ich erſchrak und will nicht ſagen, für was ich dieſen Mann hielt, damit man nicht etwa glaube, daß ich übertreibe. Wir redeten ihn auf Deutſch an (weil doch ſelbſt der Corporal etwas deutſch redete); aber der Pope wußte nur zwei Worte zu ſagen, und dieſe lauteten für uns nicht erfreulich, nämlich: „Nik's Wirthshaus! nik's Wirthshaus!“ Wir fingen darauf an, ruſſiſch zu reden und ihm Vorſtellungen über die Hülfloſigkeit unſerer Lage zu machen; da er ſerbiſch ſprach, ſo klangen ihm dieſe Töne nun heimathlicher, und vielleicht verdanken wir es ihnen, daß wir ſein Herz erweichten und ihn bewogen, ſein Zimmer (er hatte nur eins, und zwar ein kleines viereckiges Loch) und zwei Bettſtellen gegen gutes Geld, das ihm verſprochen wurde, herzugeben, dazu einen Tiſch zu bringen und etwas Milch herbeizuſchaffen.

Unſere Damen, die indeß bisher noch immer auf dem Waſſer unter dem Dache unſeres Tünder geduldig gewartet hatten, wurden nun mit den kleinen Kindern, deren Jeder von uns eines auf den Arm nahm, herbeigeholt, und dieſe kleine eigenthümliche Karawane armer öſterreichiſcher Contumaz-Gefangener zog nun bei dem walachiſchen Popen ein.

Ich werde nie die hübſchen, kleinen, abenteuerlichen Scenen dieſes Abends vergeſſen; doch ſind ſie für den Leſer weniger intereſſant. Genug, das kleine Zimmer

wurde von den Damen eingenommen. Der Prieſter, ſeine Ehehälfte, eine Frau, die beinahe ſo gut ausſah wie eine ärmliche Bauersfrau bei uns, und ſeine Kinder ſchliefen in der Aſche neben dem Feuer und neben dem Mamaliga=Keſſel, der darüber hing, und Herr . . . . . chi, unſer verdienter Raguſaner, machte ſich mit ſeinem Mantel und einigen anderen nicht allzuharten Dingen, deren er habhaft werden konnte, ſein Lager vor der Thür des Hauſes zurecht, um daſelbſt als Schildwache zu liegen. Wir unſererſeits, d. h. mein Freund, der Franzoſe, und ich, gingen an's Ufer der Donau zurück, um wieder als Wachen bei unſeren Effecten zu ſchlafen.

Hier ſah es ſehr pittoresk aus; denn erſtlich fanden wir zwei mit vier kleinen walachiſchen Pferden beſpannte Bauerwagen, mit denen unſere walachiſchen Bojaren, die an Abenteuern kein Vergnügen fanden, noch dieſe Nacht die 7 Stunden nach Orſowa fahren wollten, was ſie denn auch thaten. Dann lagen dicht am Geſtade, im Uferſande zerſtreut, zuſammen ſchwatzend, rauchend oder ſchlafend und in ihre Pelze gekauert, unſere türkiſchen Juden, Serbier und die anderen Leute. Einige hatten ſich auch auf den Bänken und den Kiſten unſeres Schiffchens ausgebreitet und blickten in den Himmel hinein.

Das Häuschen des Gränzpoſtens ſtand nicht weit davon auf dem höheren Uferrande. Es hatte zwei Abtheilungen, eine kleine für das Feuer und eine größere als Schlaf=raum mit Strohlagern. Vor dem Hauſe, unter dem Dache ſtanden die Gewehre. Es waren 6 oder 7 Mann

auf dem Poſten. In ihrer Kleidung ſpiegelte ſich ſchon ihre politiſche Verfaſſung ab, denn ſie war halb militäriſch, halb bäueriſch. Ueber ihre gewöhnlichen Bauernkittel hatten ſie an einem ledernen Riemen die Patrontaſche geworfen. In leinene oder wollene Lappen waren ihre Beine eingewickelt, und darüber an den Füßen ſaßen die „Opintſchen,“ diejenigen rohen, mit Schnüren befeſtigten Sandalen, auf denen faſt alle öſtlichen ſlaviſchen oder nicht ſlaviſchen Völker die Oberfläche dieſes Sterns betreten. Eine gewöhnliche Mütze bedeckte ihr Haupt. Ein Meſſer hatten die meiſten im Gürtel ſtecken, und derjenige, welcher die Wache hatte, ging, das rohe, lange Gewehr in ſtumpfem Winkel auf der Schulter, nicht eben in einem ſehr eleganten Paradeſchritt vor der Tſchardake auf und nieder. So gut die Gränzer den Cordonsdienſt und das Kriegshandwerk verſtehen, ſo ſchlecht nehmen ſie ſich auf dem Paradeplatze aus, — eine wahre „rusticorum mascula militum proles.“

Alle Gränzer werden jetzt in der deutſchen Sprache unterrichtet. Die meiſten vergeſſen das Gelernte freilich wohl ſpäter im Leben wieder, bis auf das, was ſie gerade des Dienſtes wegen behalten müſſen und täglich fort üben. Die Unteroffiziere aber ſprechen in der Regel deutſch, und wir konnten uns auch mit dem unſrigen, einem hübſchen Manne von etwa 30 Jahren, ziemlich gut unterhalten. Wir ſetzten uns mit den Müſſigen an's Feuer, bei welchem der Corporal freilich am wenigſten Ruhe hatte; denn beſtändige Beſorgniß, ſeinen Dienſt pünctlich und pflichtgetreu zu

erfüllen, ſchien ſein Antlitz zu umſchweben, und es ereignete ſich faſt alle Augenblicke etwas, was ſeine Aufmerkſamkeit und Thätigkeit in Anſpruch nahm. Die ganze Verantwortlichkeit für die Sicherheit einer halben Meile öſterreichiſcher Gränze laſtete auf ihm, und man ſah ſeinen ſorgenvollen Mienen an, daß es ſich hier nicht um Kleinigkeiten handelte.

Wir waren erſtaunlich hungrig und durſtig und fragten die Leute, ob ſie nicht ein wenig Brot (der Franzoſe wollte ſogar Weißbrot haben), etwa einen getrockneten Fiſch, ein Glas Milch oder doch ein Stück Speck und ein Gläschen Landwein oder doch Raki (dieß iſt der Liqueur der Gränzer, auch Sliwowitz genannt) uns vorzuſetzen hätten. Sie zuckten bei allen dieſen ſchönen Namen die Achſeln und ſagten, ſie hätten platterdings gar nichts von dem Allen. Zwei von ihnen hätten wohl etwas Speck bei'm Beziehen der Wache mitgebracht, aber dieſer ſei nun verzehrt. Ihr einziges Getränk ſei Donauwaſſer, und davon wollten ſie uns reichlich holen. Raki bekämen ſie nur zu Hauſe zuweilen, und Brot hätten ſie auch nicht; wenn es uns aber recht wäre, ſo wollten ſie uns „Mamaliga“ kochen. Auch hätten ſie noch einige Reſte getrockneten „Malai's“ (Kukuruzbrotes), die ſie mit uns theilen wollten, da ſie es ohnedieß nicht mehr brauchten, denn ſie würden dieſe Nacht vom Poſten abgelöſt.

Es wurde nun ein großes Feuer angemacht, Kukuruzmehl und Waſſer in den Keſſel gethan, und der dicke Mamaliga-Brei war bald fertig. Einer der

Soldaten brachte in einem hölzernen Löffel etwas Salz herbei und ein anderer auf Papier ein wenig zerriebenen Schafkäſe. Dieſen ließen wir ungenoſſen. Die Mamaliga wollte uns auch nicht recht munden, der Franzoſe meinte bei'm erſten Biſſen, es hätte ihm ſchon ſeinen Schlund auf ewig verklebt. Das Donauwaſſer iſt bei Tage etwas trübe, im Mondſcheine aber merkt man dieß weniger, und da der Malai ſo trocken wie der Sand Arabiens war, ſo mußte die Donau durchaus nachhelfen. „O Mamaliga, o Malai! Ach du ſchöne Walachei!" fingen wir da an zu ſeufzen, mit demjenigen Reime, welchen die Deutſchen, die in den hieſigen Gegenden wohnen, auf die Walachei gemacht haben, und mit Recht gemacht haben; denn Mamaliga und Malai giebt es von hier bis zum Dnieſtr und ſchwarzen Meere ſo viel als Luft. Die ganze walachiſche Nation iſt ſo ſehr in dieſes Eſſen verliebt, daß ſie unter türkiſchem, ruſſiſchem und öſterreichiſchem Scepter, im Militare wie im Provinciale mit einer merkwürdigen Ausdauer daran feſtgehalten und ſich kein anderes Backwerk oder Brot angewöhnt hat.

Wir ſaßen noch um das Feuer herum, einige der Soldaten waren dabei mit dem Schnitzen von „Furka's" (Spinnrocken), die ſie den Bauermädchen um einige Kreuzer zu verkaufen pflegen, beſchäftigt, als auf einmal der Ruf der Schildwache erſcholl. „Halt, wer da?!" rief ſie laut mit dem eigenthümlichen walachiſchen Accente des Deutſchen in's Freie hinaus. Es war ein Bote, der einen Brief brachte. Der Corporal ſpedirte denſelben ſogleich nach angehörtem Rapport

durch einen der Seinigen weiter, der ſogleich über Stock und Block in's Finſtere hinaus marſchirte.

Es dauerte nicht lange, ſo ſchrie die Schildwache wiederum in's Freie hinaus. „Gut Freund!" hieß es von der anderen Seite. Es war eine Patrouille, wie ſie die Hauptleute des Cordons ausſchicken, um die einzelnen Wachen wieder zu überwachen und in Spannung zu erhalten. Zuweilen machen auch dieſe Hauptleute ſelbſt die Runde von einem Poſten zum anderen, ohne ſich vorher anmelden zu laſſen.

Noch einmal rief die unermüdliche Wache und bekam wieder freundliche Antwort. Es war der neue Poſten, der den alten abzulöſen kam, — 6 oder 7 Mann, die mit Waffen und mit Mundvorrath für 7 Tage, — denn ſo lange dauert hier die Zeit eines Wachdienſtes, — im ganzen Jahre ſteht ein Soldat durchſchnittlich etwa 90 Tage im Cordon auf Wache — beladen herankamen. Ein jeder von ihnen hatte außer einer Patrontaſche noch einen Sack aus Schaffellen mit 7 Ocka Kukuruzmehl, die er von ſeinem Wirthe empfangen. Nur einige hatten dabei auch ein kleineres Säckchen mit einem Ocka zerriebener Brinſe (Schafkäſe), und einige waren ſogar ohne Salz, wie ſie uns wenigſtens verſicherten. Das Salz iſt hier in der Militärgränze ſehr koſtbar, während an der gegenüber liegenden türkiſchen Seite ganze Schiffsladungen ſchönen walachiſchen Bergſalzes in dicken, grünen Kryſtallſtücken vorübergehen. Die Gränzer ſehen dieſe Kryſtalle mit ſehr lüſternen Augen an, wie Kinder den Kandiszucker, und obgleich

ſie ſich ſelber als pflichtgetreue Soldaten in der Regel des Salzſchmuggelns enthalten, ſo giebt es doch manche Leute, durch deren Vermittelung ihnen zuweilen etwas davon zukommt.

Die Leute kamen ſehr weit her und waren ſchon am Morgen früh ausgegangen; denn das Gebiet des walachiſch-illyriſchen Regiments erſtreckt ſich weiter in's Innere des Landes als das der anderen Regimenter. Sie waren daher erſtaunlich müde und legten ſich ſofort auf den Boden neben der Tſchardake nieder und ſchliefen, indem ſie ſich in ihre dicken, braunen Gunjaz (Mäntel mit Kapuzen), welche ſie auf ihre Torniſter geworfen hatten, einhüllten, augenblicklich ein. In meinem Leben ſah ich (Zigeuner-Niederlaſſungen ausgenommen) kein einfacheres Arrangement für ein Hauſen von 7 Tagen. Nur einzig und allein für ihre Waffen ſchienen ſie Sorgfalt zu haben. Wir fragten ſie, warum ſie nicht lieber drinnen in der Tſchardake ſchliefen. Sie antworteten, dieſelbe ſei voll von Mäuſen und anderem Gethier, und wenn es das Wetter nur einigermaßen erlaube, zögen ſie es immer vor, draußen zu liegen.

Es iſt in der That unglaublich, welchen Entbehrungen und Strapazen blos die ganz gewöhnlichen Geſchäfte ihres Lebens dieſe harten und muthigen Gränzſoldaten unterwerfen. Es ruhte der tiefſte Frieden auf dem türkiſchen Ufer, es war die romantiſcheſte, ſchönſte und mildeſte Nacht von der Welt, und doch hätten wir um keinen Preis zwei ſolcher romantiſchen Nächte auf dieſe Weiſe verbringen mögen. Nun gar, wenn ſchlechtes

Wetter eintritt, wenn die Wege ungangbar werden, wenn blos die Gewehre blank und in gutem Stande zu erhalten unſägliche Mühe koſtet, wenn dann am Ende gar plötzlich ein innerer Alarm in der Gränze geſchlagen wird, wenn die Alarmſtangen auf die Häuschen der Compagniechefs ausgeſteckt werden und das Pelotonfeuer der Signalſchüſſe am Ufer hinſpielt, wenn ein „Räubertrieb" angeſagt wird, wenn man ſich acht Tage lang mit Banditen herumſchlagen muß, um dabei ſein Peculium castrense (ſein eigenes Vermögen) um einige erbärmliche, den Räubern abgenommene Patronen, Stiefeln oder Dolmans zu vermehren, dann — ja dann ach! — iſt der Gränzer ſo eigentlich recht in ſeinem Elemente; dann ſingt er ſeine kriegeriſchen Volkslieder, dann lobt er den Kaiſer von Oeſterreich und den Krieg, der ihm zehn Mal lieber iſt als der Frieden; denn dieſe Leute haben ſich ſeit Jahrhunderten und ſeit Kindesbeinen an mit allen denkbaren Strapazen der Welt ſo vertraut gemacht, haben ſich dabei an das Eigenthümliche ihres Lebens ſo gewöhnt, daß das, was uns die größte Entbehrung ſcheint, ihnen etwas Alltägliches iſt, und das, was uns wie Plage vorkommt, ihnen Freude macht.

„Extinse fuoco!" „das Feuer iſt ausgelöſcht," ſagte einer der Soldaten, indem er die Aſche zuſammenwarf und ſich dann in den Kleidern, in welchen er ſich ſchon ſeit ſieben Tagen befand, zum Schlafen niederlegte. Merkwürdig war mir der belebende Eindruck, den die verwandten lateiniſchen Klänge auf meinen Franzoſen machten. Er wollte es ſich von mir nicht ausreden laſſen,

daß das nicht ein „jargon“ des Franzöſiſchen wäre, und ſann darüber nach, auf welchem Eroberungszuge hier wohl Franzoſen ſtecken geblieben und ſo verwildert ſein möchten. Drei ſeiner Leute hatte der Corporal am Ende ſchon in Patrouillen verſchickt, der vierte ging beſtändig wach und munter vor der Tſchardake auf und nieder, indem er zuweilen nach dem ſerbiſchen Ufer hinüber blickte, zuweilen einen Punct auf der Donau ſcharf viſirte, zuweilen ſein Gewehr anzog, ſtehen blieb und einen lauten Ruf in die benachbarten Gebüſche hinaus erſchallen ließ.

Wir ſetzten uns nach unſerem Mamaligaſchmauſe und Donauwaſſertrinkgelage hinaus in’s Freie, an den Rand des Abhanges zum Flußgeſtade hin, und unſer Corporal ſetzte ſich zu uns, ſeinen knotigen Corporalſtab unaufhörlich in der Hand haltend. Der Corporal an der Militärgränze iſt ein König, der ſein Scepter nie aus der Hand legt. Man kann bei dieſen Königen durch gar nichts auf der Welt in höhere Gnade kommen, als wenn man ihnen ein Pfeifchen Taback bietet, und wir boten dieß dem unſrigen. Uns gegenüber lag die ganze ſerbiſche Seite bis zur höchſten Spitze ihrer Berge wie ein offenes Buch da.

„Wir haben jetzt ſeit einiger Zeit immer Frieden mit den Serbiern,“ ſagte der Corporal, „unter Fürſt Miloſch beſonders war die Ordnung dort immer gut. Seitdem der Neue heraus iſt, haben wir aber unſere Wachſamkeit wieder etwas verſtärkt, und man weiß nun noch nicht, wie es für die Zukunft werden wird. Aber

ſo groß wie bei uns iſt die Sicherheit dort doch nicht, denn ſelbſt die Beamten des Fürſten müſſen immer bewaffnet reiſen.

Wir konnten hier und da von der ſerbiſchen Seite die Hunde bellen hören, die einzigen Stimmen, die wir aus jenem Reiche vernahmen. Das Brummen der Bären, die in den „drübigen“ Wäldern ſpazirten, vernahmen wir nicht, ſo ſehr wir danach lauſchten, denn der Hund hat das Vorrecht, den Bären zu überſchreien und, wenn dieſer kommt, vor ihm Reißaus zu nehmen. Die Feuer der ſerbiſchen Kukuruzfelderwächter loderten hier und da hell aus den dunklen Gebüſchen hervor. „Da drinnen ſtecken genug wilde Thiere,“ ſagte der Corporal, „Wölfe und Bären. Wir haben ihrer auch, aber weniger. Dafür haben ſie aber auch mehre nützliche Thiere, z. B. Hirſche und Rehe, in großer Menge. Vorigen Winter haben's 300 Hirſche und Rehe mit Prügeln und Steckerln auf'm Schnee terſchlagen. Die Bären kommen von der drübigen Seite nicht ſelten zu uns herüberg'ſchwommen. Auch auf ſie müſſen unſere Schildwachen Acht haben.“

Man ſieht, wie vielſeitig die Arbeit iſt, eine Culturgränze gegen eine barbariſche ſchützend zu bewachen. Die 6000 Paar Ohren und Augen, die Tag und Nacht, Jahr aus, Jahr ein an den Ufern der Donau und der Sau hin die ganzen, 200 Meilen langen Berg- und Thälerreihen der Türkei bewachen, müſſen in der That auf das Höchſte geſpitzt und geſchärft ſein und gehören ohne Zweifel zu den beßten Ohren und Augen in Europa.

Wir waren jetzt in „der erſten Periode.“ Wenn der Cordon aber bei dringender Gefahr in die „zweite“ und „dritte Periode“ tritt, ſo ſtehen 8000 bis 12,000 Mann auf Wache. Uebrigens beträgt die ganze Summe der dienſtfähigen Mannſchaft in der Gränze für gewöhnlich 60,000 Mann, die ſich auf die beſagte Weiſe wechſelſeitig ablöſen. Im Nothfalle aber kann die ganze Gränze auch über 100,000 Mann aufbringen.

„Ich bin als Deutſcher ſtolz auf dieſes merkwürdige Inſtitut der Militärgränze,“ ſagte ich zu meinem Franzoſen gewendet, „denn es iſt eine der großartigſten Anſtalten und Erfindungen, die dem deutſchen Geiſte zum Frommen der Cultur der hier wohnenden Völker und dann auch zum Frommen der Cultur ganz Europa's gelungen ſind.“

„Comment ça? vous êtes fier, je n'en comprends rien. Je ne sais, ni comment, ni pourquoi.“ Dieſe Redensart: „je ne sais, ni comment, ni pourquoi,“ hatte ſich mein Reiſegefährte ſo angewöhnt, daß er ſie bei jeder Gelegenheit anbrachte. Er kam unmittelbar per Dampf aus Paris in dieſe entlegenen Erdgegenden und hatte ſein ganzes bisheriges Leben in jenem Mittelpuncte der europäiſchen Cultur zugebracht, war daher ziemlich unwiſſend. Als ich daher auf das politiſche und hiſtoriſche Intereſſe der Militärgränze zu ſprechen kam, brach er das Geſpräch ſchnell ab und überließ ſich einige Stunden dem ſüßen Schlafe, ich aber, da ich nicht ſo glücklich wie er geweſen war, einen ungezieferfreien Kotzen (Schaffell) zu finden, gab mich meinen

Betrachtungen über die politiſche Bedeutung der Militärgränze

hin, die mir vornehmlich in dreierlei Beziehungen von allerhöchſtem Intereſſe zu ſein ſchien, nämlich

1) in Beziehung auf Deutſchland, als ein deutſches Inſtitut,

2) in Beziehung auf die innerhalb ihrer Gränzen wohnenden Völker, als eine Bildungsſchule derſelben, und

3) in Beziehung auf Europa, als eine Schutzmauer ſeiner Cultur gegen die türkiſche Barbarei.

Die allererſte Entſtehung der Militärgränze liegt freilich noch im Dunkel, und ſelbſt die öſterreichiſche Regierung hat, wie Hietzinger ſagt, darüber noch nicht in's Reine kommen können, welches denn eigentlich derjenige Bezirk ſei, der überhaupt in dieſen Gegenden zuerſt militäriſch beſetzt wurde, und welches der erſte Keim dieſes jetzt auf 200 Meilen Länge ſich ausdehnenden militäriſchen Staates ſei. Man citirt freilich einige frühere ungariſche Könige, die mehre wüſte Striche an der türkiſchen Gränze mit militäriſchen Anſiedlern

bevölkerten. Allein ihre Bemühungen waren nicht dauernd und nachhaltig, denn es ging in der Türkenzeit ſelbſt dieſer erſte Anfang ſpurlos wieder unter.

Die öſterreichiſche Militärgränze, wie ſie jetzt exiſtirt, muß ganz als ein Werk der deutſchen und zunächſt der öſterreichiſchen Fürſten betrachtet werden; denn die eigentliche Wurzel des ganzen langen Baumes, der im Süden Kroatien, Slavonien, Ungarn und Siebenbürgen umrankt, liegt in der ſüdöſtlichen Ecke von Deutſchland, in der Nähe des adriatiſchen Meeres und ſchließt ſich zunächſt an Steiermark, Kärnthen und Krain an.

Sowie man den ganzen öſterreichiſchen Staat gewiſſermaßen als eine durch andauernde Einwanderung und Coloniſation und durch beſtändige Kriegsunternehmungen fortgeſetzte Ausbildung der von Carl dem Großen geſtifteten Markgrafſchaft an der Donau anſehen kann, ſo läßt ſich auch die Militärgränze gewiſſermaßen als eine fortgeſetzte Ausdehnung der deutſchen Marken im Steier- und Kärnthnerlande betrachten, obgleich dieſe Ausdehnung erſt in einer viel ſpäteren Zeit, unter veränderten Umſtänden und zum Theil auch mit ganz verſchiedenen Mitteln geſchah.

Die Stiftung und Entwickelung der Gränze begann ſofort mit dem Untergange des ungariſchen Reichs in der Schlacht von Mohacz (1526), mit dem Uebergange der ungariſchen Krone auf des deutſchen Kaiſers Haupt und mit dem Anfange des großen, gewaltigen, beinahe zweihundertjährigen Kampfes der Deutſchen mit den Türken um die Oberherrſchaft in dieſen öſtlichen Ländern.

Deutſche Truppen waren es zunächſt, welche der Kaiſer Ferdinand, Carl's V. Bruder, in den an Steiermark und Kärnthen angränzenden Gegenden Kroatiens in Beſatzung legte, um hierin Deutſchland ſowohl als diejenigen Theile Ungarns, welche in ſeinem Beſitze waren, gegen die Einfälle der Türken zu ſchützen. Dieſer ſtehenden Beſatzung deutſcher Truppen wurden ſpäter ſerbiſche, kroatiſche und andere Flüchtlinge, die von der Türkei herüberkamen, als Beiſaſſen (Predawzi) beigegeben, indem man dieſen Leuten das umliegende Land ſchenkte, unter der Bedingung eines beſtändigen Militär- und Wachdienſtes gegen die Türken.

Auf dieſe Weiſe entſtanden denn die mit Soldaten bevölkerten Gränzgebiete bei Steiermark in Kroatien und im Lande der Winden, deren Obercapitaine einſtweilen noch in der Nähe von Steiermark, an welches Land ſie ſich, wie geſagt, zunächſt anſchloſſen, zu reſidiren pflegten. Unter den Nachfolgern Ferdinand's wurden, ganz nach den Vorbildern des neunten und zehnten Jahrhunderts, dieſe Striche in eine Markgrafſchaft vereinigt und unter dem Namen „des einzigen und immerwährenden Generalats" der windiſchen und kroatiſchen Gränzen conſtituirt, zu deſſen Unterhaltung die deutſche Reichshülfe und die Beiträge der innerößterreichiſchen Stände verwandt wurden.

Dieſes Generalat iſt eigentlich als die Hauptbaſis anzuſehen, auf welcher ſpäter ganz in der Weiſe des erſten Anfangs das Gebäude weiter fortgebaut wurde. Je mehr die Rückeroberungen Oeſterreichs gegen die Tür-

ken auf ungariſchem Boden ſich ausdehnten, deſto mehr wurden auch die Gränzmarken des Landes ausgedehnt. Je mehr ſich die chriſtliche, öſterreichiſche Macht, die anfangs ſogar noch in ihrem Herzen von der rauhen Hand der Türken angegriffen wurde, conſolidirte, deſto mehr gequälte chriſtliche Unterthanen der Mahomedaner flohen auch ſchutzſuchend auf die öſterreichiſche Gränze hinüber. Alle dieſe Flüchtlinge, Uskoken, Kroaten, Albaneſen, Macedonier, Serbier, Walachen, wurden auf der öſterreichiſchen Seite freundlich aufgenommen, auf ähnliche Weiſe, wie die früheren, mit wüſten Landſtrichen belehnt und zur Vertheidigung der Gränze angeſiedelt. So entſtand an der Unna hin die „Banatgränze,“ dann an der Sau die „ſlavoniſche Gränze.“

Wie der Untergang Ungarns, der Sieg der Türken bei Mohacz, der erſte Anlaß zur Stiftung der Gränze war, ſo waren die Siege der Oeſterreicher über die Ungarn und Türken am Ende des ſiebenzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die hauptſächlichſte Veranlaſſung der Ausdehnung des Gränzgebietes nach Oſten. An der Theiß und der Maros hin wurde die lebendige Mauer gegen das osmaniſche Reich weiter fortgeſetzt. Als endlich auch das Banat erobert wurde, ſtiftete man die Banater Gränzlande, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, während die weiter rückwärts liegende Gränze an der Maros aufgehoben werden konnte. Immer mehr und mehr Völker enrolirte Oeſterreich nach Oſten hin unter ſein Gränzbanner, und endlich wurde auch der alleröſtlichſte Zweig,

die Gränze, welche ſich rund um Siebenbürgen herumſchlingt, conſtituirt. Dieß geſchah in den Jahren 1764 bis 1766, und ſomit hatte denn in dieſen Jahren die Militärgränze ihre größte Ausdehnung erreicht, umſchlang mit ſchützendem Arme die ganzen ſüdlichen Landſchaften der öſterreichiſchen Monarchie und bildete eine, vom adriatiſchen Meere an bis zu den Quellen des Dnieſtrgebiets fortlaufende Mauer gegen die ganze Ausdehnung der Türkei.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes Inſtitut jetzt in ſeinem Culminationspuncte ſteht, und daß ſpätere Geſchichtſchreiber einmal wieder über das allmählige Abſterben dieſes Baumes werden zu berichten haben; denn da die türkiſche Barbarei ſich immer weiter und weiter von der öſterreichiſchen Gränze zurückzieht, ſo wird am Ende, wenn auch in den benachbarten Provinzen ſich mehr Licht und Civiliſation verbreitet, dieſe lebendige Mauer gegen die Barbaren überflüſſig werden.

Einſtweilen aber iſt ſie dieß noch keinesweges. Vielmehr könnte man viele Umſtände geltend machen, welche gerade auch jetzt wieder die Militärgränze äußerſt wichtig erſcheinen laſſen. Die Auflöſung, in welcher ſich das türkiſche Reich befindet, wird hier noch viele Kämpfe und Exploſionen herbeiführen, denn die große orientaliſche Frage ſetzt hier hinter jedes Ländchen ein kleines Fragezeichen. Und alle dieſe in Frage ſtehenden Landſchaften beſtändig und gut zu überwachen muß für Oeſterreich vom größten Intereſſe ſein.

Dazu kommt, daß die ganze Militärgränze zwei

Seiten hat, eine nach der Türkei und eine nach Ungarn hin. Auch dieſes Land taucht zum Theil tief in die orientaliſche Frage hinein, zum Theil aber auch nimmt es an der Entwickelung des geiſtigen und politiſchen Lebens in Weſteuropa lebendigen Antheil. Die Aufregungen in Ungarn waren von jeher zu plötzlichen Exploſionen geneigt. Auch in Bezug auf dieſes Land ſind alſo die treuen Gränzer von der größten Wichtigkeit, und dieſe ihre Bedeutſamkeit und Wirkſamkeit nach Norden hin trat ſchon vom Anbeginn der Gränze hervor. Denn der Kampf Oeſterreichs gegen die Türken war zugleich auch ein Kampf gegen die ungariſchen Malcontenten, welche es oft mit den Türken hielten. Gegen die Zapolya's, gegen Rakotzy u. ſ. w. leiſteten die Gränzer die nützlichſten Dienſte.

Wenn daher die Türken auf der einen Seite die Militärgränze, deren Gewehre und Piſtolen beſtändig drohend auf ſie gerichtet ſind, von Haus aus haſſen und anfeinden, ſo ſind auf der anderen Seite aber auch die Ungarn ihr nichts weniger als günſtig geſinnt. Es giebt viele unter ihnen, die die ganze Gränzverfaſſung über den Haufen werfen möchten, und alle wollen das Gebiet der Gränze als ein zum Königreiche Ungarn gehöriges und dem Reichstage, nicht aber dem kaiſerlichen Hofkriegsrathe unterworfenes Land betrachtet wiſſen.

Aber wie ein ſchmaler, trockener Damm zum Heile Ungarns gegen äußere wie gegen innere Feinde erſtreckt ſich die Gränze mitten zwiſchen der Türkei und Ungarn hin.

Die Oeſterreicher hören daher auch, wenn ſie gleich ſeit 80 Jahren das äußerſte Gebiet der Gränze als abgeſchloſſen betrachten, keineswegs auf, die innere Entwickelung derſelben immer mehr zu fördern und die lebendige Mauer ſtärker zu befeſtigen.

Dieſe innere Entwickelung der Gränze iſt bis auf die neueſten Zeiten herab nun ebenſo langſam, darum aber auch um ſo zweckmäßiger fortgeſchritten, wie die äußere. Die deutſchen Kaiſer Ferdinand I., Ferdinand II. und Ferdinand III. verliehen freilich den Gränzern manche Privilegien, Abgabenfreiheit und dergleichen, doch ließen die großen Kämpfe des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts, die Zeit des Steigens und der Conſolidirung der öſterreichiſchen Monarchie, nicht an eine förmliche Organiſation und zweckmäßige Tendenz in der Verwaltung der Gränzbezirke denken. Maria Thereſia und Joſeph II. machten einen Verſuch zu dieſer zweckmäßigen Organiſation. Aber erſt der verſtorbene Kaiſer Franz II. brachte im Jahre 1807 diejenige vollkommen entwickelte und ſehr verſtändig auf die Sitten, Gebräuche, den bisherigen Zuſtand und die Culturſtufe der Gränzvölker gegründete und dem Zwecke des ganzen Inſtituts entſprechende Verfaſſung zu Stande, deren Beſtimmungen noch bis auf den heutigen Tag der häuslichen Einrichtung, dem Gerichts- und Abgabenweſen, der Rekrutenaushebung, dem Militärdienſte, dem Schul- und Straßenweſen dieſer Länder zum Grunde liegen.

Die ſinnig deutſche Verfahrungsweiſe des öſterreichiſchen Gouvernements iſt hierbei ſo langſam, ſo vor-

ſichtig und ſo den Umſtänden und Volksgewohnheiten gemäß zu Werke gegangen, daß man auch dieſe innere Organiſation mithin als eine Frucht deutſcher Arbeit bezeichnen kann.

Daß in Bezug auf die innerhalb der Militärgränze wohnenden Völker dieſe Organiſation gewiß eine große Wohlthat iſt, kann keinem Beobachter entgehen, der, wenn auch nur wenige Male, aus dem Gebiete dieſes Culturſtrichs auf die türkiſche Seite oder auf die ungariſche hinüberging und Vergleichungen anſtellte.

In der ganzen Militärgränze iſt vor allen Dingen die perſönliche Sicherheit der Einwohner beſſer feſtgeſtellt als in den meiſten Theilen der Nachbarſchaft, z. B., um von der Türkei ganz zu ſchweigen, in den benachbarten ungariſchen Comitaten. Es paſſiren im Inneren der Militärgränze, die Anfälle von Seiten der Türken, die in Bosnien und Kroatien am häufigſten vorkommen, abgerechnet, wenige oder keine Räubereien, und man reiſt hier faſt ebenſo ſicher wie in einer deutſchen Provinz.

Das Leben geſichert zu wiſſen, iſt die erſte Bedingung einer vernünftigen bürgerlichen Exiſtenz. Die zweite iſt die Sicherung des dinglichen Rechtszuſtandes. Auch hierin, ich meine in Bezug auf das Gerichts- und Proceßweſen, hat die Militärgränze unendliche Vorzüge vor dem benachbarten Ungarn, der Türkei hierbei wiederum zu geſchweigen. Die Juſtiz iſt freilich militäriſch, aber ſie iſt unparteiiſcher, was man von der ungariſchen nicht in gleichem Grade behaupten kann.

Für die Moralität und das ſittlich anſtändige Leben der Gränzer wird viel gethan. Sie werden in Bezug auf Mäßigkeit, häuslichen Frieden, pünctliche Pflichterfüllung einer dieſen Leuten wohlthätigen Ueberwachung unterworfen. Dabei darf man nicht glauben, daß dieſe Ueberwachung eine den Menſchen entehrende Leibeigenſchaft herbeiführe. Es ſcheinen vielmehr alle die Höchſten wie die Niedrigſten nur dem militäriſchen und moraliſchen Geſetze unterthan zu ſein. Es begegneten mir mehre Bauern aus Ungarn, die, einer harten Behandlung ihrer Herren zu entgehen, in die Gränze übergetreten waren und ſich dort wohler zu befinden verſicherten, und ich glaube, es möchte deren nicht wenige geben. Man kann alſo annehmen, daß die Gränze ſich von zwei Seiten aus bevölkert habe, erſtlich von der Türkei und dann auch zum Theil von Ungarn her, durch Leute, welche den Schutz des von Oeſterreich hier aufgepflanzten Banners des Geſetzes, der Sicherheit und Ordnung ſuchten.

Auch für das Schulweſen iſt in der Gränze viel von Oeſterreich gethan worden, und wenn auch die Schulen der Militärgränze noch nicht ganz ihrem Zwecke entſprechen, beſonders weil es noch an tüchtigen Lehrern fehlt, und wenn auch ſelbſt nur erſt der ſechste ſchulfähige Knabe wirklich den allen zugedachten Unterricht genießt, ſo war ich doch über das, was ich ſpäter von den daſigen Schulen ſah, mehr im guten als im umgekehrten Sinne erſtaunt. Ja, wenn man den Zuſtand der Schulen auf der rechten Seite der Donau bedenkt, ſo muß man ſich freuen über die Menge von Licht,

die dieſſeits nun ſchon ſeit Joſeph's Zeiten in dieſen dunklen Regionen geſpendet wird.

Nicht weniger angenehm fällt jedem Beſucher die Gränze, ſelbſt wenn er von Ungarn kommt, der gute Zuſtand der Chauſſeen, Brücken und anderweitigen Vorrichtungen zur Beförderung des Verkehrs auf. Die Oeſterreicher haben, wie es ſcheint, etwas von den Römern gelernt, und wohin ſie in ein neues Land kommen, da legen ſie vor Allem gute und ſolide Chauſſeen an. Man kann faſt in der ganzen Militärgränze in der Hauptrichtung auf ſehr guten Wegen fahren, was in Ungarn keineswegs der Fall iſt.

Alle dieſe, wie ich ſage, vom deutſchen Geiſte hier herbeigeführten Verhältniſſe und Umſtände tragen gewiß nicht wenig zum politiſchen Wohle der in der Gränze wohnenden Völkerſchaften bei, und man kann nicht umhin, auf das für die Cultur gewonnene Terrain einen befriedigenden Blick zu werfen, zumal wenn dieſer Blick noch zugleich um zwei Schritt weiter in die türkiſchen Gebiete hineingeht, wo, zur frappanteſten Vergleichung, neben allen öſterreichiſchen Gränzvölkern noch diejenigen Mutter= oder Schweſtervölker wohnen, aus deren Schooße jene hervorgingen, oder von denen ſie ſich doch trennten, indem ſie, ſich von der türkiſchen Herrſchaft losſagend, der Cultur Weſteuropa's ſich anſchloſſen.

Das alte, türkiſche Serbien hat in der Militärgränze ein wahres Neuſerbien geſtiftet, das man mit mehr Recht ſo nennen mag als jenes Neuſerbien im ruſſiſchen Reiche. Die Walachei hat in der Gränze eine

wahre kleine Walachei liegen. Und ebenſo ſteht das türkiſche Kroatien dem öſterreichiſchen Kroatien gegenüber. Es wurden mithin durch die Militärgränze gewiſſermaßen alle jene ehemals türkiſchen Länder in zwei Hälften zerſchnitten, in eine, die den Türken blieb, und in eine andere, die, aus gleichartigen Elementen beſtehend, der erſteren als Wall entgegengeſetzt wurde.

Das Werk, das hier die Oeſterreicher, und mit ihnen alle Deutſchen — denn nur mit Hülfe der in ganz Deutſchland geſammelten Gelder, geworbenen Feldherren und Truppen gelang es den Oeſterreichern, bis in die Militärgränze vorzudringen — gründeten, war zunächſt freilich nur unſerem Deutſchland ſelber zum Vortheile. Zu gleicher Zeit erwarben wir uns dadurch aber auch ein Verdienſt um ganz Europa. Denn nur durch dieſes kräftige und energiſche Inſtitut gelang es, den Türken einen bleibenden Damm zu ſetzen, ihre Macht zu brechen und namentlich die böſe Krankheit, die, von ihnen ausgehend, ſonſt oft ganz Europa durchzog, in feſte Schranken zurückzuweiſen. Die Barbarei kann gewiß nicht weit genug von den Central-Puncten der Civiliſation verbannt werden, und ſelbſt die entfernteſten europäiſchen Länder müſſen es geſpürt haben, als die Oeſterreicher anfingen, die Türkei ſo weit und beſtimmt zurückzuweiſen.

Sollte, wie es höchſt wahrſcheinlich iſt, die Gränze einer immer vollkommneren Civiliſation und Blüthe entgegenſchreiten, ſo mag ſie vielleicht ſpäter, allmählig ihren militäriſchen Charakter verlierend, den jetzt noch dünnen

Stamm bilden, an den ſich andere Landſchaften, das Terrain der Bildung vergrößernd, anſchließen werden, — und ſie mag ſo ähnlich wie die römiſchen Caſtra und Colonieen am Rhein den bedeutungsvollen Samen für ſpätere Culturpflanzen und Blüthen enthalten.

Es iſt wirklich merkwürdig, wie ſich das Blatt der Geſchichte hier an der Donau gewendet hat. Denn ſonſt hatte die Cultur ihre Altäre gerade auf der entgegengeſetzten Seite, und ſo wie jetzt die linke, ſo war damals die rechte Seite von einer ganz ähnlichen Kette militäriſcher Anſiedelungen, die als Vorkämpfer der Civiliſation angeſehen werden konnten, beſetzt. Und ſo wie ſeit der Türkenherrſchaft ſtets kleine und große Schaaren von Flüchtlingen nach Norden flohen, um dort Duldung und Humanität zu ſuchen, ſo flohen ehemals häufig quadiſche und markomanniſche Flüchtlinge zu den Römern, ſo kamen einzelne Partieen der Gothen und anderer Nationen, von anderweitigen barbariſchen Völkern gedrängt, nach Süden gezogen und ließen ſich unter byzantiniſchem Scepter als Gränzwächter nieder.

Alle barbariſchen und nomadiſchen Nationen, bei denen der Staat noch wenig entwickelt iſt, haben den Hang zu räuberiſchen Ueberfällen und zu tumultuariſchen plötzlichen Bewegungen mit einander gemein. Alle cultivirten und geregelten Staaten haben daher das Bedürfniß gefühlt, durch eine ununterbrochene und bewaffnete Gränzwache ihr Gebiet, wo es an ſolche Barbaren ſtößt, zu ſchützen.

Es haben ſich freilich auch die geregelten und ge-

bildeten Staaten unter einander zu fürchten und als präſumtive Feinde zu beobachten. Allein die feindlichen Demonſtrationen eines ausgebildeten Staatsorganismus geſchehen nicht plötzlich und beſtehen nicht in hinterliſtigen und perfiden Ueberfällen, und ſie können auch der Natur eines ſolchen Staates nach ſich nicht auf dieſe Weiſe äußern, denn derſelbe greift in der Regel nicht ohne Gründe, ohne vorhergehende Verhandlungen und Anforderungen zum Schwerte und kann auch das Schwert nicht ziehen ohne umſtändliche Vorbereitungen, durch die dann auch der Gegner wieder ſeinerſeits Gelegenheit zur Vorbereitung gewinnt.

Zwiſchen civiliſirten Staaten unter einander giebt es daher vielleicht wohl Bewachung der Gränze wegen des Verkehrs der Privatperſonen, aber keine Militärgränzen, die gegen Nomaden und regelloſe Barbaren ſo äußerſt nöthig ſind.

Auf dieſelbe Weiſe wie Oeſterreich umgab ſich daher das Römerreich gegen die Deutſchen, Sarmaten, Daken, Gothen u. ſ. w., — ebenſo ſpäter Deutſchland gegen die Slaven, — ebenſo alsdann Polen und Rußland gegen die Tataren, — auf gleiche Weiſe das große aſiatiſche Culturreich, China, gegen die mongoliſchen Nomaden, — ebenſo noch mancher andere Staat gegen andere Barbaren mit ähnlichen, wenn auch anders conſtituirten Militärgränzen.

Die römiſche Militärgränze hatte ohne Zweifel ſowohl in Bezug auf ihren Zweck, als in Bezug auf ihre Einrichtung viel Aehnlichkeit mit der öſterreichiſchen, nur

war ſie unendlich viel ausgedehnter und großartiger. Auch den römiſchen Gränzſoldaten wurde Grund und Boden laſtenfrei zu ihrer eigenen Erhaltung übergeben, und ihnen dagegen die Vertheidigung der Gränze zur Pflicht gemacht. Sie hatten eben auf dieſe Weiſe die ganze untere und mittlere Donau beſetzt. Ihre Poſten zogen ſich an einem ungeheueren Walle zwiſchen dem Rheine und der Donau hin und zum Theil noch am Rheine hinab.

Auch gegen die Slaven hatte Deutſchland ſchon eine Art von Militärgränze, die ſich noch jetzt in den Namen der breiten Kette von Marken — Mark Brandenburg, Mark Meißen, Mark Lauſitz, Mark Oeſterreich, Mark Mähren, Mark Steier u. ſ. w., von Norden nach Süden hinziehend, zeigt. Im Weſten Deutſchlands, gegen das civiliſirte Frankreich hin, gab es keine ſolche Kette von Markgrafſchaften. Ebenſo wie die Militärgränze von der Verwaltung Ungarns, zu der ſie ſonſt, wenigſtens der Meinung der Ungarn nach, gehörte, getrennt iſt und unmittelbar unter dem Hofkriegsrathe des öſterreichiſchen Kaiſers ſteht, ebenſo ſtanden im Mittelalter auch die Markgrafſchaften nicht unter den Herzögen, zu deren Herzogthümern ſie eigentlich gehörten, ſondern unmittelbar unter dem deutſchen Könige. Auch waren in der Regel die Gränzcommandanten und ihre Vaſallen in den Marken ſelber anſäſſig und beſitzlich gemacht.

Auch die Ruſſen kamen, als ſie anfingen, ſich zu cultiviren und einen großen Staat zu gründen, ganz auf dieſelbe Erfindung, und ſie ſiedelten gegen die Ta=

taren am ſchwarzen Meere und an der Wolga, in der Ukraine (Gränze) ihre Koſaken an, denen Ländereien gegeben wurden, — die einen Wachdienſt längs Wallungen und Schanzen zu verſehen hatten, — aus deren Sloboden Städte erblühten, — Alles ganz ſo wie in anderen Militärgränzen. An die ruſſiſche Militärgränze ſchloß ſich die polniſche.

Zu verſchiedenen Malen wurden, wie in Oeſterreich (von der Maros an die Donau), die Wallungen und Sloboden der Koſaken verlegt und ihre Linien vorgeſchoben, je nachdem ſich hinter ihnen der ruſſiſche Staat conſolidirte und je mehr vor ihnen die tatariſche Barbarei zuſammenſank. Ja es wurden ganze große Theile der Gränzbevölkerung überſiedelt, und aus der alten Ukraine gingen neue Ukrainen hervor, z. B. das Land der Tſchornomorzen am ſchwarzen Meere.

Nach der Ueberwältigung der Tataren und der Türkenmacht im europäiſchen Rußland ſind nun die ruſſiſchen Militärgränzen weiter nach dem Süden verlegt und im Oſten zu den ungeheueren weitläufigen Linien der kaukaſiſchen, kirgiſiſchen und ſibiriſchen Koſaken ausgedehnt worden. Auch hier findet ein beſtändiges Wachen und Scharmützeln gegen die Einfälle der Barbaren ſtatt. Auch hier erlebte man von jeher feindliche Uebergänge von Schutz ſuchenden Horden in's ruſſiſche Gebiet, ganz ſo wie an der römiſchen und öſterreichiſchen Gränze und auch ganz ſo, wie dieß Alles an der großen chineſiſchen Militärgränze ſich ereignete, die freilich noch das Beſondere hat, daß hier

die Culturprovinzen gegen eigene, obgleich unzuverläſſige Unterthanen bewacht werden.

In Europa iſt nun — wenn man die ruſſiſche Militärgränze jetzt nach der Provincialiſirung oder Gouvernementirung der Ukraine als zu Aſien gehörig betrachtet, — Oeſterreich der einzige Staat, der noch eine Militärgränze in dem angegebenen Sinne hat. (Temporäre Militärgränzen, ſogenannte Beobachtungsarmeeen, kommen noch oft bei vorübergehenden Unruhen in einem benachbarten Staate vor.) Alle übrigen Militärgränzen, die Europa je hatte, haben ſich in blühende Civil-Staaten (wenn wir dieß Wort im Gegenſatze zu den Militär-Staaten bilden dürfen) verwandelt.

Geht man aber von dem Lande Krain oder Ukraine in Oeſterreich aus und verfolgt man in öſtlicher Richtung das Land der öſterreichiſchen Granitſchari oder Gränzer, ſo kommt man, dieſe Richtung feſthaltend, bald in das Land der ruſſiſchen Ukrainzi (Gränzer), die ſich in langen Linien ebenfalls nach Oſten dehnen und denen ſich nach einer verhältnißmäßig nicht zu großen Lücke dann die chineſiſchen Gränzen *) bis an das ſtille Meer hin anſchließen.

*) Wenn man bedenkt, daß Perſien ähnliche militäriſche und auf Vertheidigung berechnete Gränzwachen gegen Turan hat, und daß auch bei dem Culturlande Indien ſich kriegeriſche Gränzvölker als Ukrainzi bezeichnen ließen, ſo könnte man dieſe perſiſch-indiſche Wächterreihe an die chineſiſche ſich anſchließen laſſen und ſo in Aſien zwei Gürtel von Wachtpoſten annehmen, erſtlich den ruſſiſchen, der der mittleren aſiatiſchen Barbarri das Geſicht nach Süden kehrt, und zweitens den perſiſch-indiſch-chineſiſchen, der eben jenem barbariſchen Mittellande das Geſicht nach Norden wendet.

Und ſo hat man mit Abrechnung einiger Unterbrechungen in dieſer Richtung einen fortlaufenden Gürtel von Gränzmarken, eine faſt 2000 Meilen lange Reihe von Gränzwächtern und Hütern der Cultur gegen die Barbarei, — eine merkwürdige Erſcheinung, die auf dem Erdboden nicht zum zweiten Male wieder vorkommt.

Ich ſaß, auf dieſe Weiſe über die Gränzen und Gränzwächter philoſophirend, nicht allzulange am Ufer der Donau, als auch ſchon der Morgen wieder anfing zu grauen. Menſchen ergrauen erſt in ihrem höchſten Alter, aber ſonderbar der junge Tag iſt grau bei ſeiner Geburt. Die ausgeſandten Patrouillen waren indeß zurückgekehrt, und der alte Corporal zog mit ſeiner Mannſchaft ab, nachdem er den Poſten ſeinem Nachfolger übergeben hatte. Ich bemerkte bei dieſer Gelegenheit, daß alle Abziehenden zuvor ganz ſorgfältig wieder die Patronen aus dem Flintenlaufe zogen und in ihre Patrontaſchen ſteckten. Wenn unſere Jäger von der Jagd kommen, ſo knallen ſie ihre Flinten, wenn ſie noch einen Schuß darin haben, auf den erſten beßten Raben ab. Aber in der Militärgränze geht man ſparſamer mit dem Pulver um, da iſt dergleichen nur für Menſchen beſtimmt. Es darf auf dem ganzen Cordon kein Schuß fallen, der nicht etwas zu bedeuten hat, und die Patronen, die den Leuten ſehr knapp zugezählt werden (ſie bekommen das ganze Jahr über nur 30 zum Scheibenſchießen und 20 für den Wachtdienſt), müſſen

gar ſorgſam verwahrt werden. Sie werden zuweilen 3 bis 4 Mal in die Flinte geladen und wieder herausgezogen, weil die Gränzer im Inneren des Landes nicht mit geladenem Gewehre erſcheinen dürfen. Es kommt einem etwas komiſch vor, wenn man hört, welche weitläufigen Unterſuchungen, welch langes Verfahren, welche Proceſſe und Schreibereien hier in der Gränze manchmal wegen einer abhanden gekommenen Patrone, wegen eines verdorbenen Flintenſchloſſes, wegen eines verlorenen Säbels oder dergleichen ſtatthaben.

Mein Franzoſe, der ſich indeß ſo mit Flöhen herumgeplagt hatte wie ich mit Grillen, kroch nun auch aus ſeinem Kotzen hervor, und als der Morgenſtern uns in's Angeſicht ſchaute, machten wir alle beide eine ziemlich lange, ſchmale und verſchlafene oder vielmehr verwachte Miene.

Wir begaben uns auf den Weg in's Dorf, um nach unſeren Reiſegefährten zu horchen. Als wir dort ankamen, fanden wir noch Alles in tiefſter Ruhe. Unſer edler Raguſaner lag ſchlafend vor der Thür, und das Fenſterchen unſerer Damen war mit einem kleinen Tuche verhängt. Wir machten uns indeß auf, um im Dorfe etwas warme Kuhmilch zu ſuchen.

Auch hier ſchlief noch Alles. Die kleinen aus Holz und Lehm gebauten Häuſer ſtanden alle ganz geräuſchlos da, und in den engen Gehöften vor dieſen Häuſern, die mit hohem Flechtwerk rings umgeben waren, ſahen wir die kleinen Wägelchen der Leute aufgeſtellt,

ihre Pflüge und Ackergeräthe, ebenfalls ganz ruhig, als wären ſie in tiefen Schlaf verſunken.

Da alle dieſe Menſchen und Dinge nur walachiſch verſtanden, dachten und träumten, ſo war es ſchwer für uns, ſie auf eine höfliche Art mit einer Beifügung von Entſchuldigung aus dem Schlafe zu wecken. Es blieb uns daher nichts übrig, als durch die Lücke eines der Hofzäune zu brechen und vor der Thür des Hauſes irgend ein unarticulirtes Geſchrei zu erheben.

Wir gaben demſelben noch einen Nachdruck durch ein kleines Bombardement von Stößen an die Thür, und nach einiger Zeit trat ein Junge hervor. Der Franzoſe, an ſeiner Verblendung, daß das Walachiſche nur ein verdorbener Dialekt, ein Jargon des Franzöſiſchen ſei, feſthaltend, redete ihn gleich in ſeiner Sprache an und ſagte: „Eh bien! mon cher, faites vîte! donnez nous un peu de lait — du lait — du lait!“

Der verſchlafene walachiſche Bauerjunge war nun natürlich noch nicht klüger als zuvor, und er hätte gewiß die Thür gleich wieder zugeſchlagen, wenn ich nicht noch eben zur rechten Zeit mit der Zuſammenſtellung zweier walachiſchen Worte fertig geworden wäre, die ich aus den lateiniſchen Namen und nach walachiſcher Weiſe zurecht machte. „Lapte dulce! lapte dulce!“ rief ich, und der Franzoſe nahm dazu Geld in die Hand und ließ es klimpern.

Der Klang des Geldes iſt der verſtändlichſte Ton auf Erden, und es dauerte daher auch nicht lange, ſo kam ein ſchlankes walachiſches Mädchen heraus und ließ

einige Kühe aus dem Stall in den Hof. Sie melken hier die Kühe immer auf dem Hofe, die Stallungen ſind, glaube ich, in der Regel zu klein dazu.

Wir ſahen hier zum erſten Male die Kleidung eines walachiſchen Mädchens dieſer Gegenden. Sie hatte einen bloßen Kopf, und ihre Haare lagen ihr in dicken Flechten auf dem Haupte. Dieſe Mädchen machen die Flechten ſo feſt, daß ſie auch damit ſchlafen können. Alsdann hatte ſie ein weißes, hier und da mit eingelegten rothen Fädchen geſchmücktes Hemd an und außerdem vorne ſowohl als hinten eine Schürze. Dieſe Vorder- und Hinterſchürzen bilden das Hauptſtück der Kleidung der walachiſchen Mädchen, und ſie verwenden darauf, wie es ſcheint, den meiſten Schmuck. Sie werden aus buntgefärbter Wolle künſtlich gewebt, und allerlei Muſter in gelben, weißen und blauen Farben hineingebracht. Sie heißen „Pregacſen“*). Die Feiertags-Pregacſen werden ſogar mit Gold- und Silberdraht eingekantet. Sie ſind beide ganz gleich, ſowohl die vordere als die hintere, beide nur etwas über eine Elle lang und nicht ganz eine Elle breit. Unten ſind ſie mit einer unzähligen Menge von langen Franſen oder Schnüren beſetzt, die faſt bis auf den Boden hinabhängen, und die, wenn die Mädchen ausſchreiten, beſtändig durcheinander tanzen und hin- und herfliegen. Dieß ſcheint ihr Hauptſtolz zu ſein, auch iſt es immer das Erſte, was dem Fremden an dieſen Mädchen auffällt.

*) Sie ähneln den Schürzen der italieniſchen Weiber in der Umgegend von Rom.

Die Kühe, welche die Walachin vorführte, waren erbärmlich klein, und ſie mußte die ganze Heerde ausmelken, um einen ordentlichen Topf voll Milch zu bekommen. Es fiel mir dabei noch auf, daß auch dieſe Leute, ebenſo wie die Nationen in Südrußland, ihre Kühe noch nicht gezähmt und daran gewöhnt haben, ihre Milch freiwillig herzugeben. Erſt muß das Kalb herbeigezerrt werden und die Euter anſaugen, dann nimmt die Melkerin einen Stock, jagt das Kalb weg und melkt ſtatt ſeiner. Die ganze Operation dauerte eine Stunde, während welcher Zeit mein Franzoſe die Walachin auf das Artigſte in franzöſiſcher Sprache unterhielt. Wir liefen endlich mit unſerer Milch davon und reichten ſie in das kleine Fenſter bei'm Prieſter hinein, wo man indeß wach geworden war und dieſen Morgentrank mit freundlichem Danke entgegennahm.

Die untere Cliſſura.

Endlich gegen fünf Uhr ſaßen wir wieder Alle in unſerem Tündér auf dem Waſſer und ſetzten unſere Reiſe fort, indem wir uns die Abenteuer der Nacht erzählten.

War unſere geſtrige Fahrt in der „oberen Cliſſura" intereſſant geweſen, ſo war es die heutige in der „unteren Cliſſura" nicht minder. Gleich unterhalb Plawiſchewitza iſt die Donau noch ziemlich breit, aber wir erblickten bald wieder ein von ſenkrecht hervortretenden Felſen gebildetes Thor, hinter welchem ſie ſich zu einem ſchmalen Streifen verlor. Mir ſchien gerade hier eine der allerpittoreskeſten Stellen zu ſein. Das breite Becken vor und neben uns, die ſchöne Belaubung der Ufer im Vordergrunde, im nicht ſehr entfernten Hintergrunde aber das rieſige Thor, über dem Thore noch die höchſte Bergkuppe dieſes ganzen Gebirgstheiles, der Sterbezo al mare, deſſen Spitze man ſogar von Widdin aus und noch weiter her erblickt, dieß Alles gewährte einen herrlichen Anblick. Im Thorwege ſelbſt — und das war eben das beſonders Reizende — eröffnete ſich eine noch fernere Perſpective. Es zeigten ſich

dort an dem fortlaufenden Canale der Donau mehre Male vortretende und zurückweichende Felſen, an deren rauhen Rändern und Ecken leichte Morgengewölkchen hinſchwankten.

Wir fuhren hinein. „Das iſt der Kaſan,“ ſagten die Leute. Kaſan iſt ein tatariſches Wort, das ſoviel bedeutet als Keſſel. Es kam uns ſchneidend kalt aus dieſem Keſſel entgegen, und es war uns offenbar, daß der Keſſel nicht über dem Feuer ſtand, obgleich auch hier das Waſſer auf- und niederwallte. Der Eingang des Keſſels iſt außerordentlich ſchön. In der Mitte des Stroms ſteht ein hoher Felſen, von den tobenden Gewäſſern umbrauſ't. Er heißt der Kalnik. Zu den Seiten erblickt man Höhlen am Ufer. Die eine heißt das Türkenloch (Gaura Turcoli). Daneben war jetzt ein Hauſenfang errichtet, bei dem ſerbiſche Fiſcher beſchäftigt waren. Ein Adler ſaß ruhig auf einer Felsſpitze nicht weit vom Ufer, ohne ſich bei unſerer Durchfahrt auch nur zu rühren. Verkrüppelte Eichen und Buchen wurzelten, dürftige Nahrung ſuchend, an den Felſen. Wir ſchoſſen raſch hindurch, und ſo tobend die Gewäſſer auch branden, ſo iſt doch dieſe Paſſage weit weniger gefährlich als die bei'm Islaz oder Jutz, weil der kleinen verrätheriſchen Felſen nicht zu viele ſind, und man genießt bald wieder das Vergnügen, mit Gemüthsruhe auf dem Donaucanale, der eine lange Zeit ſehr enge bleibt, hinzufahren, und zwar beiden Ufern ſo nahe, daß man deutlich erkennt, ſowohl welche Mienen die Leute in Serbien machen, als auch was ſie in Ungarn beginnen. Die Schiffer ſagen, die Donau ſei hier im Allgemeinen 36 Klaftern tief, an einigen Puncten aber ſogar 50. Andere Reiſende geben

eine durchſchnittliche Tiefe von 30 Klaftern an. Dieſe Einengung der Waſſermaſſe dauert beinahe drei Stunden Weges, und es iſt wohl gewiß, daß die Donau in ihrem ganzen Laufe bis zur Mündung, wo ſie größtentheils ſehr flach iſt, kein zweites Stück von gleicher Tiefe aufzuweiſen hat. An den Seiten ſieht man hier und da große finſtere Spalten die Felſen durchklüften. In der einen dieſer Spalten, die Tanikowaſpalte nannten ſie mir die Leute, ſoll es oft vor Kälte nicht auszuhalten ſein.

Die ſerbiſche und ungariſche Seite bilden in gewiſſer Beziehung einen intereſſanten Contraſt; denn während auf der ungariſchen Seite ein neuer ſchöner Weg, die Cliſſuraſtraße, in die Felſen geſprengt wird, ſieht man auf der ſerbiſchen Seite noch Spuren des alten Römerweges, den Trajan hier herſtellte.

Der neue Weg ſoll von Orſowa aus als eine breite ſchöne Chauſſee durch die Cliſſura hinführen, bis nach jenem Ujpalanka, das wir ſchon mehre Male als den Anfangspunct dieſes Flußpaſſes bezeichneten; es ſollen in Zukunft dann die Perſonen und Waaren der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft auf dieſem trockenen Wege befördert werden; denn wahrſcheinlich wird es wohl nicht möglich ſein, durch Felsſprengungen die Gefahren der Waſſerfahrt ganz zu beſeitigen, oder wenn dieß auch möglich ſein ſollte, ſo wird es doch immer außerordentliche Ereigniſſe und Umſtände geben, als z. B. bei unerwartet niedrigem Waſſerſtande, bei lange andauernden Eisſtopfungen in dem Eng=

paſſe und dergleichen, wo eine gute Landſtraße neben dem Waſſer die beßten Dienſte leiſten kann.

Durch einen Canal dieſe Donauenge zu umgehen, iſt nicht ausführbar, weil die Bergmaſſen zu beiden Seiten ſich zu hoch und zu wild ausdehnen. Es müßte ein Waſſertunnel werden, den in ſo bedeutender Länge, Höhe und Breite herzuſtellen alle menſchlichen Kräfte nicht vermögen würden.

Man arbeitet an dieſer großartigen Kunſtſtraße ſchon ſeit neun Jahren. Die Arbeit ſchreitet langſam vor, weil auf großen Strecken faſt die ganze Breite des Weges immer in ſchroff abhängende Felſen eingeſprengt werden muß, weil über Spalten und Klüfte hier und da die ſchwierigſten Brückenbauten auszuführen ſind, und weil mitunter hohe Parapete aufgeführt werden müſſen, um die Wege gegen die Donau zu ſchützen. Doch ſind bereits mehre bedeutende Partieen der ganzen Wegesſtrecke (man gab mir ſechs Meilen, etwa ein Drittel des Ganzen, an) fertig, und hier und da ſahen wir viele Menſchen, in den Felſen klebend, mit dieſer erfreulichen Arbeit beſchäftigt.

Auf der anderen, der ſerbiſchen Seite, nun ſieht man die Spuren eines alten Römerwegs, der freilich durchaus nicht ſo großartig iſt, wie dieſe neue ungariſche Straße; denn es war ein bloßer Treppelweg für die Schiffsleute, welche die Donauſchiffe ehemals, wie ſie es noch jetzt thun, aufwärts zogen. Wenn man aber bedenkt, daß die langen Niſchen oder Felscorridore, welche dieſer Weg erforderte, alle mit dem Meißel in den harten Felſen Stück für Stück ausgetieft wurden, da ja die Römer noch nicht die Pulverſprengungen benutzen konnten, und da hier wegen

der Schroffheit der Felſen die Zerklüftung der Steine durch ein bloßes Holzfeuer unanwendbar war, ſo war die Arbeit gewiß nicht weniger ſchwierig und bleibt höchſt bewundernswürdig. Hier und da ſieht man noch unter den Niſchen Reihen von großen viereckigen Löchern eingehauen, in denen wahrſcheinlich Balken ſteckten, die eine brückenartige Erweiterung des Weges, eine Galerie nach außen, trugen. Dieſe ſchwebende Galerie um die Felſen herum zu führen, war immerhin noch leichter, als die Niſchen noch weiter auszutiefen. Unter jedem großen viereckigen Loche befindet ſich noch ein kleines, in welches vermuthlich die ſchräge Gegenſtrebe oder Stütze eingeſteckt war, die den horizontal hinausgehenden Balken tragen half. Ich glaube, die Serbier könnten mit leichter Mühe und zum großen Vortheile der Donauſchiffer dieſe Galerie wiederherſtellen. Auch in der oberen Cliſſura ſahen wir am Tage zuvor ſchon viele ſolcher Spuren dieſes römiſchen Treppelwegs. Die Ungarn nennen ihn „Trojan uht" (Trajan's Weg), und auch die Walachen verſicherten uns, „ja den Weg habe der Trajan gemacht." Es kam mir ganz eigen vor, daß der Name jenes großen Kaiſers in dieſer Felsſchlucht ſich ſeit jenen entlegenen Zeiten noch immer ſo friſchtönend erhalten hat wie ein unvertilgbares Echo. Ich fragte einen der walachiſchen Ruderer, wer denn der Trajan geweſen wäre; „Imperator Rumanescu," antwortete er, was ebenſowohl heißen kann „römiſcher" als auch „walachiſcher Kaiſer." Ich glaube, daß die Walachen ſich die alten römiſchen Kaiſer noch mehr zurechnen als die heutigen Italiener. Ein walachiſcher Lehrer hat bekanntlich bewie-

ſen, daß die Walachen noch weit directer und unvermiſchter von den Römern abſtammen als die Italiener, in welche ein Theil des germaniſchen Geiſtes fuhr. Die Suppoſition, daß ſie nur romaniſirte Slaven ſeien, (die Slavenfreunde ſtellen dieſe Suppoſition auf und reclamiren im Namen derſelben die Walachen als Slaven) verwerfen jetzt alle Walachen. Nur die Italiener erkennen ſie als ihre Brüder, und daher haben ſie auch neuerdings ſich mehr und mehr für die italieniſche Orthographie in ihrer Sprache und gegen die Orthographie und das Alphabet Kyrill's entſchieden. Sonderbar iſt es nun, daß das größte und energiſcheſte Volk der Erde, das der Römer, gerade ſolche Leute hinterließ, die ihnen geiſtig ſo wenig gleich ſehen, wie die Walachen und die heutigen Einwohner Roms.

Eine Vergleichung der walachiſchen und der italieniſchen Sprache unter einander und dann mit ihrer gemeinſamen Mutter müßte vom höchſten Intereſſe ſein und zu nicht unwichtigen Reſultaten führen. Namentlich iſt es merkwürdig, wie ſehr die walachiſche Ausſprache der lateiniſchen Laute der italieniſchen gleicht, und wie wenig Aehnlichkeit ſie hat mit der Art, wie wir gelehrte Deutſchen das Lateiniſche reden. So z. B., um nur Einiges anzuführen, ſprechen die Walachen, wie die Italiener, Tschitschero, nicht Zizero (Cicero).

Lateiniſch: gemit, italieniſch: dscheme (geme), auch walachiſch: dscheme.

Einige lateiniſche Worte ſind ganz auf gleiche Weiſe im Italieniſchen wie im Walachiſchen ungeändert, z. B.

Lateiniſch: quaero, italieniſch: cerco, walachiſch: cercu.

Auch das gli (lj) der Italiener haben die Walachen ganz auf gleiche Weiſe, z. B.:

Italieniſch: tagliare, walachiſch: tagliare.

„Den rechten Weg alſo hat der Trajan g'moacht, und den linken Weg hat der Szechenyi g'moacht," repetirte mir einer unſerer Mitreiſenden. Allerdings wird dieſer Weg auf Koſten der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft hergeſtellt, allein der Graf Szechenyi, dieſer um das Wohl Ungarns ſo vielfach verdiente Mann, iſt die Seele des Betriebs der Arbeit. Er hat den erſten Impuls dazu gegeben, dieſe Donaugegenden mehre Male bereiſ't und auch den Erzherzog Palatin zur Beſichtigung hierher geführt. Das Volk hält ihn daher für den eigentlichen Straßenerbauer und nennt den Weg: „Szechenyi ſeine Stroaß'n." Es kann wohl nur äußerſt ſchmeichelhaft ſein, dem Kaiſer Trajan in dieſer Felsſchlucht unter ſo außerordentlichen Umſtänden gegenüber geſtellt zu werden. Sollte bei'm Volke die Benennung „Szechenyi's Weg" ſich völlig feſtſetzen, ſo wäre der Name des edeln Grafen vielleicht für ewige Zeiten an dieſe Felſen geſchmiedet. Es giebt, glaube ich, keine beſſere Weiſe, ſeinen Namen unſterblich zu machen, als die, durch eine große und nützliche Felſenarbeit in einer Gegend, wo der übrigen Menſchenwerke nicht zu viele ſind. Der Name der Erbauer großer Kirchen und Tempel, ſo ſchön ſie auch ſein mögen, iſt bei'm Volke und auch bei den Gelehrten oft längſt vergeſſen. Auch von allen anderen Werken und Thaten,

die Trajan in dieſen Gegenden ausführte, hat hier nichts ſeinen Namen ſo unſterblich gemacht als jene „Treppelweggalerie.“

Bald hinter dem „Türkenloche“ zeigt ſich der „Blutberg“ oder „Schukuru,“ und in ihm gewahrt man den Eingang zu der berühmten „Biscabora“ oder der „veteraniſchen Höhle,“ die ſo groß iſt, daß ſie von alten Zeiten her als eine Feſtung hat benutzt werden können. Dieß geſchah ſogar noch in den Kriegen Oeſterreichs gegen die Türken. Die Höhle faßt 700 bis 800 Mann und liegt ſo, daß von hier aus leicht jeder Durchgang auf der Donau verhindert werden kann. Ich habe ſie leider nicht beſehen können und ſpreche daher nicht von den eigenthümlichen Schlachten, die hier geliefert worden ſein müſſen, und von der Reproduction dieſer Schlachten, welche die Phantaſie des Malers herbeiführen könnte. Selbſt im Jahre 1790 noch war die Höhle von 1000 Mann Oeſterreichern beſetzt, und die Türken konnten mit ihren unbehülflichen Buda's (den Tſchaiken ähnlichen Schiffen) nicht vorüber. Jetzt ſahen wir nur eine Reihe von „Strajen“ (Gränzwachen) und „Tſchardaken,“ die hier in der Enge des Fluſſes dichter als gewöhnlich ſtehen.

Furchtbar ſchön mögen die Schauſpiele und Ereigniſſe ſein, welche das Eis hier im harten Winter herbeiführt. Mir ſcheint, es müſſen ſich hier jeden Winter an und zwiſchen den Felſen ungeheuere Maſſen aufhäufen. Viele der niedrigen ſerbiſchen Hütten, die man zu Zeiten, von einem einzigen kleinen Kukuruzfeldchen umgeben, auf einer flachen vorſpringenden Bergbank liegen ſieht, müſſen

dann gänzlich von aller Welt abgeſchnitten ſein; denn es giebt hier deren, die der Art von ſchroffen Wänden umſtellt ſind, daß ihre Bewohner nur auf dem Waſſer mit der übrigen Welt verkehren können und ohne Zweifel auch nur auf dem Waſſer als Anſiedler in dieſe Gegend gekommen ſind. Ich begreife nicht, wie Fürſt Miloſch es machte, um mit ſeinem Scepter in dieſe Schlünde zu reichen.

Einmal kamen wir bei einer kleinen ſerbiſchen Löffelmühle, die an einem in die Donau ſpringenden Quelle lag, ganz dicht vorbei und konnten ihr einſames ſchwächliches Geklapper belauſchen. Ein ſerbiſcher Müller ſaß daneben und fiſchte. Gegenüber ſtanden die „beiden Brüder“ (due fratzi), zwei ſcharf hervortretende Felsecken.

Endlich fingen die Walachen wieder an, von Trajan zu ſprechen, indem ſie riefen: „Ikonalui Trojan!“ („Das iſt die Tafel des Trajan.“) Es iſt die berühmte Inſchrift, welche Trajan hier auf einem abgeflachten Theile des Felſens hat einmeißeln laſſen, wahrſcheinlich, um damit der Felſenarbeit ſeiner Legionen ein Monument zu ſetzen*). Der Punct, wo die Tafel ſteht, iſt wieder einer der romantiſcheſten von allen; denn von hier aus öffnen ſich die Donauthore von Neuem. Hinten ſieht man in die enge Schlucht, aus der man herausgleitet, zurück, und vorn zeigen ſich belaubte Flußufer und eine kleine Inſel mit Büſchen, Kukuruzfeldern und ſchönen Weideplätzen im Strome. Die Tafel ſteht noch immer ziemlich hoch über dem Fluſſe, und dazu haben

*) Andere meinen, er habe ſeinen erſten Feldzug nach Dacien damit verewigen wollen. Doch konnte Trajan unmöglich hier über die Donau ſetzen.

kleine unvorſichtige Hirtenbuben zuweilen ein Feuer auf dem Felsvorſprunge unter der Tafel angemacht, wodurch vielleicht manche Theile des Felſens von der Hitze ausgefallen ſein mögen, oder doch wenigſtens ein großer Theil der Inſchrift von unten unleſerlich geworden iſt. Daher konnten wir, obgleich wir mit Ehrfurcht und Aufmerkſamkeit hinaufblickten, doch von unten nichts leſen. Aus vielen Büchern iſt es aber bekannt, daß die Inſchrift ſo lautet:

Imp. Caesar. Divi. Nervae. F.
Nerva. Trajanus. Aug. Germ.
Pontif. Maximus. T. P.
Pater Patriae. Cos. P. P.
Monti D . . . . . Bu.
S . . . . ati.

Der Menſchen, die nach Buchſtaben und von Menſchen herrührenden Inſchriften begierig ſind, giebt es in der Regel immer mehr in der Welt als derer, welche die Worte und Wortbruchſtücke der Natur zu entziffern ſuchen. Daher mag es kommen, daß an dieſer Trajaniſchen Inſchrift ſchon jedes Titelchen hundert Mal beſprochen worden iſt, während an jenen Felſen auch noch ſo manches Andere zu leſen und zu ſagen wäre (z. B. Vegetabiliſches). Die Vegetation aller dieſer Gebirge iſt durchaus noch nicht in eine zuſammenhängende Lecture gebracht.

Unter der Trajaniſchen Tafel trat nun, wie geſagt, unſer Schiff wieder in ein ſonniges breites Thal ein, und es dauerte nur noch ein kleines Stündchen, ſo ſahen wir die letzte Donauſtadt der Militärgränze, Orſowa (ſprich: Orſchowa) an einem breiten Bogen des Stromes und an der Mündung eines ſchönen, aus dem Inneren kommenden Thales liegen.

Erklärung des Titelkupfers.

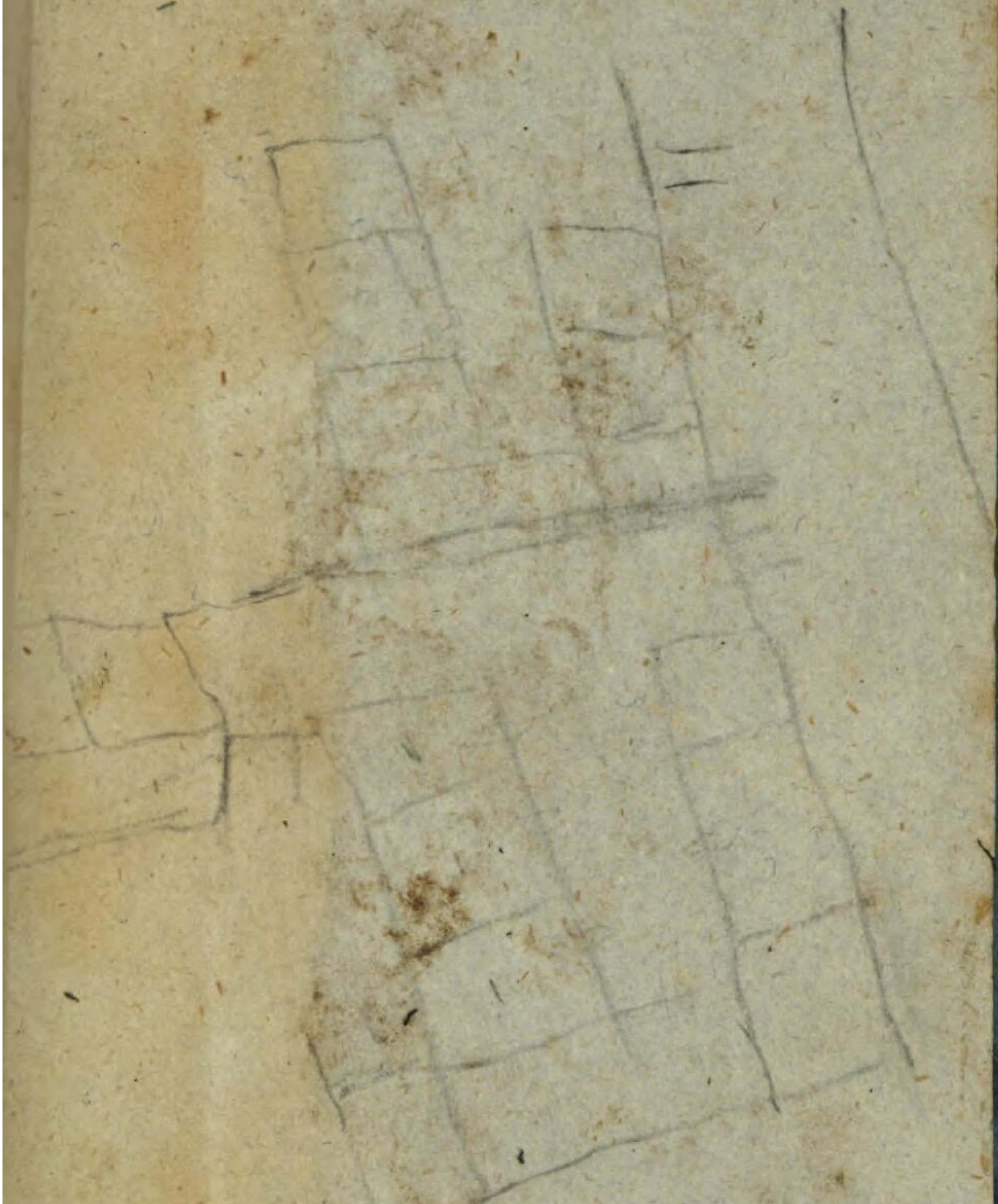
Zigeuneriſche Muſiker und ungariſche Tänzer und Tänzerinnen ſind zwiſchen Nebengewinden über einer ungariſchen Landſchaft zuſammengruppirt, auf welcher ſich ungariſche Fuhrleute und Hirten bewegen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

UTZHENEN
WIEN
Siebenbürgen
Rother Thurm Pass
Eiserne Thor Pass
Vulkan Pass
Mehadia
Orsova
das eiserne Thor

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kohl, Johann Georg,

Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten

Bd.: 3

Dresden [u.a.] 1842

It.sing. 504 o-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467189-3